This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Google

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07572421 5

Die

Poesie und Beredsamkeit

der Deutschen,

von Luthers Zeit bis zur Gegenwart.

Dargestellt

von

Franz Horn.

Erster Band.

Berlin 1822,
bei Theod. Joh. Christ. Friedr. Enslin.

Kurze Inhaltsandeutung.

Vorrede. Erstes Buch.
Schwierigkeiten des Unternehmens und was allein versprochen werden kann. §. 1 bis 4.
Kurze Umrisse zur Vorgeschichte. Barden, Nibelungen, Minnesinger der schwäbischen Zeit. §. 5 — 6.
Wodurch das weitere Fortschreiten gehindert ward. §. 7 — 10.
Heldenromane, Volksbücher, lehrende Gedichte. §. 11 — 13.
Religiöse Bildung. Tauler. §. 14 — 16.
Heinrich von Nördlingen. Otto von Passau. Albrecht von Eyben. §. 17.
Martin Luther. §. 18 — 55.
Meistergesang. Spruchsprecher. §. 56 — 68.
Anhang zu dem Abschnitt von den Meistersängern. (ohne §. Bezeichnung.)
Volkslieder, ihre Blüthezeit und ihr Fall. §. 69 — 79.
Was Ersatz bietet. §. 80 — 81.
Hans Sachs. §. 82 — 96.
Melchior Pfinzing. §. 97 — 98.
Ulrich von Hutten. §. 99 — 102.
Thomas Murner; nebst Bemerkungen über Sebastian Brand, Geiler von Kaisersberg und das Volksbuch Till Eulenspiegel. §. 103 — 107.
Possen und Satiren. §. 108.
Johann Agricola. §. 109.
Sebastian Franke. §. 110.
Chroniken. §. 111.
Burkard Waldis. §. 112 — 113.
Johann Fischart. §. 114 — 122.
Georg Rollenhagen. §. 123 — 124.
Jakob Ayrer; und über das deutsche Theater, die englischen Komödianten. §. 125 — 129.
Johann Arnd. §. 130 — 133.
Ueberblick der ganzen Periode von Luther an bis zum Beginnen des dreißigjährigen Krieges. Verbindung der politischen Geschichte mit der literarischen. Was den Deutschen als Poesie erschien, und ob man sie in geistliche und weltliche eintheilen dürfe. §. 134 — 140.

Zweites Buch.
Politische Geschichte. Was dem dreißigjährigen Kriege vorangíng, der Krieg selbst und dessen drei Abschnitte. §. 1 — 4.
Georg Rudolph Weckhrlin. §. 5 — 6.

Martin Opitz. §. 7 — 20.
Paul Flemming. §. 21 — 36.
Friedrich von Logau. §. 37 — 49.
Andreas Gryph. §. 50 — 63.
Jakob Böhme. 64 — 74.
Johann Valentin Andreä. §. 75 — 80.
Friedrich Spek. §. 81 — 85.
Jakob Balde. §. 86 — 93.
Johann Angelus. §. 94 — 99.
Samuel Greifenson von Hirschfeld. §. 100 — 101.
Johann Michael Moscherosch. §. 102.
Die Gesellschaften für deutsche Sprache und Poesie. §. 103 — 110.
Sibylle Schwarz. §. 111 — 117.
Julius Wilhelm Zinkgref. §. 118.
Dietrich von dem Werder. §. 119 — 120.
Wolf Helmhard von Hohenberg. §. 121.
August Buchner. §. 122 — 123.
Adam Olearius. §. 124.
Ernst Christoph Homburg. §. 125.
David Schirmer. §. 126.
Robert Roberthin. §. 127.
Simon Dach. §. 128 — 129.
Paul Gerhard. §. 130 — 132.
Andreas Tscherning. §. 133.
Jakob Schwieger. §. 134.
Andreas Scultetus. §. 135.
Georg Philipp Harsdörffer. §. 136 — 138.
Johann Klai. §. 139 — 140.
Philipp von Zesen. §. 141 — 143.
Johann Rist. §. 144.
Justus Georg Schottel. §. 145 — 146.
Georg Neumark. §. 147 — 148.
Siegmund Betulius (von Birken). §. 149 — 151.

Druckfehler

Seite 20. Zeile 14. lies: werden.
S. 42. Z. 27. lies: ihm.
S. 49. Z. 25. lies: epigrammata.
S. 57. Z. 23. lies: Triebet.
S. 88. Z. 12. lies: bin.
S. 113. Z. 26. lies: Phalarismus.
S. 152. Z. 12. setze nach „Strom" hinzu: ; sondern nur.
S. 169. Z. 11. lies: Idyllen.
S. 240. Z. 15. lies: vertheidigte.
S. 245. Z. 30. lies: Morhof.
S. 272. Z. 20. lies: die Verachtete.
S. 273. Z. 25. lies: Macaronischen.

Dem Leser.

Da ich mich schon früher überzeugt habe, daß Vorreden nicht immer mit der Aufmerksamkeit gelesen werden, die ihnen der Verfasser wünscht, so ist auch dieses mal (wie in meinen „Umrissen“) manches was sonst vielleicht in der Vorrede erwartet wird, in dem Buche selbst ausgesprochen worden. Was mir sonst noch in dieser Hinsicht auf dem Herzen liegt, wird wohl am füglichsten am Ende des ganzen Werks, das, wie man leicht sehen wird, auf mehrere Bände berechnet ist, mitgetheilt werden. Jetzt begnüge ich mich mit dem Hauptwunsche, daß diesem Buche, welches nur mit großer Anstrengung, Sorgfalt und Liebe geschaffen und ausgebildet werden konnte, Liebe begegnen möge, da ich mir bewußt bin, mit pflichtmäßig redlichem Eifer danach gestrebt zu haben.

Die Poesie ist nicht das ausschließliche Eigenthum einiger Individuen, kein Zunftgeheimniß, sie gehört allen Menschen an, oder vielmehr sie will

und kann allen den Menschen angehören, welche nur wahrhaftig und vollständig wollen; sie soll die reine Luft sein in der wir athmen, der Kern des Lebens, ja das Leben selbst. Dieses Wort mag immerhin ein wenig überschwenglich klingen; es ist dennoch ein sehr ruhiges, und ich spreche es mit besonderer Gelassenheit und gesicherter Ueberzeugung aus. So ist denn also die Geschichte der Poesie eines Volkes die Geschichte seines innern Lebens; und so lade ich bescheiden und herzlich meine theuren Landsleute ein, mit Wohlwollen zu vernehmen, was mir, nach vieljährigem Streben, über diesen Gegenstand klar geworden ist.

Berlin, am 1sten Januar 1822.

Franz Horn.

Erstes Buch.

von einigen Lesern werden gemacht werden; allein ich darf sie nicht scheuen, da ich, ohne irgend ein bereits vorhandenes zweckdienliches Buch verachten oder unnöthig machen zu wollen, die Ansicht hege, daß im Felde der Literaturgeschichte der treuen Arbeiter noch bei weitem nicht genug sind, und daß diese ganze Wissenschaft bei uns noch sehr jung und zum Theil sehr unsicher dasteht, da, wie nicht geleugnet werden kann, gar manche unserer literarhistorischen Werke nur als Nachhall vom Nachhall, oft auch nur als bloße ungenügende Materialiensammlungen zu betrachten sind.

Weit bedeutender ist die innere Schwierigkeit eines solchen Unternehmens, indem die Bildung der Deutschen, als eines mehr nach innen als nach außen gerichteten Volkes, in manchen Perioden nur selten sich in solchen Thaten zeigt, die in den Raum fallen, ja wohl gar zuweilen sich auf das bloße Dulden und Zeit-abwarten beschränkte. Oft ist diese Bildung auch nicht vertraut genug mit Form und Sprache und während jene (Form) vernachlässigt wird, erscheint diese (Sprache) fast nur als ein kindisches Lallen, welches die Tiefe des Gedankens nur schwach andeutet und ahnen läßt.

§. 3.

Es ist nicht genug, viele tausend deutsche Bücher zu diesem Zweck gelesen und sie sich möglichst klar gemacht zu haben, denn unter diesen tausenden sind vielleicht zwei Drittel, trotz der scheinbaren deutschen Sprache, in der sie geschrieben sind, nicht deutsch, und fallen entweder bloß in das Gebiet der Neu-Europäischen Bildung oder Verbildung, oder in ein bloßes vornehmes oder gemeines Nichts hinein. Eine Besorgniß wie diese, manches nicht Nationelle wohl gar für nationell zu halten und umgekehrt, kann einem

Franzosen, der die Bildungs-Geschichte seines Vaterlandes darstellen wollte, nie begegnen, da allerdings den französischen Schriftstellern fast ohne Ausnahme nachzusagen ist, daß sie französisch schreiben; worüber indeß (ich meine in Beziehung auf die Mehrheit jener Autoren) wohl niemand sich zu besonderm Neide aufgelegt fühlen möchte. Unter den deutschen Schriftstellern aber schreiben manche nichts weniger als — deutsch.

Ferner scheint es, als sei, bei aller Achtung für das Streben des Einzelnen, weniger daran gelegen, wie sich dieser oder jener Schriftsteller gebildet, und was er geleistet, als wie es ihm gelungen sei, auf das Volk zu wirken. Hier äußern sich dem deutschen Literaturhistoriker Schwierigkeiten, wie sie vielleicht kein anderer jemals gewahr werden kann; denn nicht selten findet sich, daß ein trefflicher Autor in der Zeit da er lebte, fast ganz unverstanden vorüber gegangen ist, wie etwa ein von einer noch ungekannten Sonne abgeschickter Strahl, welcher unberechenbar spät ankommt auf der Erde, für die er bestimmt ist.

§. 4.

Ueberhaupt hat es das Ansehen, als sei eine allgemeine Normalbildung in Deutschland unmöglich, da auch bei der innigsten Liebe für das allgemeine Vaterland, dennoch die Verschiedenheit der einzelnen Stämme, und insonderheit der beiden Hauptstämme, Sassen und Sueven, bedeutend wirkt; ja wir dürfen hier noch im Vorübergehen bemerken, daß das Streben nach ganz individueller Bildung sogar zu den Eigenthümlichkeiten des Deutschen gehört.

Dennoch sollen alle diese Ansichten nicht schrecken, sondern nur zum ernsten Eifer stimmen, dem, wenn er der ächte ist, ein fröhlicher Muth nimmer fehlen kann. Aber auch die

Bescheidenheit nicht, denn wohl fühlend wie beschränkt überhaupt die Kräfte des Einzelnen sind, und erkennend, daß die wahrhaftigste und genügendste Literaturgeschichte gewissermaßen nur von dem ganzen Volke geschrieben werden kann, und täglich, handelnd — geschrieben wird, mache ich mich zu nichts weiter verbindlich, als die Stimme eines Einzelnen zu geben, völlig zufrieden wenn meine lieben Landesleute ihr einiges Gehör geben, oder gar mit Belehrung und Ermunterung mir zu Hülfe kommen. Ist uns doch gewiß allen nirgends so wohl als in unserm theuern Deutschland, und nächstdem in Alt-England, (das ich das Shakspear-England nennen möchte) wo wir, wie bekannt, eine sehr reine germanische Luft athmen. Am wohlsten aber wird uns in unserm lieben Vaterland, wenn wir zu erforschen streben, wie es geworden was es ist, und unsre Literatur, die sicherste Erscheinung unsrer Bildung, unsern Blick auf sich zieht.

§. 5.

Einleitung durch Vorgeschichte.

Betrachten wir die frühste Geschichte der deutschen Poesie, so spricht uns zuvörderst aus dem Dunkel der freien Wälder die Poesie der Barden an, unvernehmbar für das sinnliche Auge und Ohr, doch geahnet in dem Gedanken, der allein jene in Nacht gesunkenen Lieder erzeugen konnte: Erhebung zu Gott und zur Freiheit, die bei unseren Vorfahren im tiefen Herzen lebten. Aus dieser Nacht tritt leuchtend und siegend hervor: das großartig-einfältige, besonnen-heitere Niebelungen-Gedicht, ein Werk, das die noch gährenden Stoffe im Hinstreben zu einer neuen Welt, neu in politischer und sittlicher Hinsicht, klar und deutlich beschreibt, unschätzbar als naiv poetisches und historisches Denk-

mal, und unübertroffen in ruhig einfältiger Gediegenheit der Darstellung altgermanischer und hunnischer Charaktere, obwohl nicht völlig durchdrungen vom Geist des Christenthums. Dieses wird fast nur genannt, ohne lebendig mitzuwirken, doch giebt der Dichter auch hier kühner und erfreulicher Ahnung Raum.

§. 6.

Die Ahnung wird nach einigen Jahrhunderten erfüllt, es erzeugt sich nach langem Kampf ein siegend christliches Deutschland, dessen höchste Blüthe unter den Hohenstaufischen Fürsten zu finden ist. Wir nennen es in Beziehung auf die Erscheinung der Religion im Leben, d. h. auf die Poesie, das Zeitalter der Minnesänger, Mit Recht; denn unter den tausend und aber tausend Wohlthaten, welche das Christenthum brachte, erschien gerade den kräftigsten Naturen zuerst die Herrlichkeit und Milde in der Liebe. Es war, als wolle die neue Zeit die reinste Freude, die durch Jahrtausende entbehrt worden war, rasch nachholen; und, wenn ich das kühne Wort sagen darf, ein tägliches Weihnachtsfest feiern, wie ja wohl auch die frömmsten Kinder zuerst durch die lieblichen Gaben jenes Festes zur Liebe für den göttlichen Geber ermuntert worden sind.

Man hat geklagt, daß in den zahlreichen Liedern jener Sänger doch auch weiter gar nichts vorkomme, als zarte Frauenhuldigung, süße Liebe, anmuthiger Frühling, und zuweilen auch wohl frisch flatternder Scherz. Es ist aber ein Glück, wenn die Klagen selbst bereits den Trost in sich enthalten, und es scheint fast, als seien die genannten Dinge so köstlich, daß man wohl nicht leicht müde werden kann davon zu hören, wenn man, wie doch wohl billig, überhaupt davon hören mag.

Man soll von dem Frühlinge nicht verlangen, daß er auch zur Abwechselung einmal roth blühe und von der Liebe nicht, daß sie uns etwa Regeln gebe, wie man durch die Welt komme; womit es nicht viel zu bedeuten haben kann, obwohl, wer eine Welt in sich trägt, doch vielleicht zuweilen keine Welt hat.

Wir sollen ferner bedenken, daß im elften und zwölften u. s. w. Jahrhundert die Worte alle, die das Schöne und Liebliche bezeichnen, noch viel frischer und munterer waren wie heute, wo sie mitunter fast ein wenig verbleicht und alterschwach erscheinen, so daß sich manche Leser im schlimmsten Unmuth bei den Wörtern „Frühling, Liebe, Sehnsucht" u. s. w. nicht viel mehr denken, als: das sei nun so Herkommen bei den Dichtern und man habe jene Worte schon sehr oft gelesen, welches recht übel ist für die Leser und für die Autoren.

Ueberkühne, fast ungenügsame Gemüther wollen in den deutschen Minnesängern eine gewisse üppig duftende Farbenpracht vermissen, welche ihnen wohl bei den Werken mancher südlicher Poeten begegnet. Wer möchte sich aber wohl unsern lieben deutschen Frühling durch den Gedanken verbittern, daß der provenzalische Lenz vielleicht noch einige Blüthen mehr hat? Dem ist freilich also; ja es werde nicht verhehlt, daß in manchen deutschen Minneliedern nur ein unvollständiger Vorfrühling herrscht.

§. 8.

Wie aber der Mensch nicht immer Kind, Knabe, Jüngling bleiben soll, sondern zum Manne heranreift, so auch die Zeit. So hätte man denn vermuthen sollen, daß auf den Vorfrühling, welcher die schwäbische Periode bezeich-

nete, der volle Mai und dann der Sommer gefolgt wäre, aber er folgte nicht, und aus dem poetischen Jünglinge ward nicht sobald ein poetischer Mann.

Es ist hier nicht der Ort, die Ursachen alle zu entwikkeln, die diesem betrübenden Ausbleiben zum Grunde liegen; wohl aber wird das hier angeführt werden müssen, was uns unmittelbar auf den Zeitabschnitt führt, welcher der eigentliche Gegenstand dieses Buches sein wird, von dem aus es sich bis auf unsere Zeiten hin verbreiten mag.

Die Kreuzzüge, welche die ernsten sinnigen Deutschen mit Begeisterung erfüllt und mit den mannichfaltigst gebildeten Völkern Europa's in Verbindung gebracht, hatten jetzt ein Ende genommen, und mit ihnen die Anregungen, die den Deutschen, in ihrer damaligen Entwickelungsperiode besonders nöthig war. Selbst Italien, der alte Schauplatz des deutschen Ruhmes, so wie freilich auch der Schauplatz der blutigsten Anstrengung für sie, ward ihnen unter Rudolph von Habsburg aus den Augen gerückt; und, obwohl die deutsche Königskrone in neuem Glanze strahlte, so ward doch die alte römische Kaiserwürde nicht mehr sichtbar behauptet. Wer würde den trefflichen Rudolph tadeln wollen, daß er handelte, wie er handeln zu müssen glaubte? Er war kein Friedrich Barbarossa; das ist alles, was wir sagen dürfen. Und wie bedeutend mußte seine Staatskunst auf die Deutschen wirken, wie bewährt mußte sie scheinen, da auch ein später unternommener Versuch, die alten Rechte auf Italien geltend zu machen, unter Heinrich VII. von Luxemburg mißlungen war, und mit dem heimlichen Mord des kühnen Kaisers geendet hatte.

§. 9.

So concentrirte, aber auch verengte sich der politische

Zustand, und mit ihm der Blick Deutschlands während des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts; und der verengten National-Ansicht folgte nothwendig auch das Sinken romantischer Poesie, die am besten gedeiht in einem frisch-kräftigen und gefahrvollen, doch mit Gefahren spielenden Leben. Die Kraft war geblieben — und wie könnte sie je den Deutschen entweichen? — aber es fehlte die alte glanzvolle Herrlichkeit. Im Allgemeinen war der Zustand wohl ein glücklicher zu nennen; es herrschte Wohlhabenheit, Reichthum sogar, man lebte sicher, und nicht ohne Behagen und Bequemlichkeit. Es fehlte keinesweges an großen Begebenheiten, edlen Charakteren, und, wenn ich so sagen darf, tugendhaften Situationen, und das herrliche Muster deutscher Treue, Friedrich von Oestreich im Verhältniß zu Ludwig von Baiern, geht noch heute von Mund zu Mund. Aber das ist in Deutschland nichts seltenes, und die ältere Geschichte, überaus arm an Anekdoten, verschweigt gewiß tausend ähnliche Züge, da sie dieselben als ganz sich von selbst verstehend betrachtete. Das alte weibliche Leben fehlte indessen — das zeigt sich deutlich an dem Ruhen auf Lorbern — die Fürsten hörten auf die Poesie zu begünstigen, und der Adel zog sich meistens zurück.

§. 10.

Späterhin schadete Kaiser Karl IV. durch undeutsche, seichte und nicht selten unsittliche Klugheit, vielleicht auch durch die goldene Bulle, welche durch den beengenden Buchstaben den freien Geist zu fesseln unternahm. Den Namen Wenzel braucht man bloß zu nennen, um selbst bei dem, der nur einigermaßen vertraut ist mit deutscher Geschichte, unangenehme Erinnerungen zu wecken, und Friedrich III. giebt während seiner ganzen vier und funfzigjährigen Regie-

rung einen traurigen Beweis, daß man auch bei manchen an sich lobenswerthen persönlichen Eigenschaften, zu dem großen Amte des Fürsten unpassend sein könne.

Erwägen wir diese und noch so manche andere Hemmnisse, die in jener Zeit, der wachsenden Uneinigkeit in sich und nach außen hin, zu finden sind, so wird uns das Verblühen der Minnesänger-Periode ohne genügenden Ersatz, keinesweges befremden können.

§. 11.

Dennoch fehlte es nicht ganz an dem was wenigstens den Zeitgenossen Ersatz scheinen konnte. Der romantische Sinn, der in Deutschland nie ganz sterben kann, erschien zwar nicht mehr besonders in schaffender Thätigkeit; desto mehr aber in umschaffender und reproducirender. Es ist ohne Zweifel im Allgemeinen kein günstiges Zeichen, daß man die schönen und bedeutsamen Rittergedichte, an denen das elfte, zwölfte und dreizehnte Jahrhundert so reich war, häufig in Prosa auflöste; aber diese Prosa war eine kernige und treuherzige, die mancher spätern, z. B. der der beliebtesten des siebzehnten Jahrhunderts, weit vorzuziehen ist. Wirklich scheint die Sprache durch jene Umbildungen in mancher Hinsicht gewonnen zu haben. Bei einer näheren Ansicht der Minnesänger erkennt man leicht, daß die späteren in den rein poetischen Formen nicht nur keine Fortschritte machten, sondern entweder um den Reiz der Neuheit zu erreichen, zu unfruchtbaren Künsteleien ihre Zuflucht nahmen, oder nur die alten Weisen und Wörter-Reihen nothdürftig verändert wieder gaben und in Mechanismus erstarren ließen *). Da-

*) Selbst der Haupt-Inhalt der Minnelieder, Huldigung der Frauen, erstarrte und gefror zuweilen bei den späteren, wor-

für war jene schlichte, aus lebendiger Quelle strömende Prosa, Gewinn.

§. 12.

Es ist ferner des günstigen Umstandes zu gedenken, daß die nunmehr in Prosa aufgelösten Heldenromane und Novellen ein Eigenthum des gesammten Volkes wurden; ein Umstand, der so wichtig und erfreulich ist, daß er zu der entgegengesetzten Frage veranlassen könnte, ob nicht, wenn die Minnelieder fortgeherrscht hätten, endlich noch gar eine Fürsten- und Adels-Poesie, im Gegensatze einer Bürger-, Volks- und Bauern-Poesie versucht worden wäre. Gewiß wäre der Versuch nur Versuch geblieben, da die gute Natur der Deutschen vor solcher trauriger Zersetzung rettet; daß aber ein solcher Versuch hie und da wohl im Sinne der Einzelnen gelegen haben dürfte, ließe sich nachweisen.

Jene Volksbücher, vom gehörnten Siegfried, dem Kaiser Oktavianus u. s. w., theils auf eigenem theils auf fremdem Boden erzeugt, sind in gewisser Hinsicht noch heute Volksbücher geblieben und wegen ihres tüchtigen innern Lebens, bei vernachlässigter äußerer Form, wohl werth, als gesunde Keime ächter deutscher Literatur betrachtet zu werden.

über uns die sehr schätzbare Limburger Chronik manche Belege giebt. Es war gewissermaßen verboten, andere Ansichten über jenen Gegenstand zu äußern als in der Hohenstaufen-Zeit Sitte gewesen war; und der Graf Reinhard von Westerburg verlor die Gunst des Kaisers Ludwig von Baiern, weil er, vielleicht nur im Scherz, gedichtet hatte, er „achte der Frauen Gnade kleine Sach," bis er durch ein mühseliges Liebes- und Jammerlied das Verhältniß wieder herstellte. Die Gesinnung die sich hier bei dem Kaiser zeigt, ist höchst achtbar; aber die Poesie verlangt Freiheit im Leben, selbst für den Irrthum.

§. 13.

Dennoch müssen wir wiederholentlich einräumen, daß die Schöpferkraft der Phantasie bei den Deutschen gesunken war, weshalb wir in der damaligen Zeit der neuen romantischen Werke wenige oder gar keine entdecken, desto mehr aber beschreibende und belehrende Gedichte, Erzählungen ohne glänzende Erfindung aber voll guter Gesinnung und schlichten Verstandes; endlich Fabeln, deren glücklicher Ton vielleicht nie wieder erreicht worden ist.

Mögen diese kurzen Andeutungen hinreichen um ein Bild von dem früheren Zustande des poetischen Deutschland's — nicht zu geben, das vermögen sie nicht, und sollen sie nicht — sondern nur von neuem zu beleuchten. Ihre Kürze wird dem denkenden Leser um so mehr willkommen sein, da sie ihm Gelegenheit giebt, für jeden Satz einen Beleg in seiner Geschichtskunde zu suchen oder sich dieselbe zu erwerben. Zum Glücke leben wir in einer Zeit, wo jene Kunde nicht selten ist, da sehr werthe Männer, von denen ich hier nur von der Hagen, Docen, Grimm u. a. zu nennen brauche, die Geschichte der frühern Poesie der Deutschen mit so wackerm Fleiße behandelt haben, daß ihre Zugänglichkeit immer deutlicher wird.

§. 14.

Wichtiger noch für den Zweck dieses Buchs, das in Luther den geistigen Führer von drei Jahrhunderten anerkennt, scheint mir der Umschwung, welcher sich jetzt in der Darstellung religiöser Anschauungen und Gesinnungen zeigte. Er ist auch in früheren Bildungsgeschichten der Deutschen nicht übersehen worden; doch möchte vielleicht seine Beziehung auf Poesie noch nicht genugsam betrachtet worden sein. Jene religiöse Gesinnung ist aber in sich selbst Poesie; oder vielmehr nur durch sie wird Poesie m ö g l i c h.

Die äußere Herrlichkeit der Deutschen war, wie vorhin gezeigt worden ist, im Sinken, und es ließ sich vorher sehen, daß dieses Sinken ein Dauerndes sein werde. So ward der Blick nach außen hin verengt und den Dichtern ging von dieser Seite der Stoff fast zu Ende; aber dem tiefern Menschen kann der Stoff nie fehlen, denn er hat die Unendlichkeit in seiner eigenen Brust, und so zeigte sich jetzt bei den Deutschen das, was wir als ihr ausgezeichnetes Charakteristisches betrachten, die Innigkeit (Insichheit) Innerlichkeit, intensive Gedrängtheit; es entstand was man gewöhnlich die mystische Schule oder die mystische Theologie nennt, und wobei man gewöhnlich um diese Hinneigung zu erklären, noch an die Ideen der Neu-Platoniker erinnert. Man sollte wohl nicht sagen „es entstand," denn es ist hier von nichts Neuem die Rede. Jene sogenannte Mystik ist gerade so alt als der Spruch: Gott in uns und wir in ihm, oder die ewige Verheißung, daß die Sanftmüthigen und Demüthigen selig seien, und wer reines Herzens ist, Gott schauen solle. Der Grund der Philosophie blieb wie er gewesen; aber sie selbst sollte sich bescheiden, von göttlichen Dingen nicht reden zu können. Das Wesen der ganzen religiösen Weisheit war, wie der Herausgeber von Taulers Predigten mit schöner Einfalt sagt, „daß der Mensch seinen Grund, Gemüth, Herz und Seele, also lauter und rein bereiten und behalten soll, daß Gott darin mög seine Werke wirken und seine Lust und Freude daran haben."

§. 15.

So rein begeisterte Männer, welche in diesem Sinne redeten, traten jetzt in Deutschland gar manche auf. Unter ihnen steht als Haupt:

Johann Tauler, ein Dominikaner-Mönch, zu

Straßburg geboren, man weiß nicht in welchem Jahre; gestorben und begraben zu Straßburg 1361. Es ist über ihn nur eine Stimme des Lobes, die Tugend selbst war die einzige Quelle seiner Begeisterung, denn wie er lehrte, so lebte er auch, in Fülle der Gnade und Liebe. In früherer Jugend überwältigte ihn der Enthusiasmus und die Freudigkeit zuweilen dergestalt, daß er auf der Kanzel in Thränen ausbrach, und dieselbe verlassen mußte, ohne die Predigt geendigt zu haben. Späterhin glich sich dieses Uebermaaß der Begeisterung gänzlich aus, und die mildeste Sanftmuth sprach aus ihm in der gemessensten bedeutsamsten Rede. Er und der h. Augustin waren, wie bekannt, die besten Lehrer Luthers, obwohl so weit von einander und von ihm getrennt durch Zeit und Raum.

§. 16.

Wie es scheint, traute Tauler Anfangs der deutschen Sprache nicht zu, die heiligen Geheimnisse der Religion, wie sie in seiner Brust lebten, genugsam aussagen zu können. Wenigstens ist gewiß, daß er seine Predigten zuerst lateinisch schrieb und sie späterhin in das Deutsche übersetzte. Hier aber zeigte sich auch ihm, daß unsere Sprache mit Recht als die reichste von allen gelten darf. Dieser Reichthum ist nicht etwa ein bloß materieller, sondern ein sich immerdar geistig fort erzeugender Reichthum, und es kann nie ein Gedanke gedacht werden, den unsere Sprache nicht auszusprechen vermöchte. Sie will nur würdig aufgefordert sein, um alle ihre Schätze zu öffnen, und so trug es sich zu, daß sie, früherhin nur gewöhnt die Gefühle der Liebe und der Sehnsucht, die Freuden des Frühlings und der Jugend mit lieblichem Reimspiel zu bezeichnen, jetzt mit einemmale in wohllautender Prosa die Ergebnisse eines tiefen Nachdenkens und die Lehren sinniger Reinheit darzustellen vermochte.

Die äußere Herrlichkeit der Deutschen war, wie vorhin gezeigt worden ist, im Sinken, und es ließ sich vorher sehen, daß dieses Sinken ein Dauerndes sein werde. So ward der Blick nach außen hin verengt und den Dichtern ging von dieser Seite der Stoff fast zu Ende; aber dem tiefern Menschen kann der Stoff nie fehlen, denn er hat die Unendlichkeit in seiner eigenen Brust, und so zeigte sich jetzt bei den Deutschen das, was wir als ihr ausgezeichnetes Charakteristisches betrachten, die Innigkeit (Insichheit) Innerlichkeit, intensive Gedrängtheit; es entstand was man gewöhnlich die mystische Schule oder die mystische Theologie nennt, und wobei man gewöhnlich um diese Hinneigung zu erklären, noch an die Ideen der Neu-Platoniker erinnert. Man sollte wohl nicht sagen „es entstand,“ denn es ist hier von nichts Neuem die Rede. Jene sogenannte Mystik ist gerade so alt als der Spruch: Gott in uns und wir in ihm, oder die ewige Verheißung, daß die Sanftmüthigen und Demüthigen selig seien, und wer reines Herzens ist, Gott schauen solle. Der Grund der Philosophie blieb wie er gewesen; aber sie selbst sollte sich bescheiden, von göttlichen Dingen nicht reden zu können. Das Wesen der ganzen religiösen Weisheit war, wie der Herausgeber von Taulers Predigten mit schöner Einfalt sagt, „daß der Mensch seinen Grund, Gemüth, Herz und Seele, also lauter und rein bereiten und behalten soll, daß Gott darin mög seine Werke wirken und seine Lust und Freude daran haben.“

§. 15.

So rein begeisterte Männer, welche in diesem Sinne redeten, traten jetzt in Deutschland gar manche auf. Unter ihnen steht als Haupt:

Johann Tauler, ein Dominikaner-Mönch, zu

Straßburg geboren, man weiß nicht in welchem Jahre; gestorben und begraben zu Straßburg 1361. Es ist über ihn nur eine Stimme des Lobes, die Tugend selbst war die einzige Quelle seiner Begeisterung, denn wie er lehrte, so lebte er auch, in Fülle der Gnade und Liebe. In früherer Jugend überwältigte ihn der Enthusiasmus und die Freudigkeit zuweilen dergestalt, daß er auf der Kanzel in Thränen ausbrach, und dieselbe verlassen mußte, ohne die Predigt geendigt zu haben. Späterhin glich sich dieses Uebermaaß der Begeisterung gänzlich aus, und die mildeste Sanftmuth sprach aus ihm in der gemessensten bedeutsamsten Rede. Er und der h. Augustin waren, wie bekannt, die besten Lehrer Luthers, obwohl so weit von einander und von ihm getrennt durch Zeit und Raum.

§. 16.

Wie es scheint, traute Tauler Anfangs der deutschen Sprache nicht zu, die heiligen Geheimnisse der Religion, wie sie in seiner Brust lebten, genugsam aussagen zu können. Wenigstens ist gewiß, daß er seine Predigten zuerst lateinisch schrieb und sie späterhin in das Deutsche übersetzte. Hier aber zeigte sich auch ihm, daß unsere Sprache mit Recht als die reichste von allen gelten darf. Dieser Reichthum ist nicht etwa ein bloß materieller, sondern ein sich immerdar geistig fort erzeugender Reichthum, und es kann nie ein Gedanke gedacht werden, den unsere Sprache nicht auszusprechen vermöchte. Sie will nur würdig aufgefordert sein, um alle ihre Schätze zu öffnen, und so trug es sich zu, daß sie, früherhin nur gewöhnt die Gefühle der Liebe und der Sehnsucht, die Freuden des Frühlings und der Jugend mit lieblichem Reimspiel zu bezeichnen, jetzt mit einemmale in wohllautender Prosa die Ergebnisse eines tiefen Nachdenkens und die Lehren sinniger Weisheit darzustellen vermochte.

§. 17.

Taulers Beispiel wirkte ohne Zweifel viel Gutes, und es werden insonderheit Heinrich von Nördlingen und Otto von Passau als Männer genannt, welche, wenn auch nicht gänzlich in Taulers Geiste, doch mit edler Gesinnung eine größtentheils reine und wohllautende Sprache verbanden. Von dem Erstern sind noch mehrere sehr merkwürdige Briefe an die ehrwürdige Marggrethe Ebnerin, eine Klosterjungfrau zu Maria Meding bei Augsburg, vorhanden. Der Zweite schrieb ein Buch: „die vier und zwanzig Alten oder der güldene Thron," in welchem die Naivetät der ganzen Composition, das edle Gefühl und der gesunde Verstand einen anziehenden Verein bilden sollen. Da ich aber diese Schriften, wegen ihrer großen Seltenheit, nicht selbst habe zu Gesicht bekommen können, so darf ich hier nur referiren. Derselbe Fall ist es mit dem Ehestandsbuch des Albrecht von Eybe, das ich nur aus Bouterwecks Literargeschichte kenne *). Der Verfasser scheint von

Tau-

*) Er führt unter andern folgende Stelle an, die auch ich hier mitzutheilen nicht unterlassen mag:

Herflissende und schnelle lieb dye gewinnet gemeinlich einen pösen außgang vn erkaltet balde. Das geschicht mer auß schulde des mannes dan der frawen. Ein frawe, die ir lieb im anfange dem manne nit ůsprechen wil, vn schwere macht, als balde sie die lieb hat zugesaget vnd in ir hercz genumen so ist inbrunstiger vn steter dye lieb der frawen vnd vberwindet den man in der lieb. Aber der man, als ezlich menner seint, als balde er der frawen willen hat erlanget, so gedenckt er ym also: Dye frawe ist nach meinem willen gewest, vn allczeit sein wirdet. Du wilt ausgien vnd besehen ob du ein andre auff den kloben bringen mugst vn gefahen. Und wil ez fur ein lobe haben, ie mere er an die zedeln vnd kerben mag gebringen.

Tauler insonderheit die Heiterkeit des Gemüths, und die einfache Sprache geerbt zu haben; von dem was in jenem als Mystik erscheinen mag, ist schwerlich etwas auf ihn gekommen.

§. 18.

So wohlthätig nun auch alle diese wackeren Männer theils durch mündlichen, theils durch schriftlichen Vortrag in ihren Kreisen wirken mochten; auf die Bildung des gesammten Volkes entscheidend zu wirken, war ihnen doch nicht Kraft genug verliehen. Dazu bedurften wir des Mannes, der nunmehr uns wirklich geschenkt wurde, und zu dessen Betrachtung wir jetzt übergehen. Einleiten möge sie ein Wort von Johann Georg Hamann, das lautet: Die Meinungen der Weltweisen sind Lesearten der Natur, und die Satzungen der Gottesgelehrten Lesearten der Schrift.

Martin Luther

(geb. zu Eisleben den 10. Nov. 1483, gest. den 18. Febr. 1546).

Deutschland war in sich selbst gesunken, denn seine höchsten politischen Interessen wurden zuerst von einem ritterlich kühnen, doch nicht immer sehr besonnenen, dann von einem großen aber spanisch gesinnten Fürsten; seine religiösen Beziehungen aber von Rom aus geleitet. Jene alte Zeit des ächten Katholicismus, der zu großen Thaten begeisterte, und in Verbindung mit den Künsten, dem Leben Würde, Glanz und Halt gab, war vorüber. In Rom war die alte in sich selbst erhabene und schlichte Idee des Papstthums untergegangen, und von allen Eigenschaften Gregors des Siebenten, unter denen sich auch große finden, wurden keine mehr nachgeahmt, als seine großen Fehler und Sünden, sein Streben durch unmäßige irdische Herrschgewalt die geistliche Kirche zu erhöhen, seine oft höchst unpriesterliche Ein-

mischung in rein weltliche Dinge, sein oft unsittliches Vergessen der Idee über der Persönlichkeit u. s. w. Hatte das alles schon im elften Jahrhundert gar schlimme Folgen gehabt, wie sehr mußte sich das Uebel jetzt erhöhen, da ein kleineres Geschlecht aufgegriffen hatte was schon an dem größeren als entstellend auffallen muß.

§. 19.

Es ist nicht nöthig, den Zustand der Verderbniß zu schildern, in welchem sich die christliche Kirche während des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts befand; nöthiger scheint zu erinnern, daß wir nicht ungerecht sein sollen gegen so manche einzelne würdige Glieder und Provinzialhäupter derselben. An solchen hat es nie gefehlt, aber sie konnten nicht durchgreifend helfen, da der reine Gedanke des Christenthums selbst so wie des Priesterstandes, des Bischofthums und Papstthums gefallen oder doch entstellt worden war.

Gefühlt worden ist diese Verderbniß lange vor Luther und es konnte nie an kraftreichen und sinnigen Männern fehlen, welche eine bessere Zeit hervor zu rufen suchten. Männer wie Wiclef (geb. etwa 1324), Huß (geb. 1373), Reuchlin (geb. 1455) u. a. stehen als Zeugen für die Sache der Wahrheit im schönsten Glanze da; und wie manche ähnliche Anstrengung, die nur zu schnell unterdrückt wurde, mag die Geschichte verschweigen.

Wir wollen ihnen mit Freude jede Größe zugestehen die ihnen zukommt, nur nicht die, welche nöthig ist um eine ganze Zeit zu verwandeln. Es ist wenig gesagt, wenn man ihr nicht völlig gelungenes Streben durch die Erinnerung zu erklären sucht, die Zeit sei noch nicht reif genug gewesen, denn jede Zeit ist verführbar zum Bösen und lenkbar zum Vortreffli-

chen. Dennoch haben jene Männer völlig erfüllt was sie erfüllen sollten, den Weg zu bahnen zu besserm Heil.

§. 20.

Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts war die Zeit wirklich gekommen, denn wie wir auf die Erfüllung jedes göttlichen Spruches rechnen dürfen, so auf den, daß, wenn die Noth am größten, die Hülfe am nächsten sein werde. Ich schildere diese Noth nicht, denn sie ist geschildert worden in viel hundert Büchern und Predigten; hier sei es genug von Leo X. nur zu erwähnen, daß er gar manches hatte was den Menschen und das Leben schmücken kann, daß er aber nichts weniger war als ein sittlicher Mensch und ein Christ.

Als Luther am 31. Oktober 1517 mit seinen 95 Thesen zum erstenmale entscheidend auftrat, war kein Gedanke in ihm, den Papst oder gar die Idee des Papstthums selbst anzugreifen, sondern es war lediglich seine Absicht, eine einzelne Lehre, die vom Ablaß, einer strengern Prüfung zu unterwerfen. Bei dem ersten Anblicke mag wohl manchen Protestanten der heutigen Welt dünken, als bedürfe es nur des Anrührens, um eine solche Lehre in ihr Nichts zurück zu stoßen; dem ist aber nicht also, und nur die völlige Schamlosigkeit, mit welcher jener Ablaßhandel damals, und zwar in Luthers Nähe getrieben wurde, konnte die Menschen bewegen, jene Prüfung mit Luthern von neuem anzustellen.

§. 21.

Jene Lehre ist der Schwäche und der Hülflosigkeit sehr willkommen, welche sich nicht nach der Quelle der wahren Stärkung und des wahren Trostes umsehen und dieselbe erringen mag. — Christus, so lehrt die altkatholische Kirche,

hat so unendlich viel durch sein Leben, Leiden und Sterben gethan, daß dadurch auch ein unendlicher Ueberfluß an Gnade, für die Menschen entstanden ist, indem sogar ein einziger Blutstropfen, den er für sie vergossen, genügend gewesen wäre, den Zorn des Vaters zu stillen, und sie wieder mit ihm zu versöhnen. Diese nun übrigbleibende Summe von Gnaden, hat Christus seiner Kirche, mithin (?) ihren Vorstehern und dem höchsten Oberhaupt derselben vermacht, der von derselben, nach Gefallen, oder wie die unbedingt Hingegebenen reden, nach seiner Weisheit (!) spenden kann. Spenden, aber nicht verkaufen. Dieser Mißbrauch mußte zuerst angegriffen werden, um sodann den ganzen Gebrauch als einen Mißbrauch hinzustellen. Erwägen wir dies, so würden wir jenen ersten Sieg Luthers als sehr bedeutend betrachten müssen, denn er hatte hier mit einer der am meisten tragenden Säulen des Papstthums zu thun, die nur anzurühren bis dahin keiner gewagt hatte; und wohl hätte man vermuthen dürfen, daß er, wie Simson, von dem Gebälk, das er erschütterte, mit erschlagen werden würde. Wie man es gewöhnlich vorstellt erscheint die ganze Sache fast wie eine Tollhäuslerei von Seiten der Kirche, und Luthers Verdienst gering, indem er den ganzen Handel nur bei seinem Namen zu nennen brauchte. Es ist aber weder dieses, noch jenes.

§. 22.

Und doch, wie entfernt ist dieser Sieg noch von dem höhern, den er späterhin errang.

Da voraus zu setzen ist, daß jedem Leser dieses Buches die Geschichte Luthers bekannt sei, so beschränke ich mich hier auf die Darlegung der Momente, die eine bestimmte Stufe hervorragend bezeichnen: Kampf gegen Tezel, den er nur

als einen unwürdig irrenden Anhänger des Papstes und einen Mißversteher des Papstthums betrachtete. — Kampf mit dem Papste selbst, den er nur als einen falsch unterrichteten und besser zu unterrichtenden betrachtet — Kampf gegen das Papstthum — die deutlichste Aussprechung an dem entscheidenden Tage zu Worms — Uebersetzung der Bibel, als der alleinigen Richtschnur für alles menschliche Glauben, Denken und Handeln — Stetes Fortschreiten durch Kämpfe gegen die Gegner — Cochläus, Emser, Lemnius u. s. w. — Zwiespalt mit Zwingli über Gnadenwahl und Abendmahl — Uebergabe der Augsburgischen Confession — Kampf gegen laue Halbheit und falsche Aufklärerei — Erasmus von Rotterdam — immer strengere Entwickelung und Vollendung in sich selbst, doch verletzt mitunter sogar durch die Freunde — sein Tod.

§. 23.

Indem wir nun seinem Bilde näher treten, soll vor allen Dingen auch hier bemerkt werden, daß der Mensch, höher als alle Natur, und rein göttlichen Ursprungs, in seiner tiefsten Tiefe auf dem Unbegreiflichen ruht, und keinesweges wie ein mathematischer Lehrsatz demonstrirt werden kann. Dazu ist er zu gut, und ein Mensch, welcher wie ein Rechnungsexempel gelöst, oder gar wie das Einmaleins auswendig gelernt werden könnte, wäre eben deshalb kein rechter Mensch mehr. Eher könnte man mit einem naheliegenden Wortspiel behaupten, daß er — inwendig zu lernen sei. Nur nicht auszulernen, eben so wenig wie ein Kunstwerk, das augenblicklich aufhört eines zu sein, wenn wir es ganz ausgelernt haben, was jedoch zum Glück bei einem ächten Kunstwerk nie möglich ist. Aber aus dem Menschen und aus dem Kunstwerk sollen wir täglich lernen; und immer mehr, und Erfreulicheres.

Es liegt in dem Menschen ein unendlicher Trieb nach Freiheit, er will, wenn ich so sagen darf, stets rein selbst wollen dürfen; und dieses Wollen als solches zur That übergehen lassen. Aber dieses Streben ist ein Einseitiges, und es geht in ihm verloren, wenn er es nicht an einen göttlichen Willen anknüpft, dem er sich mit seinem einzelnen Willen unterordnet. Weit entfernt, durch dieses Unterordnen seine Freiheit zu verlieren, wird diese Freiheit dadurch allein erst zu einer sich selbst erkennenden, alles erfüllenden. Indem wir die Freiheit zu dieser göttlichen Nothwendigkeit erheben, hört jede andere Nothwendigkeit auf, für uns zu existiren, so wie das Kind, indem es sich liebend in den Vater verliert, sich allein wieder gewinnt, besser und gesicherter nicht bloß, sondern wahrhaftig; denn was es früherhin hatte, war kein wahrhaftiges Selbst. So nun ist Gehorsam und Liebe Eins, denn die Liebe weiß nicht mehr von Gehorsam und der demüthigste Gehorsam fühlt sich frei in der Liebe.

§. 24.

Wenn wir nun erkennen, daß sich auf diese Weise das Räthsel des Lebens sanft und beruhigend löst, so fühlen wir uns zu einer desto tiefern Abneigung angeregt, gegen alles Fremde, was göttlichen Willen repräsentiren will, während es nur menschlichen Willen in starren Satzungen als göttliche Richtschnur aufstellt. Und diese Satzungen stellte das Papstthum auf.

Der Mensch soll unterthan sein der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, denn er soll im irdischen Leben seinen Einzelwillen, wenn auch innerlich behauptend, doch aus Liebe unterordnen dem Gesammtwillen. Er soll gehorchen, leiden und dulden lernen in allen irdischen Dingen, und dieses

Opfernkönnen ist eine der schönsten Zierden des freien Mannes. Aber damit er dies könne, soll in allen göttlichen Dingen niemand anders entscheiden als der in der Offenbarung erschienene Gott d. h. die Bibel, lebendig geworden in ihm.

§. 25.

Hier nun hätten wir auf die einfachste Weise den Mittelpunkt von Luthers gesammtem Streben gefunden. Das Göttliche im Menschen sollte geschützt werden, vor dem oft frechen Antasten und der willkührlichen Beschränkung durch irgend eine menschliche, von außen herkommende Gewalt, stütze sich diese auch auf tausendjährige glänzende Autorität. Indem er aber so die Freiheit rettete vor den Menschen, ordnete er sie freudig unter dem neuen Testament der Gnade. Die Bibel ist kein Buch wie andre Bücher, sondern sie ist das Weltgericht. Doch Menschen sollen sich nicht hinstellen als Repräsentanten dieses Weltgerichts, das nicht sie verwalten können. Jetzt erschien der Glaube nicht mehr als ein zu Erlernendes, sondern als eine Bekundung des im Menschen wohnenden Göttlichen, in dessen Besitz die Erasmische Ansicht vom freien Willen und in sich selbst genugthuenden guten Werken als unfruchtbar und theilweise ganz irrig erscheinen muß. Ohne jenes Opfern des freien Willens an den göttlichen Willen giebt es gar keine Freiheit, und ohne Glauben kann es gar keine gute Werke geben, so wie es ohne Sonne keine Wärme giebt. Wie aber der Frühling nie ohne Blüthen ist, die auf die Frucht deuten, so **kann** der Glaube nie ohne gute Werke sein. Ein unthätiger Glaube ist nicht bloß gar kein Glaube, sondern ein müssig erklügelter Unsinn.

Betrachten wir Luthern also, dann verschwindet jede

Einzelnheit, die als solche vielleicht schroff und hart erscheinen dürfte, so wie überhaupt eine Gemüthsgröße, die da wirklich Größe ist, nicht nach gewöhnlicher Weise beurtheilt werden soll, wo nur Eigenschaften, Gedanken u. s. w. isolirt betrachtet werden.

§. 26.

Luther war nach langem, vielfachem und schwerem Kampfe endlich in sich gesichert worden. Was er wußte, wußte er ganz, er wußte um sein Wissen, und verhehlte es, wie billig auch gar nicht, daß dem so sei. Er glaubte, war fest in seinem Glauben, und glaubte an den Glauben, so daß ihn schlechterdings gar nichts irre machen konnte. Er hatte in der That und Wahrheit etwas zu sagen, darum sagte er es auch. Es war ihm eine innere heilige Nothwendigkeit damit.

Aber die Menschen in der Mehrheit, und die meisten Gelehrten desgleichen, wissen nicht recht, sondern meinen nur; glauben nicht recht, sondern hoffen nur einigermaßen zu glauben; und wenn ihnen nun jemand entgegentritt wie Luther, bei dem sich dies alles ganz anders verhält, so begreifen sie das gar nicht, sondern finden den Mann arrogant und hoffärthig, ihn der doch bescheiden ist wie ein Kind (denn wie würde er glauben können ohne geworden zu sein wie ein Kind?) und ermahnen ihn, sich sanfter zu gebehrden, ihn der sehr sanft ist, eben weil er so feurig. Es ist sogar begreiflich, wenn ihnen ein solcher Mann mitunter ein wenig verrückt vorkommt, was, wenn man es recht übersetzt, an die Ausdrücke der Alten: Deum pati, göttlicher Wahnsinn u. s. w. erinnert.

§. 27.

Ist es aber Luther selbst, der auftritt, wie oben ange-

deutet worden, dann wagen sie freilich nicht mit der frühern unbeholfenen Redensart hervorzurücken, sondern bedauern nur, daß ein Mann von so ausnehmenden und unleugbaren Verdiensten bisweilen so sehr hartnäckig und eigensinnig sei. — „Eigensinnig," da liegt der Grundirrthum in so manchem Tadel, denn das Eigensinnige, oder der natürliche Mensch, der nichts vom Geiste Gottes weiß, ist es ja eben, den Luther fast auf jeder Seite seiner Schriften siegreich bekämpft. Sollte er, durfte er in diesem Kampfe auch nur ein Haarbreit nachgeben? Dem göttlichen Geiste etwas abdingen, dem weltlichen zu Liebe? Dann wäre er sehr eigensinnig gewesen, denn er hätte ja nur sich gewollt. Nachgeben sollen wir können und zwar mit wahrer Lust in allem was irdischer Art ist; in göttlichen Dingen ist es der Sünden größte.

Es ist so eben erwähnt worden, daß Luther in sich selbst völlig gesichert war, woraus folgt, daß alles was er schrieb durch innere Nothwendigkeit erzeugt wurde, und daß er wirklich etwas zu sagen hatte. Mit wem es aber also beschaffen, dessen Buchstabe wird lebendig, seine Rede ist nicht Wortgetön sondern sie ist wie ein wohlgeschwungener Speer, in die Nähe treffend oder weithin, je nachdem er will. Mit einem Worte und es ist nichts neues: Luther schrieb einen vortrefflichen Styl, denn das erste Geheimniß, oder vielmehr das allerklarste Requisit um vortrefflich zu reden, ist: daß man überhaupt etwas zu reden habe, und daß uns Herz und Geist und das ganze Gemüth treibe es auszusprechen. Es habe einer den ganzen Cicero und Quintilian inne, es ist sehr löblich; aber es kann ihm nicht gedeihen, wenn er nicht wirklich etwas zu sagen hat, was ihm die ganze Brust füllt. Denn sonst bringt er mit allem Bemühen doch nichts hervor als blinkende Reden, von denen geschrieben steht, daß

sie unerquicklich sind wie der Nebelwind, der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt.

§. 28.

Der Styl ist nichts zufälliges, oder wenn er es ist, kein Styl mehr, und es sollte eigentlich jeder gerade so schreiben, wie er, der Schreibende, ist. Manche Schriftsteller sind aber leider gar nichts, oder nur wenig, und dieses wenige selbst fühlend denken sie es zu verbessern und zu vermehren, indem sie sich Fremdes aneignen, erreichen aber dadurch nichts als Farblosigkeit und Gehaltlosigkeit. Ich möchte den Styl nicht einmal mit Herkules Keule vergleichen oder mit Simsons Haar, denn wenn auch Herkules Keule nur von Herkules geschwungen werden konnte, und in Simsons Haar seine Stärke lag, so ist der Styl dennoch mehr. Er ist, wenn auch nicht der ganze Mensch selbst, doch die einzige Weise in der der Mensch erscheinen kann.

Dieser Gesichertheit in Luthers Gemüthe kam zu Hülfe, oder es floß aus ihr: Gesundheit, Heiterkeit und — ich will nicht sagen göttliche Grobheit, da das Wort verrufen ist und auch etwas verwerflich Uebermüthiges hat; wohl aber kernige Derbheit.

§. 29.

Gesundheit — um die ganze Fülle des Herrlichen, was in diesem Besitze liegt zu erkennen, so laßt uns wohl bedenken, daß bei weitem die Mehrheit der großen Dichter der neuern Welt sich derselben nicht zu freuen habe, und daß sie ihre Schmerzen und ihre Thränen oft mitbringen wenn sie sich auch zu der heiligsten Thätigkeit anschicken. Sind sie aber auch noch höher gebildet, und haben sie, so

oft sie an die schriftstellerische Thätigkeit gehen, jene Schmerzen bereits zur Ruhe gebracht, so ist doch fast immer die an sich höchst löbliche Anstrengung sichtbar, mit der sie die Kämpfe gegen die leidende Natur bestanden. Sie bedürfen, wenn ich mich so ausdrücken darf, wenigstens die Hälfte ihrer Kraft, um nur mit Anstand krank zu sein, was jedes Kranken höchste Pflicht ist, und nur mit der andern Hälfte vermögen sie dann ihre anderen Pflichten zu erfüllen. Wohl vermag religiöse Erhebung jene Krafthälfte wieder zu einem schönen Ganzen zu erheben, indem ja hier von nichts mechanisch theilbarem die Rede ist; dennoch bleibt das Loos des Gesunden stets ein höchst wünschenswerthes, indem jede Stunde seines Lebens ganz ihm gehört. Er kann jedes bloß irdische Verhältniß und jede bloß irdische Angelegenheit mit behaglicher Ironie nehmen, und nur dem Göttlichen in jeder Beziehung seine tiefe Andacht weihen. — Und so Luther.

§. 30.

Wir finden in unsrer neuern Welt die tugendhaften Menschen, Schriftsteller, Dichter, Helden u. s. w. nicht selten in einer elegisch-wehmüthigen Stimmung, die wir sehr anerkennen und ehren sollen, sobald sie der Ausfluß einer religiösen Gesinnung, in Beziehung auf die verderbte Natur und unzulängliche Tugend auch des Tugendhaftesten im Verhältniß zu Gott ist, oder auch ein reines Sehnen nach oben hin, wo sich in reines Anschauen lösen wird was hier nur geahnet werden kann. Mit einem Worte, wenn diese Wehmuth nur ist wie die Freudenthräne der milden Kraft, oder wie der Glanz der Abendröthe in dem ja wohl auch der Adler seine Flügel sonnet, so sei sie uns sehr achtbar. Wer eine solche Stimmung tadeln möchte,

oder mit unerquicklicher Metaphysik betrachten, der würde dadurch zeigen, daß er eine der herrlichsten Blüthen des Christenthums nicht kenne, und daß er den großen Apostel Paulus nicht kenne und seinen getreuesten Schüler nicht, Luther.

Aber mit dieser Wehmuth möge doch ja nicht verwechselt werden, was wir so häufig also genannt finden: jenes weiche Nachgeben gegen die schlimmeren Menschen, hülle es sich auch noch so sehr in den herrlichen Namen einer religiösen Ergebung, denn das ist jenes wunde Weichen nicht.

§. 31.

Wie häufig finden wir nicht, daß der Mensch in der heutigen Welt zu sich selber sagt: Sorge du nur für deine eigene Kenntniß, für deinen eigenen Glauben, und laß die Menschen um dich her es treiben wie sie mögen. Wölltest du überall widersprechen wo man Irriges, Thörigtes und Sündliches behauptet, du würdest deines Lebens nimmer froh werden und nicht zur Ruhe gelangen. In dieser Welt kann ja doch das Gute und Schöne niemals herrschend werden, darum höre auf, dich zu sehr zu wundern, daß die Mehrheit verkehrt hinwandelt, und das Gute oft unterdrückt wird. Erinnere dich nur, wie oft du schon belacht worden, wenn du das Trefflichste behauptetest und auseinander setztest, was du selbst durch einen Spruch Christi oder seiner Apostel belegen konntest, besinne dich, wie man in Gesprächen oder vielmehr im Geschrei über die herrliche Wissenschaft der Staatskunde, jede besonnene mäßige Ansicht hassend verwarf, obwohl deine lieben Lehrer Thucydides und Tacitus mit dir einig gewesen wären. Erinnere dich, daß die herrschenden Ansichten über die Poesie von der Mittelmäßigkeit und Seichtheit stammen, und daß es

vergeblich ist, Leuten die sich nur amüsiren wollen — das widerliche Wort sagt alles — ein neues oder vielmehr das uråltoste Evangelium zu predigen.

Wie gesagt, so reden manche zu sich selbst, aber das ist eine kranke Rede, und der Mensch kann nicht dabei gedeihen; der Einzelne nicht und das Ganze nicht.

§. 32.

Sehen wir nicht die Folgen dieser mattherzig gewordenen Tugend nur zu håufig? Der Schlimme, der mit der uneigennützigen Idee des Guten långst ablehnend fertig geworden, ist, weil er die **Weisheit** verlassen oder verschmåht, gewöhnlich — **klug** geworden, und er gebraucht diese Klugheit. Sie ist freilich innerlich sehr hohl diese Klugheit, aber hinreichend um jene bloß wehmüthig klagenden, vorsichtig sich grämenden, am Schmerze sich weidenden, irdisch zu überwåltigen. Seht nur her, wer sind **meistens** die Mächtigen in der disputirenden Gesellschaft? Die Sprecher, Tonangeber und Schreier in unsrer Literatur? Elende gespreizte Gesellen; aber von eurer stummen Verachtung fallen sie nicht, und die Menge glaubt am Ende doch dem der ihr tausendmal etwas zuschreit, wenn er dies stets ungestraft thun darf. Mit zartem Seufzen wird hier nichts geschafft.

Es ist gewiß: das Wahre und das Gute führt ewig Krieg und vollståndiger Sieg wird ihm hienieden nimmer zu Theil werden; nie aber soll darum die Tugend aufhören zu kåmpfen, und sie soll hier auf Erden keinen andern Lohn erwarten als der im Kampfe selbst liegt. Also Luther, der die Ruder nimmer weg warf, mochten auch selbst die schmutzigsten Wellen sich ihm entgegen breiten, der stets in der festen Rüstung auftrat und in den gewaltigen Waffen. Er, von dem Strahl der göttlichen Weisheit gestårkt, verschmå-

sie unerquicklich sind wie der Nebelwind, der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt.

§. 28.

Der Styl ist nichts zufälliges, oder wenn er es ist, kein Styl mehr, und es sollte eigentlich jeder gerade so schreiben, wie er, der Schreibende, ist. Manche Schriftsteller sind aber leider gar nichts, oder nur wenig, und dieses wenige selbst fühlend denken sie es zu verbessern und zu vermehren, indem sie sich Fremdes aneignen, erreichen aber dadurch nichts als Farblosigkeit und Gehaltlosigkeit. Ich möchte den Styl nicht einmal mit Herkules Keule vergleichen oder mit Simsons Haar, denn wenn auch Herkules Keule nur von Herkules geschwungen werden konnte, und in Simsons Haar seine Stärke lag, so ist der Styl dennoch mehr. Er ist, wenn auch nicht der ganze Mensch selbst, doch die einzige Weise in der der Mensch erscheinen kann.

Dieser Gesichertheit in Luthers Gemüthe kam zu Hülfe, oder es floß aus ihr: Gesundheit, Heiterkeit und — ich will nicht sagen göttliche Grobheit, da das Wort verrufen ist und auch etwas verwerflich Uebermächtiges hat; wohl aber kernige Derbheit.

§. 29.

Gesundheit — um die ganze Fülle des Herrlichen, was in diesem Besitze liegt zu erkennen, so laßt uns wohl bedenken, daß bei weitem die Mehrheit der grossen Dichter der neuern Welt sich derselben nicht zu freuen habe, und daß sie ihre Schmerzen und ihre Thränen oft mitbringen wenn sie sich auch zu der heiligsten Thätigkeit anschicken. Sind sie aber auch noch höher gebildet, und haben sie, so

oft sie an die schriftstellerische Thätigkeit gehen, jene Schmerzen bereits zur Ruhe gebracht, so ist doch fast immer die an sich höchst löbliche Anstrengung sichtbar, mit der sie die Kämpfe gegen die leidende Natur bestanden. Sie bedürfen, wenn ich mich so ausdrücken darf, wenigstens die Hälfte ihrer Kraft, um nur mit Anstand krank zu sein, was jedes Kranken höchste Pflicht ist, und nur mit der andern Hälfte vermögen sie dann ihre anderen Pflichten zu erfüllen. Wohl vermag religiöse Erhebung jene Krafthälfte wieder zu einem schönen Ganzen zu erheben, indem ja hier von nichts mechanisch theilbarem die Rede ist; dennoch bleibt das Loos des Gesunden stets ein höchst wünschenswerthes, indem jede Stunde seines Lebens ganz ihm gehört. Er kann jedes bloß irdische Verhältniß und jede bloß irdische Angelegenheit mit behaglicher Ironie nehmen, und nur dem Göttlichen in jeder Beziehung seine tiefe Andacht weihen. — Und so Luther.

§. 30.

Wir finden in unsrer neuern Welt die tugendhaften Menschen, Schriftsteller, Dichter, Helden u. s. w. nicht selten in einer elegisch-wehmüthigen Stimmung, die wir sehr anerkennen und ehren sollen, sobald sie der Ausfluß einer religiösen Gesinnung, in Beziehung auf die verderbte Natur und unzulängliche Tugend auch des Tugendhaftesten im Verhältniß zu Gott ist, oder auch ein reines Sehnen nach oben hin, wo sich in reines Anschauen lösen wird was hier nur geahnet werden kann. Mit einem Worte, wenn diese Wehmuth nur ist wie die Freudenthräne der milden Kraft, oder wie der Glanz der Abendröthe in dem ja wohl auch der Adler seine Flügel sonnet, so sei sie uns sehr achtbar. Wer eine solche Stimmung tadeln möchte,

oder mit unerquicklicher Metaphysik betrachten, der würde dadurch zeigen, daß er eine der herrlichsten Blüthen des Christenthums nicht kenne, und daß er den großen Apostel Paulus nicht kenne und seinen getreuesten Schüler nicht, Luther.

Aber mit dieser Wehmuth möge doch ja nicht verwechselt werden, was wir so häufig also genannt finden: jenes weiche Nachgeben gegen die schlimmeren Menschen, hülle es sich auch noch so sehr in den herrlichen Namen einer religiösen Ergebung, denn das ist jenes wunde Weichen nicht.

§. 31.

Wie häufig finden wir nicht, daß der Mensch in der heutigen Welt zu sich selber sagt: Sorge du nur für deine eigene Kenntniß, für deinen eigenen Glauben, und laß die Menschen um dich her es treiben wie sie mögen. Wolltest du überall widersprechen wo man Irriges, Thörigtes und Sündliches behauptet, du würdest deines Lebens nimmer froh werden und nicht zur Ruhe gelangen. In dieser Welt kann ja doch das Gute und Schöne niemals herrschend werden, darum höre auf, dich zu sehr zu wundern, daß die Mehrheit verkehrt hinwandelt, und das Gute oft unterdrückt wird. Erinnere dich nur, wie oft du schon belacht worden, wenn du das Trefflichste behauptetest und auseinander setztest, was du selbst durch einen Spruch Christi oder seiner Apostel belegen konntest, besinne dich, wie man in Gesprächen oder vielmehr im Geschrei über die herrliche Wissenschaft der Staatskunde, jede besonnene mäßige Ansicht hassend verwarf, obwohl deine lieben Lehrer Thucydides und Tacitus mit dir einig gewesen wären. Erinnere dich, daß die herrschenden Ansichten über die Poesie von der Mittelmäßigkeit und Seichtheit stammen, und daß es

vergeblich ist, Leuten die sich nur amüsiren wollen — das widerliche Wort sagt alles — ein neues oder vielmehr das uralteste Evangelium zu predigen.

Wie gesagt, so reden manche zu sich selbst, aber das ist eine kranke Rede, und der Mensch kann nicht dabei gedeihen; der Einzelne nicht und das Ganze nicht.

§. 32.

Sehen wir nicht die Folgen dieser mattherzig gewordenen Tugend nur zu häufig? Der Schlimme, der mit der uneigennützigen Idee des Guten längst ablehnend fertig geworden, ist, weil er die Weisheit verlassen oder verschmäht, gewöhnlich — klug geworden, und er gebraucht diese Klugheit. Sie ist freilich innerlich sehr hohl diese Klugheit, aber hinreichend um jene bloß wehmüthig klagenden, vorsichtig sich grämenden, am Schmerze sich weidenden, irdisch zu überwältigen. Seht nur her, wer sind meistens die Mächtigen in der disputirenden Gesellschaft? Die Sprecher, Tonangeber und Schreier in unsrer Literatur? Elende gespreizte Gesellen; aber von eurer stummen Verachtung fallen sie nicht, und die Menge glaubt am Ende doch dem der ihr tausendmal etwas zuschreit, wenn er dies stets ungestraft thun darf. Mit zartem Seufzen wird hier nichts geschafft.

Es ist gewiß: das Wahre und das Gute führt ewig Krieg und vollständiger Sieg wird ihm hienieden nimmer zu Theil werden; nie aber soll darum die Tugend aufhören zu kämpfen, und sie soll hier auf Erden keinen andern Lohn erwarten als der im Kampfe selbst liegt. Also Luther, der die Ruder nimmer weg warf, mochten auch selbst die schmutzigsten Wellen sich ihm entgegen breiten, der stets in der festen Rüstung auftrat und in den gewaltigen Waffen. Er, von dem Strahl der göttlichen Weisheit gestärkt, verschmä-

ther. Dieser widerlegt es mit einer so entscheidend siegreichen Gewalt, daß auch bei den Päpstlichen eine unangenehme Empfindung gegen Heinrich entsteht; bei ihm selbst aber ein gränzenloser Haß gegen den Ueberwinder. Als aber nach Jahr und Tag Luther an die Möglichkeit glaubt, den König, der während dessen auch vom Papstthum abgefallen ist, für die reine Lehre zu gewinnen, da überwindet er sich leicht und schreibt an den König einen tief bescheidenen Brief, bittend, das Vergangene zu vergessen, und gemeinschaftlich an dem großen Werk gegen Roms Uebermacht zu arbeiten.

§. 35.

Das hatte Heinrich kaum zu hoffen gewagt, und so glaubte er denn gar sehr zu tiumphiren, wenn er Luthers Bitte mit Hohn zurückwarf. Mochte er das; denn was liegt an ihm, dem Unverbesserlichen? Trauriger aber ist, daß auch so manche Schriftsteller Luthern um diesen Schritt tadeln, als sei er bald zu stark bald zu demüthig gewesen. Betrachten wir die Sache näher, so finden wir das herrliche Schauspiel, daß Luther zuvörderst einen Sieg über den König, und dann einen schwerern über sich selbst davon trug. Daß Heinrich so sehr tief unter seiner Erwartung stand, und daß in diesem engen, hochmüthig starren Gemüth nichts Edles gedeihen mochte, konnte Luther vor dem letzten Versuch nicht wissen, durfte es nicht voraussetzen und mußte deshalb, so schwer es ihm auch werden mochte, das letzte Mittel versuchen. Um jene unzufriedene Tadler zufrieden zu machen, hätte Luther nur sich begnügen dürfen mit seinem eigenen Siege, und dann den König aufgeben; das wäre das Leichtere gewesen; da er aber das Schwerere wählte, so ist er überaus getadelt worden von Heinrichen und — von einem nicht kleinen Theile der Schriftsteller. Das ist so ziemlich in der Ordnung.

Sind

Sind wir uns aber nur immer deutlich bewußt, mit aller Kraft für das Gute und Schöne gehandelt zu haben, so mögen wir immer selbst dafür ein wenig oder viel leiden, und mitunter sehr gescholten werden. Es klingt doch — möcht ich wohl vermeinen — wie Flötenton.

§. 36.

Nicht minder bedeutsam wie hier im Verhältnisse zu dem Feinde steht Luther zu dem mächtigen Freunde Friedrich von Sachsen. Es ist ihm eine Freude, ihn zu lieben und ihm zu danken; aber sobald der Fürst, bei noch unvollständigem Glauben, die irdische Hülfe, welche er leistet, zu hoch anschlägt, weis't ihn Luther gelassen zurecht. Denn sollte Er, dessen ganzes Leben Ein Ruhm und Preis des Glaubens war, dem Glauben etwas vergeben um des Freundes willen, der, wacker, klug und treu, doch noch nicht ganz geläutert, seine Selbstheit und seinen Schutz zuweilen viel zu hoch anzuschlagen wagte? Dafür aber muß es nun Luther haben, daß man ihm nach sagt, er sei in manchen Momenten durch Heftigkeit und Glaubensstarrsinn zur Undankbarkeit verleitet worden. Das sagt man Ihm nach, dem Friedrich der Weise den größten Theil des Ruhms seiner Regierung verdankt, ihm, der in der Uneigennützigkeit vielleicht nie einen Gleichen, kaum jemals einen Aehnlichen gefunden hat.

§. 37.

Aber der innigste Tadel strömt gegen ihn, um seines Verhältnisses willen zu Zwingli und den andern Schweizern *). Luther und Zwingli sind die verschiedenartigsten

---

*) War Luther zuweilen rauh gegen Zwingli, so war

lane und zwitterhafte Charakter einflößen mußte, in den kernigsten Worten auszusprechen. Es läuft dabei sogar ein „Bube in der Haut der nichts vom Geiste Gottes weiß" mitunter, welches einen billigen Schauder erregen mag; es scheint indessen nicht als habe Luther das was er fühlte und anschaute anders ausdrücken können. Jedes sonstige anderweitige und etwanige Verdienst des Erasmus wird ihm gern gelassen und stets hat Luther die großen Talente und Kenntnisse seines Gegners laut anerkannt; allein gerade um dieser ausgezeichneten Geistesgaben willen war es nöthig ihn desto strenger abzuweisen. Milde und Nachsicht konnte weit eher gegen Schwächere statt finden und Luther hat sie mitunter auch wirklich walten lassen.

§. 39.

Wer nun aber dennoch Luthers Polemik rauh, hart und grob nennt, der wolle doch bedenken, daß ein Mann, der so innig überzeugt ist und von diesem Wissen weiß, nicht wohl anders als absprechend sprechen kann, eben weil es wirklich an ihm ist, abzusprechen oder zuzusprechen. Solchen Gegnern indeß, die nur meinen, vermuthen oder wahrscheinlich finden, ist allerdings zuzumuthen, und es steht ihnen wohl an, nachzugeben, es sei nun einen oder mehrere Schritte. Wenigstens können sie sich dabei nicht sonderlich übel befinden, da man ihren gewöhnlichen Standpunkt allerdings den Standpunkt des bodenlosen Skeptizismus, oder, strenger genommen, den Standpunkt des — Nichtstehens nennen darf.

Endlich erwäge man bei Luthers Polemik, was ja so nahe liegt, und doch oft unbeachtet geblieben ist, daß man wohl Fliegen, Bremsen und Mücken mit dem Taschentuche hinweg wedeln könne; nicht aber grimmige Tiger, blutdür-

stige Wölfe, ungeschlachte Bären u. s. w. Gegen diese bedarf es der Keule, des Speers, oder des Schwerdtes.

Es schien mir sehr wichtig, hier gerade die Punkte zu berühren, von denen aus man Luthern häufig getadelt hat, ob ich vielleicht unbefangenere Leser dadurch veranlassen könnte, die Akten des vielleicht wichtigsten aller Prozesse noch einmal selbst mit Genauigkeit durchzugehen. Es kommt dabei viel Schöneres und Ersprießlicheres heraus, als bei dem steten Wiederholen dessen, was vielleicht bei dem erstenmal, als es gesprochen ward, schon zu viel war.

§. 40.

Es ist oben die Ansicht geäußert worden, Luther sei eine rein poetische Natur gewesen. Gegen diese Aeußerung nun treten zwei andere Ansichten auf, die ich gleichmäßig ablehnen und vernichten möchte. Die erste ist eine phantastische, die andere eine durchaus prosaische. Phantastisch ist die Behauptung, Luther habe viel zu viele große und schwere Geschäfte gehabt um sich als leicht hin flatternder Dichter auch nur gefallen zu können. Die Poesie verlange einen von allen Sorgen freien Geist, ein solcher müsse gleichsam wie ein Schmetterling von Blüthe zu Blüthe fliegen um Honigthau zu trinken, und bedürfe eines leisen Lebens, das ihn wie Sommerlüfte umwalle.

Diese Ansicht, die mit Floskeln verwebt wird, deren Geist ich hier nur angedeutet habe, ist das Erzeugniß der Verweichligung und der irren Phantasterei. Einer solchen ist es bequem sich selbst adeln zu wollen, indem sie dem Dichter zuschreibt, was sie selbst leider gern hat und wofür sie Tadel verdient. Der Dichter aber ist kein Schmetterling, kein üppiger Nektartrinker, kein stete laue Sommerlüfte begehrender, kein Kanarienvogel, den man nur mit

warmer Hand anrühren darf. Und wer ist er denn? Lasset mich mit einfachen Worten sagen, wie ich es meine.

§. 41.

Der Dichter ist zur Klarheit gekommen über das Räthsel der Welt und des Bewußtseins, darum ist er ein Philosoph, er erkennt sich mit allen seinen Schwächen, hört aber nie auf, an seiner eigenen Besserung zu arbeiten, und jemehr er hierbei alle seine Kräfte aufbietet und je reiner ihm das gelingt, jemehr erkennt er, daß es ihm nur durch göttliche Gnade gelingt, und daß die von der Gnade abfallende Kraft nur ihr eigenes Grab gräbt. Deshalb ist er religiös. Sein Leben selbst bietet ihm die bedeutendste Aufgabe, er ist in jedem Augenblicke bemüht, es zu einem vortrefflichen Kunstwerke zu bilden, denn was auch hergebrachtes Vorurtheil dagegen meinen möge, wir vermögen doch nichts zu geben was wir nicht haben, und nur wer selbst ein reines in sich selbst zusammenhängendes Leben führt, wird ein reines Dichterwerk zu erschaffen im Stande sein.

Wohl kann uns auch bei ungeläutertem Innern mannichfaltiges Talent zu Theil geworden sein, welches uns hilft ein Etwas zu verfassen, was so halbweg aussieht wie ein Kunstwerk; ganz so wie ein auf den Schein lebender Mensch, bei einer guten Summe von irdischer Klugheit, wohl manchen täuschen und den Wahn veranlassen kann, als lebe er ein eigenthümliches und reines Leben. Tritt man ihn aber nur näher an, so klingt es hohl, und der Schein hört auf zu scheinen.

§. 42.

So haben wir angestaunte Kunstwerke, die aber doch keine sind, und die Feuerprobe der Wahrheit nicht halten; denn

ihre Verfasser sind nicht rein und können deshalb das Reine nicht geben. Da bleibt ihnen denn nichts übrig als mit steter Anstrengung die eigene widerspenstige Natur einzuzäumen, die Töne nachzuhallen wie sie etwa, ihrer Meinung nach, ein tugendhafter Dichter hervorgebracht haben würde. Das geht denn nun bald mehr bald minder erträglich, bis endlich an den Tag kommt, was den unächten Mann verräth, dessen Auge und Gemüth sich unheimisch fühlt in der reinen Sonnennähe, worauf es dann für immer mit seinem erschlichenen Ruhm eine Ende hat. Oft sind es nur wenige Zeilen, die ihn verrathen, aber solche, die in das innerste Mark des Prunkgedichts eingreifen und das ganze Erzeugniß um das Leben bringen. Sollte ich mich des allerpopulärsten Ausdrucks bedienen dürfen, so würde ich sagen, daß wir einen solchen Dichter nur auf einem ziemlich gut gemalten oder ausgestopften und mit bunten Decken umhüllten Musenrosse, oder — man verstatte das Wort — auf einem „fahlen Pferde" statt auf dem ächten Pegasus erblicken. — Auch Mephistopheles weiß im Auerbachs Keller gar hübsche Kunststücke hervorzubringen; die Freude daran nimmt aber bald ein klägliches Ende und verwandelt sich in Unfrieden und Zwiespalt.

§. 43.

Als bestes Gegenbild steht hier Luther. Wer bei ihm zuerst nach einzelnen Gedichten sucht, der hat ihn noch gar nicht erkannt, und wie er überall ein Dichter ist. Wer aber das gefunden, dem werden sich die einzelnen Gedichte schon ergeben.

Diese einzelnen läßt man freilich auch gern gelten und es wird sich wohl niemand finden, der das Lied „Eine feste Burg ist unser Gott" nicht für einen der reinsten Diaman-

ten unter allen geistlichen Liedern erklären möchte. Wirklich gleicht es den Adlersfedern, die, der Sage nach, zu Federn minderer Gattung gelegt, eine fast vernichtende Kraft üben, so daß manche, sonst nicht üble geistliche Gedichte neben jenem demüthigen Triumphgesange des Christenhelden, fast bleich und schwach aussehen, und nicht recht aufblicken und zünden können. Warum wollen wir aber nur gegen dieses Gedicht gerecht sein? warum wollen wir nicht lieber in Luthers ganzem Leben und in allen seinen Schriften den Dichter erkennen?

Wer aber erwiedern möchte, das sei denn doch ein seltsames Verlangen, und um ein Dichter genannt zu werden müsse man ja Tragödien oder Heldengedichte oder Elegien und Romane geschrieben haben, dem dürfte nicht eher zu helfen sein, als bis er diese ganze ungedeihliche Ansicht verlassen.

§. 44.

Wie aber, wenn Luther selbst nie auf den Namen eines Dichters Anspruch gemacht hätte? wenn ihm die Poesie außer ihrer Beziehung auf christliche Erbauung die gleichgültigste Sache von der Welt gewesen wäre? wenn er sie — doch nur die nicht zu beziehende — zu andern weltlichen Dingen gezählt hätte? u. s. w. — Darauf ist zu antworten, daß eben die herrlichsten Gemüther die anspruchlosesten sind, und daß Luther vollkommen Recht hatte, wenn er nur die Gedichte anerkannte, durch die er sich rein erbaut, erhoben, und erquickt fühlte. Daß ihm ein bloß weltliches Gedicht, d. h. die Darstellung des Endlichen in das Endliche hinein gestellt, nicht genügte, möchte wol sehr billig sein, und es ist bloß der verkehrte Ausdruck, der sich in jenen Einwurf eingeschlichen, wodurch die Sache einigermaßen bedenklicher scheinen kann. Sobald aber von wahrhaftigen Gedichten

die Rede ist, findet eine Eintheilung in geistliche und weltliche gar nicht Statt, die nur ein grell zerreißender Kritiker machen konnte. In eine reinere Sprache übersetzt, hebt sich der ganze Einwurf von selbst auf. Niemand, der Luthern kennt, wird zweifeln, daß ihn auch Homer und Sophokles erbauen konnten, und daß Shakspear, wenn es dem Himmel gefallen hätte, ihn vor oder zu seiner Zeit leben zu lassen, an dem großen Reformator den tiefsten und fröhlichsten Anerkenner würde gefunden haben. Denn auch in ihm lebte jene großartige allgemeine Weltanschauung, wie sie sich in dem genannten Dichterfürsten darstellt.

§. 45.

Findet sich aber auch hie und da in Luthers Ansichten und Urtheilen über die Poesie ein Mißverhältniß, so kann dieser Umstand dennoch keinesweges gegen ihn, den Dichter, entscheiden. Es findet sich nicht selten eine bedeutsame Dichtergröße mit einer überaus kindlichen Naivetät vereinigt, und es ist gewiß, daß Dante den Virgil für einen größeren Dichter gehalten habe, als sich selbst, und höchst wahrscheinlich, daß Shakspear den Ben Jonson gleichfalls viel zu hoch gestellt habe. Ihm ist gewiß nie eingefallen, daß er der Größeste der Großen sei, und wohl mag oft bei ihm eingetroffen sein wie geschrieben steht, daß das Schöne sich selbst ein Geheimniß ist, und vor seiner eigenen Macht erschrickt. Je höher der Mensch steht, je weniger wird er sich geneigt fühlen, sich selbstgefällig mit Geringeren zu vergleichen, und im reinen Dankgefühl gegen den Himmel, der ihn zum Werkzeuge bildete das Große zu vollführen, vergißt er wohl die Summe seiner eigenen Menschenkraft zu berechnen.

Wer aber Luther so verkennt wie oben angedeutet worden, der muß denn auch zur Strafe noch das Mißgeschick

erleiden, hinzusetzen zu können: „Luther würde das Leben lustig genossen haben, wenn nicht die Stärke und Innigkeit seiner moralischen und religiösen Gefühle seine ganze Seele beherrscht hätte,“ das heißt mit andern Worten: Er würde vermuthlich sehr thöricht gewesen sein, wenn er nicht — sehr weise gewesen wäre, ein Satz, der billig ungeschrieben bleiben sollte, und den geschrieben zu haben man wohl mit Recht als — Strafe betrachten darf.

§. 46.

Höchst bedeutend ist Luthers große Liebe und ausgezeichnete Kenntniß der Musik. Sie war ihm nicht bloß eine tröstende und erheiternde Begleiterin durch das Leben, sondern eine fröhliche und heilige Kunst, vor der alles Verworrene, Trübe, Aengstliche und Böse, das er häufig und sehr gut mit dem Worte „Teufel“ bezeichnete, fliehen müsse. Diese Meinung verbreitet ein besonderes Licht über Luthers innerlichstes Wesen, denn wenn die Musik, wie sich in der heutigen Welt nur zu klar zeigt, gewöhnliche Naturen immer mehr verflacht und verweichlicht, so giebt sie dem starken und sinnigen Gemüthe immer neue Stärke und Tiefe, und schützt es am sichersten vor lähmendem Lebensmechanismus und Verstandesstarrheit.

Eine reine Kunstschöpfung und Ausübung kann sich nur gründen auf ein bestimmtes Verhältniß und Verbundensein der bewußten und bewußtlosen Thätigkeit in uns. Bei dem Dichter, Bildhauer und Maler ist ohne Zweifel die bewußte Thätigkeit überwiegend, bei dem Musiker hingegen tritt das Gegentheil ein, da ihn der Ausdruck in seiner Kunst nur reine Anschauungen erlaubt, und die zarte Form der Gefühle, nicht aber die Brücken durch Begriff und Reflexion. Es giebt deshalb nur zwei Wege zu dieser Kunst. Naive

Kindlichkeit im Herzen oder höchster Geistreichthum und die vielseitigste Ausbildung durch Wissenschaft und Sprache. Trifft es sich nun gar, daß jene schöne Kindlichkeit mit großer Stärke und vielseitiger Verstandes- und Vernunft-Bildung vereinigt ist, so ist nicht bloß der Weg zur Musik gebahnt, sondern die Musik selbst ist sogleich mit gegeben worden.

§. 47.

Wie gesichert und erfreut sich Luther in diesem Besitzthum fühlte, hat er oftmals ausgesprochen, und wie das Wahre nie veralten kann so sieht auch alles, was Luther über Musik geschrieben hat, noch heute so frisch und lebendig aus, als hätte er es etwa für — Mozart gesprochen, der freilich nicht selbst reden konnte sondern nur musikalisch dichten.

Uns aber möge Luthers Musik der Beweis für seine Poesie sein, und diejenigen widerlegen, welche in allen seinen hierhergehörenden Werken, nur moralische Zweckmäßigkeit und den Ausdruck eines muthigen Herzens finden wollen. Großer Verstand und ein redliches Gemüth führen bei weitem noch nicht zur Poesie, noch viel weniger zur Musik, ja es findet sich wohl, daß der isolirte Verstand (wie z. B. bei Lessing) der Tonkunst abhold macht.

Wenn aber Luther die Musik liebte, so mußte er, der bewußte Denker, früher schon die Poesie haben.

§. 48.

Allgemein anerkannt ist Luthers großes, ja einziges Verdienst um die Bildung unserer Sprache zur Prosa. Die Niebelungen und die Minnesänger zeigen deutlich, wie weit es unsre Sprache bereits gebracht hatte in den metrischen Formen und in der künstlichen Verschlingung des Reimes.

Wir wissen aber auch, daß dieser Frühling bald vorüber gegangen war, und daß die Schwäbische Sprache, obwohl sie gewissermaßen als Hofsprache glänzte, im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert fast nur noch nachsprach, oft sogar nur noch nachlallte, was sie in früherer Zeit besser gesprochen und gesungen hatte. Auch schien sie in der That so wie sie damals war, mehr für den Gesang als für die Rede gebildet, ein Umstand, der nicht übersehen werden möge.

Was nun Luther that, um eine Sprache für Gesang und Rede zu bilden, ist häufig mit großem Wortaufwand gelobt worden; nicht selten aber ist man dabei von einem irrigen Gesichtspunkte ausgegangen, und Luther selbst hat dazu Veranlassung gegeben; indem er, der bescheidene Mann, wenigstens in einzelnen hingeworfenen Aeußerungen sich selbst Unrecht gethan. Wenn er behauptet, er rede „nach der Sächsischen Kanzlei, welcher alle Fürsten und Höfe in Deutschland nachfolgen," wenn er meint, daß „alle Reichsstädte und Fürstenhöfe nach der Weise der sächsischen Kanzlei schreiben," so ist diese Ansicht zuvörderst im Allgemeinen und dann auch in Beziehung auf ihn selber, irrig, und wir dürfen auf diesen Ausspruch um so weniger Gewicht legen, da er ja selbst gleich zuvor erklärt, er schreibe so, „daß ihn Ober- und Niederländer verstehen mögen." So giebt es denn auch andere Stellen in seinen Schriften genug, welche zeigen, daß er doch wohl nicht selten erkennen mochte, seine Sprache sei viel tiefer gegründet als auf der Sächsischen Kanzlei.

§. 49.

Wenn Luther die Schwäbische Provinzialsprache bloß mit der Sächsischen vertauscht hätte, so würde er dadurch

bloß einer Einseitigkeit über die andere einen Sieg verschafft haben, der wenig Nutzen hätte bringen können. Es ist aber das reine Gegentheil geschehen, denn er hat, den Kern der Deutschen Sprache enthüllend, eine Deutsche Gesammtsprache entwickelt, die früherhin nicht geahnet wurde, obwohl, wie sich von selbst versteht, ihre Keime längst vorhanden waren. Nicht eigenmächtig geschaffen hat Luther diese Sprache; aber er hat die verhüllte an's Tageslicht gezogen, und die unentwickelte entwickelt, so wie Columbus die neue Welt freilich nicht schuf, aber entdeckte.

Luther hat dieser durch ihn hervorgerufenen hochdeutschen Gesammtsprache eine feste grammatische Unterlage gegeben; aber nicht indem er eine einzelne Grammatik hinstellte (ein Geschäft, das er Andern überlassen konnte), sondern indem er Worte gab, in denen die Grammatik selbst lag, und nur von einer späteren Zeit hervorgehoben zu werden brauchte.

§. 50.

Unsere Sprache ist eine mit Freiheit entstandene, unmittelbar aus unserer Natur hervorgehende. Sie ist in ihrer Wurzel fest begründet, die unantastbar ist, wie die innere Nothwendigkeit, aber ihre Blüthen und Früchte sind ewig mannichfaltig, neu, und ewig jung. Unsere Sprache ist reich; nicht etwa wie eine wohl angehäufte Kunstkammer, sondern reich wie die geistige Natur des Menschen selbst, und steter Vervollkommnung fähig (perfectibel) wie sie. Sie kann nicht wie unfrei gewordene Sprachen (z. B. die Romanischen) materiel geendigt, fertig gemacht, und umzäunt werden, sondern sie öffnet sich und thut sich kund stets neu jedem ächten Genie, das den Reichthum seiner neuen Ideen und Gefühle ihr zum Aussprechen übergiebt *).

---

*) Wie anders dagegen in der Französischen Sprache, die

So zeigte sie sich als Luther sie zur Prosa bildete. Er rang ihr mit liebender Kraft diese Rede ab, die wir nur dann die „ungebundene" nennen dürfen, wenn wir die edeln Gesetze anerkennen, durch die sie ihre Ungebundenheit sichert oder bindet. „Mit liebender Kraft," sage ich, und mit vollendetem Vertrauen, denn dem unliebenden und undeutschen Charakter, möge er auch einen Catalog von Talenten in sich tragen, zeigt sich die Deutsche Sprache widerspenstig und hart, und nur je mehr oder weniger wir ihr vertrauen, giebt oder versagt sie uns.

Luther verlangte von ihr alles und so gab sie ihm alles und zeigte sich vollkommen würdig, daß er, der herrliche deutsche Mann, ihr die gediegensten Ergebnisse seines tiefen Nachdenkens und freudigen Glaubens anvertraute.

§. 51.

Hier ist von jeher und mit dem größten Rechte die Bibelübersetzung genannt worden, die, abgesehen von dem Verdienste, das sich Luther durch diese Ermunterung zum Studium der vernachlässigten morgenländischen Sprachen erwarb, von Seiten des Styles selbst ein unübertroffenes Muster bleibt *). Ueberall naive Kraft, einfache Sicherheit und ge-

---

sich eben des Geschlossenseins und Fertigseins rühmt, weshalb auch ihre Wächter (seit Ludwig XIV.) diese Gränzen höchst sorgsam hüten. Wie oft haben sich einige neuere geist- und gemüthreiche französische Autoren, z. B. St. Martin, zurufen lassen müssen: cela ne se dit pas, ein Zuruf, der billig nie statt finden sollte, denn was sich denken läßt, soll sich auch sagen lassen.

*) Unter der Menge von lobenden Aussprüchen berühmter Männer über diese Uebersetzung stehe hier nur der alte, kürzeste von dem grundgelehrten und überaus strengen Hermann Conring (Prof. zu Helmstädt). Versione Lutheri nihil tersius,

niale Eigenthümlichkeit der Sprache, die sich hier in allen ihren lobwürdigen Eigenschaften kund giebt. Die Anerkennung des großen Verdienstes, welches durch diese Uebersetzung erworben wurde, ist freilich allgemein; ob sie aber immer ganz genügend sei, möchte wohl bezweifelt werden können. Nur ungern widerstehe ich deshalb dem Versuche, hier Beispiele anzugeben, wie in dieser Uebersetzung bei der höchsten Mannigfaltichkeit in der Farbe des Inhalts, — man vergleiche nur die Palmenartig blühenden, glühenden und sprühenden Psalmen mit der heitern Gotteskraft in Paulus Briefen und dem ruhigen Erzählungston im Lucas — dennoch immer in der Tiefe die schöne Einheit unserer Sprache waltet. Wohl aber wollen wir nicht Abschied nehmen von dieser Uebersetzung ohne in Erinnerung gebracht zu haben, daß manche wackere kenntnißreiche und talentvolle Männer versucht haben, uns neue Uebersetzungen zu geben; und — das Ergebniß war: Sie haben etwa hundert Wörter, vielleicht Zeilen, in denen Luther gefehlt hatte, verbessert, aber das Ganze verderbt. Es ruht ein göttlicher Hauch auf dieser Uebersetzung, den weder der bloße Verstand noch die dämmernde Mystik gewahr werden mag, wohl aber die reine Unbefangenheit, wenn sie Jahre lang mit der Bibel und mit Luther umgegangen ist.

§. 52.

Sehr wichtig sind ferner Luthers Predigten, Tischgespräche, freundschaftliche Briefe u. s. w. Ueberall ist der Styl gemessen aber natürlich, gebildet aber frei, kräftig aber

---

nihil emendatius vel optaverit quis talium sectator. Dixerit merito ex isthac versione nos Germanos recte scribere et loqui emendate didicisse.

ungesucht, farbig aber nicht mit Farbe überstrichen. Luther nimmt sich nie vor, heute diese oder jene Form des Styls zu wählen, sondern das Werk selbst bringt jedesmal den Styl als nothwendig mit. Seine Sprache ist aus dem lebendigen Leben selbst gegriffen, darum lebt auch sie, während was nur aus Büchern gelernt worden ist, doch dem früheren oder späteren Tode nicht entgehen kann. Ich sage „nur" aus Büchern; denn haben wir zuvörderst das Leben erforscht und durch dasselbe reden gelernt, d a n n erst ist das Lernen aus Büchern wahrhaft ersprießlich, und im Besitze unseres vollen Lebens vermögen wir selbst die leiseste Sprache zu verstehen, und von ihr zu lernen.

Aber auch alle jene zum Theil nicht unbekannten Aussprüche, die der Moment erzeugte, — doch ein solcher, der das Leben im Ganzen beleuchtet — jene epigrammatischen Wendungen, in denen sich ein großer Verstand und eine erhaben fröhliche Sinnesart, gleichsam schonend kindlich mittheilt, jene Rede zu Worms, jener so oft mißverstandene Brief an Friedrich den Weisen, in welchem er den ruhig muthigen Glauben darlegt, den der einseitige oder innerlich erkältete Mensch nicht begreifen mag, — vielleicht sogar in gewissen Momenten jener treffliche Friedrich nicht — sie alle sind auch für den Sprachforscher von besonderer Wichtigkeit; so wie nicht minder anziehend für den, der Luthers Individualität zu erforschen strebt.

§. 53.

Endlich Luthers satirischer, polemischer, naiver Styl. In dieser Hinsicht war früherhin nur wenig geleistet, denn unbrauchbar für ihn war der witzige Ton, der im Reinecke Fuchs herrscht, nicht eindringlich genug der in Sebastian Brands Narrenschiff, ungenügend sogar der bessere in den

Pre-

Predigten Geilers von Kaisersberg. Hier ist durch Luther für immer die Bahn eröffnet und wenn die Deutschen sich den Ruhm beimessen dürfen die ersten Polemiker unter den Modernen zu sein, so ist nicht zu vergessen, daß Luther es war, der zuerst diesen Weg betrat. Seine Polemik ist nicht Nothwehr, nicht individuell, er hat es nicht mit der Person des Gegners zu thun, sondern er sieht in ihm den Repräsentanten einer Gattung, die zu bekämpfen ist, und diese Allgemeinheit der Satire ist es denn auch die alle seine in dieser Gattung geschriebenen Werke, über die Zeit hinaushebt, in der sie geschrieben wurden und ihnen einen von allem personellen und temporellen Interesse geschiedene Wichtigkeit und Bedeutung giebt. Hier ist ihm die deutsche Sprache in ihrer ganzen Kräftigkeit zu Hülfe gekommen, und wie zu einer Schlachtordnung gefügt, stellet er hier die Worte, die, gleich einem wohl zusammen gereiheten Phalanx, von keinem Gegner in Verwirrung zu bringen oder zu zerstören sind. Als vorzüglich merkwürdig sind hier folgende Schriften zu nennen.

1) Wider den neuen Abgott und den alten Teufel, ein Werk voll edeln Zorns und kühnen Witzes.

2) Etliche Sprüche wider das Concilium Obstatiense.

3) Ernste zornige Schrift D. M. Luthers wider M. Simon Lemnius Epigramata.

4) Des Römischen Papstes Ursprung.

5) Wider Hans Wurst *).

---

*) Alle diese und ähnliche Schriften erschienen zuerst größtentheils zu Wittenberg in den Jahren 1524, 28, 35 rc. und wurden hinterher den bekannten Sammlungen seiner Werke einverleibt.

§. 54.

Damit aber Luthers Styl im Allgemeinen wie im Besondern, nicht bloß beschrieben werde, sondern auch sich selbst zeige, damit ferner sein Wesen und seine Zeit noch genauer vor unser Auge trete, so finde hier folgendes Sendschreiben eine Stelle. Es lautet:

„Treue Warnung und Vermahnung an alle fromme Christen zu Erfurt, für falscher Lehr sich vorzusehn und rechtschaffene Lehrer lieb und werth zu halten. Es hat mir einer eurer Prediger, Herr Just Menius, ein Büchlein zugeschickt, so er wider den Prediger zun Barfüßern bei euch gemacht, daß ich dasselbige solle urtheilen, ob es würdig und genugsam wäre, an den Tag zu geben. Nun bin ich nicht gesinnet, Gott soll mich auch davor behüten, daß ich mich über andrer Prediger Gewalt unterwinde Richter oder Regierer zu sein, daß ich nicht auch ein Papstthum anfange: sondern will sie Christo befehlen, welcher alleine regieren soll über seine Prediger in der Christenheit. Das bin ich aber schuldig und will es gerne thun, daß ich aus der Liebe Pflicht, einem jeglichen zu Dienst und den Christen zu Nutz, Zeugniß gebe seiner Lehre, wo sie recht ist und für den falschen Lehrer warne und auch wider sie zeuge, so viel mir Gott verleihet, wie ich denn bisher gethan habe. Demnach gebe ich diesem Büchlein mein Zeugniß, daß es ja wohl gemacht ist, recht und rein die Lehre des christlichen Glaubens handelt und verficht mit feinen guten deutschen Worten, im Evangelio und andrer heiliger Schrift wohl gegründet; und ja billig ist, ihr auch schuldig seid, solche Gnade und Gabe Gottes zu erkennen, wenn er euch gleich nicht mehr, als solchen Einen Mann gegeben hätte. Nun aber hat er euch mit vielen berathen und gleichsam über-

schüttet. Sehet zu, daß ihr nicht überdrüssig und undankbar erfunden werdet und euch die Ohren jucken lasset, anders zu hören und zu wissen, damit denn der Satan Raum gewinnet, mit aller Gewalt Irthum einzuführen, durch Gottes Verhängniß und Zorn, wie St. Paulus die Thessalonicher auch warnet. Denn er will sein theures Wort in Ehren gehalten haben und seine Prediger und Boten unverachtet, oder will es gar gräulich rächen, wie er dräuet Capernaum, Chorazim, Bethsaida Matth. 11, 21. Ihr habt bei euch viel Jahre eine hohe Schule gehabt, darin ich auch etliche Jahr gestanden bin: aber das will ich wol schwören, daß alle die Zeit über nicht eine rechte christliche Lection oder Predigt von irgend einem geschehen ist, die ihr jetzt alle Winkel voll habt. O! wie selig hätte ich mich dazumal gedäucht, wenn ich ein Evangelium, ja ein Psälmlein hätte mögen einmal hören, da ihr jetzt die ganze Schrift klar zu hören habt. Wie theuer und tief lag die Schrift vergraben, da wir so trefflich hungerig und durstig darnach waren, und war niemand der uns etwas gab und ging doch so viel Kost, Mühe, Gefahr und Arbeit darauf. Jetzt aber seid ihr für großer Fülle und Reichthum des Worts gleich satt und faul worden und habt es ohne Kost, Mühe und Arbeit. Es sprach einmal D. Sebastian, Prediger auf Unsrer lieben Frauen Berge bei euch, da es so wohlfeil zu Erfurt war: Gott plaget andere Leute mit Theurung, uns strafet er mit Fülle. Sehet zu, daß nicht jetzt das von der geistlichen Fülle wahr sei. Zu unsern Zeiten hatten wir die Plage, daß uns das Wort theuer und verhalten ward, eure Plage will jetzt sein, daß ihr's zu voll und zu viel habt: darum es verachtet wird sammt seinen Dienern. Aus der Ursache, besorge ich, kommt es, daß euch Gott in solchem großen Licht noch lässet mit dem Prediger der Finsterniß,

Doktor Conrad Klingen zun Barfüßern, anfechten und giebt euren Rathsherrn nicht den Muth, daß sie es angreifen, und dazu thäten, auf daß Zwietracht der Prediger beigethan würde, und sie ließe gegen einander sich hören und welche nicht bestehen könnten, daß die schweigen müßten: wie andere Städte, als Nürnberg und dergleichen, gethan haben. Denn es ist ja keiner Stadt gut, daß im Volk Zwietracht gelitten würde durch öffentliche Anreger und Prediger. Es sollte ein Theil weichen, es wären die Evangelischen oder Päpstischen: wie Christus lehret Matth. 10, 14.: „in welcher Stadt sie euch nicht hören wollen, da weichet von und schüttelt den Staub eurer Schuhe über sie.“ Wer uns nicht hören will, von dem sind wir leicht und bald geschieden. Also bitt ich nun um Gottes willen, daß ihr diese meine Vermahnung geduldiglich und christlich wollet annehmen, und euch ja dankbar erzeigen Gott dem Vater aller Barmherzigkeit, der euch solche tröstliche Prediger zugesandt, und aus der vorigen schweren Finsterniß berufen hat in sein wunderbarliches Licht. Und hütet euch vor der Finsterniß Lehrern, welche euch suchen und nicht feiern werden, denn der Satan schläft nicht, wie ihr wol sehet und erfahret. Darum habe ich das Büchlein nicht wollen lassen liegen, sondern durch den Druck ausbracht, euch und alle andern damit zu stärken. Denn das ist ja der rechte Weg, den das Evangelium uns lehret. Und schicke und schenke es euch hiermit in einer geistlichen Gabe. Gott gebe, daß es viel Nutzens schaffe *).“

---

*) Auch in Hinsicht der fast immer richtigen Wahl der Buchstaben für die oft nur sehr leise Verschiedenheit der Klänge in unsrer Sprache, verdient Luther um so größern Dank, je ärger die frühere Verwirrung war. So klagt z. B. Hans Fabritius, Rechenmeister und Schreiber zu Erfurt, 1531 (als

§. 55.

— Wohl hätte ich aus dem unendlich reichen Schatze der Lutherschen Schriften gar manches noch größere und tiefere Wort wählen können, doch schien mir gerade dieses sinnig-einfache, für alle Zeiten, und insonderheit für unsere, höchst wichtige Sendschreiben auf eine neue Bekanntmachung Anspruch zu haben, und wer es recht gelesen, wird nicht mehr fragen warum es hier zu finden sei. Eher werden manche bedauern, daß sie es nicht früher gekannt.

Ich füge diesem Abschnitt über Luther noch zwei Worte von ihm bei, die uns doppelt erfreuen, wenn wir eben sein Bild in uns hervorgerufen haben.

„Siehe nun welch ein groß Ding sei der Mensch, der da ein Christ ist. Ein rechter Wundermensch auf Erden, der vor Gott mehr gilt denn Himmel und Erden, ja ein Licht und Heiland der ganzen Welt, in dem Gott alles vermag und thut; aber vor der Welt gar hoch und tief verborgen und unbekannt, welche auch nicht werth ist solche

---

Luther in jener Hinsicht noch nicht durchgedrungen sein konnte) folgendermaßen: „Ich wais schier nicht, was daraus werden wil zu letzt, ich zu meinem theyl wais schier nicht, wie ich meine Schulers leren sol, der vrsachen halber, daß yetzunder, wo unser drey oder vier deutsche Schreibers zusammenkomment, hat yeder einen sonderlichen gebrauch, der ein schreibt ch, der ander c der dritt k, wolte Gott, das es dahyn komen möchte das die Kunst des Schreibens einmal wieder in ein rechten Brauch komen möchte, es muß doch zuletzt dahin komen, es ist nit darmit ausgericht das wir sagent; er kans schon wol, er kan vf schwartz, roth Babbeyer schreiben. Nein, nit also, es ghört mher dazu, wyß, das ich dir das gesagt hab." Diese Stelle ist aus einer Schrift, welche den Titel führt: „Ein nützlich Büchlein etlicher gleichstymender Worther aber ungleichs Verstandes, den angenden deutschen Schreybschulern zu gut mitgeteylt."

Leute zu erkennen sondern muß sie halten für ihre Fußtücher."

„Das ist die überschwengliche Herrlichkeit der Christen, daß sich Gott ihnen so tief herunter giebt, und so nahe zu ihnen thut, daß er nirgend anders, denn in ihnen und durch ihr Wort und Werke Hand und Mund sich erzeigen, sehen und hören lassen will, und damit einen großen Unterschied machet zwischen ihnen und allen andern Menschen, daß auch ein einzelner Christ, wie gering er ist viel ein ander Mann und vor Gott höher geehret ist denn alle Könige, Kaiser, Fürsten und alle Welt auf einem Haufen, welche von diesem Ruhm und Ehre nichts haben noch wissen."

Ueber den Meistergesang.

§. 56.

Um von Luther einen Weg zu finden zu den Meistersängern des sechszehnten Jahrhunderts, würde es am bequemsten sein, einer alten Sage zu folgen, welche den großen Reformator auch als ein Mitglied jener Zunft gelten lassen will. Es ist möglich, daß er jenen Männern erlaubte, auch seinen Namen mit in ihre Listen zu setzen; allein thätig ist er, so viel mir bekannt, für den Orden nie gewesen, obwohl er die Mitwirkung Einiger, z. B. des Hans Sachs, zu dem Reformationswerk gern anerkannte.

Es giebt von Luther zu dem Meistergesang gewissermaßen keinen andern Uebergang als den, der in dem Wesen der menschlichen, und hier insonderheit der deutschen geistigen Freiheit liegt, die sich auch wohl in wirklichen oder scheinbaren Gegensätzen gefällt. Während wir nämlich zu Anfang und gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts im Gebiete der Philosophie und des Glaubens die herr-

lichsten Fortschritte und Erwerbungen wahrnehmen, sehen wir in dem freien Reiche der Poesie enge Umzäunungen, gutgemeinte aber fast kindische Gesetze, die nur auf das Außerwesentliche gerichtet sind, und auch hier meistens irren, oder auf sklavische Fesseln in der Form dringen.

Der alte Meistergesang, der sich in seiner höchsten Blüthe unter den Schwäbischen Kaisern als Minnegesang zeigte, ist bereits oben mit wenigen Zügen bezeichnet worden, so wie nicht minder sein Verfall, welcher nothwendig erfolgen mußte, da der Inhalt der Lieder sich zuletzt gleichsam prästabilirt, enge abschloß, und man um neu zu sein, nur noch mit der Form spielen konnte.

In der zweiten Periode des Meistergesanges bei noch theilweise fortblühender alter deutscher Herrlichkeit *), während der letzten Hälfte des vierzehnten und während des ganzen funfzehnten Jahrhunderts, sehen wir nur selten einen Fürsten oder Ritter unter den Sängern, und so ist es gekommen, daß man jene erste Periode auch wohl das Zeitalter des adlichen Minnegesangs genannt hat. Eine unstatthafte Bezeichnung, da bekanntlich auch jene Zeit der bürgerlichen Dichter manche zeigte, so wie im Gegentheil späterhin es auch nicht ganz an Edelleuten fehlte, die in der Gesellschaft späterer Meistersänger als thätige Mitglieder auftreten.

---

*) Weder den Lesern noch mir selbst mag ich das Vergnügen versagen, hier an die bekannte Stelle aus einem Briefe des trefflichen Petrarca zu erinnern, der von den deutschen Männern und Frauen des 14 Jahrhunderts folgende kurze Schilderung giebt: Mirum in terra barbarica (das Wort schreibt er nur um es zu widerlegen) quanta civilitas, quae urbis species, quae virorum gravitas, quae munditiae matronarum, omnis ripa (es ist die Rede vom Rhein) praeclaro et ingenti mulierum agmine tegebatur. Obstupui, Dii boni, quae forma, quae facies, quis habitus! Amare potuisset quisquis eo non praeoccupatum animum attulisset. (Ep. ad Colonnam.)

§. 57.

Aber in der dritten Periode des Meistergesangs, während des sechszehnten Jahrhunderts und des Anfangs des siebzehnten, sehen wir als die eigentlich thätigen poetischen Bündner fast nur Bürger und Handwerker, weshalb man von dem Stande derselben das ausschließliche Beiwort hergenommen hat. Es scheint nicht wohlgethan, bei der Bezeichnung einer geistigen Periode den Namen von dem Stande, den die äußerliche Ordnung der Dinge im Staate veranlaßt hat, herzunehmen. Eher könnte man, wenn das Gute, was sich auch hier findet, genannt werden soll, von der Zeit der Meistersänger-Schulen, oder von der Hans Sachsischen Schule reden, um die Ausartung und die Dürftigkeit der meisten Erzeugnisse anzudeuten, von einer Meistersängerei, im Gegensatz des früher blühenden Meistergesanges.

Was uns nun in der dritten Periode des Meistergesanges d. h. im sechszehnten Jahrhunderte in dieser Hinsicht vor die Augen tritt, ist ein Institut, das nach beispiellosen Formen geordnet, die göttliche Kunst der Poesie als ein zu erlernendes ehrbares Handwerk betrachtet. Die Gesinnung, die dabei waltet, ist wahrhafte deutsche Rechtlichkeit; aber auf einen Punkt gerichtet, wo die Rechtlichkeit selbst allein nicht ausreichen kann.

§. 58.

Das Löbliche dabei ist etwa Folgendes: Deutschlands äußerlicher Glanz war, wie bereits oben erwähnt worden, fast verschwunden, die romantische Poesie lebte nur noch fort in den alten epischen und lyrischen Gedichten aus früheren Jahrhunderten, für die man im sechszehnten nicht viel

mehr thun konnte, als daß man sie zierlich abschrieb. Die Fürsten und der Adel dichteten nicht mehr, die Gelehrten waren größtentheils mit philologischen besonders aber theologischen Arbeiten und Streitigkeiten beschäftigt, ein Theil des höheren Bürgerstandes zeigte sich in der Betreibung des Handels sehr ausgezeichnet, als wahrhaftige Kaufherren und insonderheit blühten die deutschen Reichsstädte in schöner Wohlhabenheit. So blieb für die Poesie (die geschriebene, meine ich hier nur) fast nur der geringere Bürgersmann und der Handwerker übrig. Sie nahmen sie auf, wie sie sie aufnehmen konnten, mit beschränktem aber redlichem Sinn, und wenn wir von neuem erinnern, daß sie dieselbe wie ein Handwerk übten, so liegt darin freilich ein unermeßlicher Tadel; aber auch beziehungsweise ein nicht geringes Lob. Denn stets haben die Deutschen das Handwerk mit klugem und tüchtigem Geist aufgefaßt und mit unermüdlichem Fleiß geübt. Die alten Zunftordnungen geben bei manchem Seltsamen, das sie enthalten, doch auch schöne Belege von anordnendem Talent und das treffliche Wort „Innung" zeigt deutlich wovon hier die Rede ist. Vorlauten Spöttern der Meistersänger-Zunft, selbst dieser späten, von der hier allein gesprochen wird, durfte man antworten: Treibet ihr die Kunst nur wenigstens wie ein ehrbares Handwerk, daß denn doch jede Frivolität und Seichtigkeit ausschließt, und bei welchem mit großem Recht von langen Lehrjahren, von Lehrburschen, Gesellen, Altgesellen und Meistern die Rede ist. Ihr aber meint, man könne nur so in die Meisterschaft hineinspringen; die Kunst weiß nichts von euch, denn sie verlangt die höchste Anstrengung, damit einst keine Mühe, sondern nur anmuthige Leichtigkeit erscheine.

§. 59.

Ferner ist zu loben jene Kraft der Bescheidenheit, mit der man sich den geprüften Meistern und ihren Verweisen und Strafen unterwarf, denn das Talent fremdes Verdienst anzuerkennen, und das Vermögen, sich unterzuordnen dem Höheren, ist unerläßlich um eigenes Verdienst zu erwerben. Die bloße Möglichkeit eines solchen Vereins ist schon höchst bedeutend, und beweist, wie so vieles in unsrer Geschichte, die entschiedene Gutmüthigkeit unsres Volks, ohne die es weder eine Tugend noch wahre dichterische Kraft geben kann, ein Umstand, den zu durchdenken sehr nützlich und sehr erfreulich ist.

Ueber die Statuten der Meistersänger-Schulen, wie sie in Straßburg, Colmar, Nürnberg u. s. w. galten, und wie sie der Meistersänger Adam Puschmann im Jahre 1572 gleichsam officiell herausgegeben, hat uns der bekannte Rechtsgelehrte Wagenseil genaue Auskunft gegeben *), und was er mittheilte ist seitdem in gar manchen Büchern auszugsweise wieder gegeben worden. Für den Zweck dieses Werkes ist Folgendes, wie wir es nach unserer Weise betrachten, hinreichend. Der Sinn der Gesetze, in unsere Sprache übertragen, möchte etwa also lauten: Die Poesie ist die Kunst, gute Gedanken in guten Reimen vorzutragen; aber auch diese arme Erklärung wird nicht deutlich ausgesprochen. Das Gesetz überhaupt, und so auch die Gesetze der Meistersänger, sind nur verneinend, so wie — um

*) Doch nur in einem Anhange zu seinem Werke: De civitate Norimbergensi, Altorf. 1697. Dieser Anhang führt bekanntlich den Titel: „Von der Meistersänger holdseliger Kunst," und hat sich fast zu bescheiden hinter dem größern Werke verſteckt halten wollen.

die Sache durch ein entscheidendes Gleichniß zu erläutern — auch der Staat niemandem gebieten kann, ein vortreffliches Gemüth zu haben, und sich nur darauf beschränken muß, den Sünden zu wehren, durch Verbote. Wer noch weiter gehen wollte, dürfte sagen: die Kunst ist in dem Gebiet der Gnade: aber von dieser Kunst wußten die Meistersänger nichts; die ihrige ist ein guter Knecht, dem, damit er nichts übles thue, Schwerdt oder Ruthe droht.

§. 60.

Deshalb sind die Gesetze auch fast ganz still über den Inhalt der Gedichte, und es wurde gewissermaßen vorausgesetzt, daß ein Dichter gute Gedanken haben müsse, die nicht verstoßen dürfen gegen göttliche oder menschliche Gebote. Es ward ferner stillschweigend angenommen, daß der Dichter es nicht mit dem Prediger verderben solle, damit dieser ihn wenigstens für einen nützlichen Kirchendiener gelten lasse.

Das Einzige, wovor man in jener Hinsicht warnte, waren, wie sich die Statuten ausdrücken, falsche Meinungen, worunter man alles verstand, was gegen Bibel und Staat verstieß, und da man ferner die Deutlichkeit als das Wesentlichste eines Gedichts betrachtete, so verbot man überaus zweckmäßig, und mit einem fast rührend komischen Ausdrucke, alle blinde Meinungen, welche man zu den größten Lastern zählte. Die Gesetze selbst scheinen ferner den Inhalt stets als ernsthaft zu betrachten, wenigstens ist die Scherzhaftigkeit nicht ausdrücklich verstattet worden. In der That scheint auch die Satire, Laune, Naivetät u. s. w. nur als eine nicht ganz verbotene Ergötzlichkeit betrachtet worden zu sein, mit der aber der Meistersänger, als solcher, und gleichsam im Ornat, sich nicht befaßte. Die Schalk-

haftigkeit — schien man zu glauben — werde sich ohnehin schon Thor und Thür zu öffnen wissen.

§. 61.

Wenn aber über den Inhalt der Gedichte fast gar nicht geredet wird, so enthält die Tabulatur der Meistersänger desto mehr über die Form und die Reime, und man findet sich fast wie in einer neuen Welt, in welcher die seltsamsten ängstlichsten Lehren an den Ankömmling ergehen, dessen Gedächtniß auch mit unnützen Namen beschwert wird. So nannte man z. B. einen vollständigen Meistergesang einen Bar, die Versarten Gebäude, und, verbunden mit der Melodie, einen Ton, deren Zahl nach und nach bis über zweihundert anwuchs. Einen solchen Ton erfunden zu haben, war die höchste Ehre, denn mit ihm kam auch der Name des Erfinders, der stets dabei genannt wurde, mit auf die Nachwelt, und wohl kann der „kurze Ton" Barthel Regenbogens, der „frische Ton" Hans Vogels, die „geblümte Paradiesweise" Joseph Schmierers, noch heute anlocken, obwohl sie mehr zu versprechen scheinen als sie geben, während die „schwarze Tintenweise" des Magisters Ambrosius Metzger *) mit einiger Furcht vor Stubenluft erfüllt.

Es ist ferner wohl nur charakteristisch interessant, daß die Gedichte in Stöllen oder Absätze zertheilt wurden, dem dann ein Abgesang und zuletzt wieder ein kleiner Stoll folgte. Solche Benennungen haben nichts Ersprießliches, und sind nur historisch zu erwähnen.

*) Wollte er etwa dadurch wieder gut machen, was er früher, ehe er in die Meistersängerschule trat, in der Venerisblümleinweise gedichtet hatte?

§. 62.

In Hinsicht der Reime war man mit Recht um die höchste Reinheit bemüht; aber was die Gesetze in dieser Hinsicht vorbringen, ist oft höchst ängstlich und doch in mancher Hinsicht mangelhaft. Man war seltsamer Weise überein gekommen, daß man in Hinsicht auf die Reinheit der Reime — 32 Fehler begehen könnte, von denen hier einige der merkwürdigsten mitgetheilt werden mögen.

Zuvörderst machte man, wie billig, aufmerksam auf den Unterschied der weiblichen und männlichen Reime und nannte die ersteren klingende, die letzteren stumpfe; wodurch indessen wohl niemandem, außer etwa den untersten Schülern, etwas Neues gesagt wurde, denn mit der neuen Benennung war wenig geholfen. Dennoch scheint das Statut einen großen Werth darauf zu legen, und dringt überall auf steten Wechsel der männlichen und weiblichen Reime, mit einer beengenden Vorsicht, von der die frühern Meistersänger (Minnesinger) nichts wußten, weil sie überhaupt unsere geniale Sprache genialer behandelten. Auch ihre sogenannten Schlagreime, wo sich Wort auf Wort charakteristisch reimt (z. B. zu Schutz und Trutz) sind eine uralte Erfindung, oder, wenn man lieber will, gar keine Erfindung irgend eines Dichters, sondern gehören dem ganzen Volke und unsrer Sprache selbst an, die sich in treuherziger Sprüchwörtlichkeit und bald in geharnischten, bald in fröhlich neckenden Reimen, die in gewissen Fällen auch die Prosa durchflechten dürfen, gefällt.

§. 63.

Zur Abwehrung der Willkühr mochte die Strenge nöthig sein, mit der man verbot ein stumpfes Wort in ein

klingendes zu verwandeln z. B. Mond in Monde, oder umgekehrt ein klingendes in ein stumpfes z. B. Sonne in Sonn.

Löblich ist ferner das Verbot — des „falschen Lateins," d. h. der unstatthaften Einmischung lateinischer Wörter und des Abbrechens eines Wortes am Ende des Verses oder das Unterschlagen auch nur eines einzigen Buchstabens. Man bezeichnete diesen Fehler mit dem wunderlichen Ausdruck Milbe. Indessen leuchtet ein, daß man hierin viel zu weit ging, indem man selbst die allergebräuchlichsten Zusammenziehungen zweier Worte oder Sylben nicht gestattet, z. B. zur statt zu der. Man nannte das eine Verstümmelung und bezeichnete sie durch den Ausdruck Halb-Wort, Klebsylben.

Man durfte ferner nicht Diphthongen auf reine Vocale reimen, welches vorzugsweise gar ein Laster genannt wurde, kein gelindes Wort mit einem harten z. B. „Faden" mit „rathen," „Laden" mit „Staaten," ein Gesetz, das sich billig von selbst verstehen sollte, aber freilich oft genug übertreten wird.

Ueber den Styl im Allgemeinen ist in den Statuten nichts sonderliches zu lesen; doch ist löblich, daß vor falschen Blumen oder Coloraturen, als Verstoß gegen die Einfachheit gewarnt wird, so wie überhaupt die Meistersänger des sechzehnten Jahrhunderts sich vor nichts so sehr scheuten, als vor zu reichem Farbenaufwand. Schade nur, daß die Sparsamkeit bei ihnen keine Tugend war, und daß sie gänzlich vergaßen, man könne, wenn man auch alle diese wirklichen und vermeinten Fehler vermeidet, dennoch ein überaus schlechtes Gedicht verfassen. Mit den Fehlern, die die Feder tilgen kann, ist es überhaupt so gar schlimm nicht, indem ja der ächte Dichter, der nie eitel sein kann, sich gern verstehen wird, sie

zu tilgen, sobald sie ihm gezeigt werden, oder sobald er sie sich selber zeigt. Der einzige wahre Fehler eines Gedichtes ist die Geistesarmuth, und hier kann die Feder nur helfen, wenn sie es — von oben bis unten ausstreicht.

§. 64.

Die Meistersänger aber, als Mitglieder einer Schule, ahneten davon nichts. Mit den Gesetzen in der Hand, und glaubend gänzlich auf dem Reinen zu sein, gaben sie genau Achtung, wie oft der Lehrling gefehlt, oder, wie sie es nannten, sich versungen hatte. Anfangs kamen väterliche Verweise, dann harter Tadel und im Nothfalle Ausstoßung aus der Schule; doch ist wahrscheinlich, daß das letztere Schicksal wohl nur diejenigen betraf, welche sich häufig auf blinden Meinungen ertappen ließen.

Die Art wie die Schulen verwaltet und die Zusammenkünfte gehalten wurden, war nicht ohne großen Ernst und Feierlichkeit, so wie überhaupt die Meistersänger, stolz auf ihre Innung stets bemüht waren, sich stattlich zu beweisen. Sie bewahrten eine alte Tradition, daß ihre Zunft bereits vom Kaiser Otto bestätigt worden sei, von welchem sie auch eine goldene Krone bekommen haben sollten, die sie nachher mit in ihrem Wappen trugen. Kaiser Karl IV., sonst nicht eben deutsch und poetisch gesinnt, hielt diese Tradition aufrecht, indem er den Schulen erlaubte, dieses Wappen wirklich zu führen, gleichsam wie ein fürstliches, das wohl an die innere Vornehmheit der Poesie erinnern mochte. Nur der Mann von bewährter Rechtlichkeit, und unbescholtenem Wandel konnte als Mitglied aufgenommen werden. Ein schweres Probesingen ging voran, die gewählten Merker prüften jede Sylbe, aber man findet keine Spuren vom Neid, und gern ertheilten die wackeren Män-

ner, wenn jemand nach den Statuten meisterlich gesungen, den höchsten Lohn, welcher, sehr charakteristisch, nicht etwa in einem Lobeerkranz bestand, sondern in einer silbernen Figur, die den König David mit der Harfe vorstellte, und als höchste Zierde an einer gleichfalls geschenkten silbernen Kette auf der Brust getragen wurde. Es war ein religiös poetisches Ordenszeichen, das überall Respekt einflößte. Es ist ferner höchst wichtig für die Geschichte der Sitten, daß kein Meistersänger jemals für Geld singen durfte, und wir finden auch nicht ein einziges Beispiel, daß dagegen gefehlt worden sei.

Im dritten Band des Magazins Bragur findet sich die Abbildung einer Singeschule nach dem Gemälde von Franz Hein, die uns die Ordnung und Würde, den sittlichen Ernst und Fleiß in allen Gesichtern deutlich zeigt.

§. 65.

Erwägen wir nun alles bisher berührte noch einmal, und fassen es mit einem Blicke auf, so werden wir uns wohl alle gern entschließen, die wohlfeilen Scherze für unwürdig und unstatthaft zu erklären, mit denen manche frühere, seichte und eben deshalb hochmüthige Spötter sämmtliche Meistersängerschulen überschüttet haben. Jene hoffärthigen Gesellen, die sich für Meister hielten, und die mit einer gewissen Halbbildung überpudert, überfirnißt, oder auch nur angespritzt waren, hielten sich bequemerweise an einzelne, freilich sehr mangelhafte Gedichte aus jener Zeit, und freueten sich, dieselben verhöhnen zu können, wozu kein sonderlicher Geistesaufwand vonnöthen war. — Wir wollen lieber den sittlichen Ernst und den deutschen Fleiß jener Periode betrachten, und uns freuen, daß in einer Zeit, wo, wie bereits mehrere male erwähnt worden, Fürsten und Edelleute aufgehört hatten die

Poe-

Poesie zu üben und zu begünstigen, schlichte Bürgersleute, und meistens nur aus der zweiten und dritten Klasse, sich eng an einander schlossen, um wenigstens eine dunkle Ahnung einer schöneren Vergangenheit zu bewahren, und dem verarmten Leben das schönste zu erhalten was dem Menschen hienieden gewährt werden kann, Poesie. So Großes gewollt zu haben, darf schon hoch angerechnet werden.

Erwägen wir ferner das Maaß der Bildung, welches beurkundet werden mußte, um in diese Meisterschule naufgenommen werden zu können, und erinnern wir uns, daß um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts allein zu Nürnberg 250 Meistersänger lebten, so ist das Ergebniß für die Summe von Cultur, welches sich in jener Zeit finden mußte, sehr erfreulich, und es entsteht die Frage, obwohl das achtzehnte Jahrhundert würde etwas ähnliches haben aufweisen können. Die Antwort dürfte nicht viel Tröstliches enthalten.

§. 66.

Den streng ehrbaren Meistersängern standen gegenüber oder zur Seite die sogenannten Spruchsprecher, Stegereifs-Dichter, die von der Scherzhaftigkeit gewissermaßen Profession machten, und sich bei Hochzeiten, Kindtaufen und anderen Festen für Bezahlung hören ließen. Einige derselben scheinen in den Reichsstädten eine ähnliche Rolle gespielt zu haben, wie etwa die Narren an den früheren Fürstenhöfen. Sie hatten gleichsam den Auftrag empfangen oder sich selbst gegeben, die etwanigen stehenden Gesellschaftssümpfe ein wenig zu salzen und anzuregen, wobei man ihnen manches hingehen ließ, was schwerlich ein ernster Bürger dem andern würde haben hingehen lassen. Das merkwürdigste an ihnen scheint nur die Stegereifs-Dichterei selbst,

welche in Deutschland als eine seltene, fremde und auch wohl nicht sehr wünschenswerthe Kunst betrachtet wird, indem sie unsrer ganzen Natur nicht zusagt. Die wenigen Reime, die sich von den Spruchsprechern gerettet haben, sind nicht sonderlich, und wenn Wilhelm Weber nichts besseres gemacht hat, als was Wagenseil von ihm anführt, so können wir in das Urtheil, er sei ein witziger Kopf gewesen, nicht einstimmen. Man sah ihn als gemeinen Stadt-Spaßmacher an, und da er einst sein Privilegium zur Satire überderb misbraucht hatte, wurde er von drei verkappten Bürgern bei Nacht in den durch die Stadt fließenden Fischbach geworfen, wobei es indessen keinesweges auf Mord, sondern nur auf einen sehr rohen Spaß angesehen war. Er rächte sich durch Verse, die der grundgelehrte Wagenseil für vortrefflich gehalten zu haben scheint, vielleicht nur in der Freude, doch auch einmal etwas sogenannt Lustiges in sein ernsthaftes Buch eintragen zu können. Allerdings macht der Zorn Verse, aber nur der edle macht gute, und ein solcher konnte bei so gemeinen Verhältnissen nicht walten.

§. 67.

Unsere Literatur ist nicht arm an genauen Nachrichten über die Meistersänger. Das wichtigste Werk, vorzüglich über die neuere Periode derselben, ist das oben genannte von Wagenseil, aus dem fast alle späteren Literatoren geschöpft haben; doch finden sich in mehreren Aufsätzen im Bragur, insonderheit in dem oben angeführten, noch manche schätzbare Notizen. Ueber die Spruchsprecher sehe man außer Wagenseil „Flögels Geschichte der komischen Literatur, Band I.“ Selbst für ein Kupferbild, Wilhelm Weber vorstellend, ist mit deutscher Gutmüthigkeit gesorgt worden, so daß selbst die Neugier sich befriedigt fühlen mag.

In der Beurtheilung des dichterischen Werthes der sogenannten Minnesänger und Meistersänger gab Adelung manchen traurigen Beleg, seiner nunmehr zur Genüge aufgedeckten und anerkannten Geschmacklosigkeit; doch muß ihm zum Ruhme nachgesagt werden, daß er als Historiker zuerst auf die ursprüngliche Einheit jener Sänger (der Minne- und Meistersänger) aufmerksam machte *). Die Verschiedenheit ihres innern Werthes erkannte er nur halb an, er, dem selbst Heinrich von Veldek, Wolfram von Eschenbach Walther von der Vogelweide u. s. w., tief unter sämmtlichen deutschen Dichtern der Jahre 1740 bis 60 zu stehen schienen.

§. 68.

In den neuesten Zeiten hat sich Jakob Grimm durch eine Schrift über den altdeutschen Meistergesang, (Göttingen 1811.) sehr verdient gemacht, indem er bewiesen, daß die metrischen Formen des Minnegesangs auch die des Meistergesangs seien. Das Resultat seines Buchs, wie er es selbst angiebt, ist Folgendes: „Der deutsche Meistersang, aus dem Schooß der Volkspoesie entsprungen, hat in der Sonne des Ritterthums geblüht und da feste Gestalt genommen. Eigenmächtig, wie er sich selbst gebildet, hat er sich eigenthümlich erhalten. Zwar in Art und Geist ausheimischer Dichtkunst ähnlich (weil sich die Natur gleicht auf dem ganzen Erdboden, und ohne daß man darum Züge und Mienen aus einander erklären darf) ist er doch wieder von jeder verschieden, und in seiner gründlichen Darstellung mit nichts verwandt als mit sich selbst, sein späte-

*) Einheit, ursprüngliche Einheit; keinesweges Einerleiheit. Der große Unterschied ist klar.

res mit seinem früheren, sein früheres mit seinem späteren. In der Härte und Bestimmtheit späterer Regel und Terminologie mag fast noch überall die frühere Weichheit und Allgemeinheit wieder gefunden werden. Minne- und Meistergesang sind eine Pflanze, die erst süß war, hernach im Alter herb, und die verholzen mußte; aber wo wir nicht zum Saft ihrer Jugend zurückgehen, verstehen wir nimmer die Zweige und Aeste, die daraus getrieben haben.

Diese Dichter stifteten eine Schule menschliches Fachwerk in eine himmlische Gabe; als der Zauber von den Banden gewichen, als nichts mehr da war, wie ein leeres Gerüst, ließ sich jene nicht länger halten. Wann das Haus ausgewohnt ist, geht es zusammen, während mitten in Schutt und warmer Asche die sinnenden Menschen Gedanken und Kraft zu dem neuen Bau gesammelt haben." (S. das angeführte Werk Seite 170.)

Anhang zu dem Abschnitt von den Meistersängern.

Die Tradition von dem Ursprunge der Meistersänger ist so wichtig und seltsam interessant, daß wir uns vielleicht gerechtem Tadel aussetzen würden, wenn wir es bei der oben gegebenen kurzen Hindeutung bewenden ließen. Es findet sich ein Gedicht, das bei den späteren Meistersängern gleichsam als Urkunde galt, da es mit schlichten Worten die ganze Geschichte von der Entstehung der deutschen Meistersängerzünfte mittheilt. Abgerechnet diese innere historische Bedeutung, giebt es auch besser als alle Beschreibung ein Bild von den verschiedenen „Weisen," in welchen einige der berühmteren Meistersänger gereimt haben.

Bei einem Gedichte wie dieses, das nicht bloß bei allen Meistersängerschulen, sondern überhaupt bei ganz Deutschland auf Theilnahme Anspruch machen durfte, wollte vermuthlich jeder sich ausgezeichnet fühlende Meistersänger mit Hand anlegen, um auf diese bequeme Art ein klein Wenig Unsterblichkeit zu erlangen. Daher die wunderliche Buntheit. — Es lautet:

In der Feilweiß Friedrich Furners, Tuchscheerers, Bürgers in Straßburg.

Ach die gantze heilig Schrift
Durchaus an vielen Orten
Herrlich mit dem Gesang zutrifft,
Reichlich von Lehr und Worten,
Mancher sich heut
Verwundert weit,
Wo Gesang ist herkommen, (!)
Aus mancher Statt
Sein Ursprung hat,
Und wer es hat besunnen.
Erstlich in dem Teutschland
Fing an das Meister-Singen,
Man zehlt neunhundert Jahr zu Hand
Zwei und sechzig der Dingen,
Der Erste Otto
Kaiser war so,
Und thät das Reich erhalten,
Leo der Acht,
Das Pabstthum thät verwalten.
Da erweckt Gott durch Gnad sein Cron,
Zwölff Mann in hoher teutscher Sprach,
Doch keiner da thät wissen
Von den Anderen; machten hernach
Viel Thön löblich geflissen,
Schön zugericht
Daß es weit thät erschallen.

Erstlich wollt es
Auch des Pabstes
Anhang gar nicht gefallen.

In der Preißweiß, Melchior Christophs, Bürgers und Bäckers in Straßburg.

Verklagten die
Zwölff Mann für dem
Kaiser bequem
Und als Ketzer sie schänden,
In den Ban sie erkennten,
Den Kaiser thäts bewegen,
Der meint allhie,
Es wär auch ein
Neu Sect unrein
Weil sich der Hauffe mehret,
Bestimmte Zeit ankehret,
Ein' Tag den thät man legen,
Gen Pavia auf die Schul reichlich
Dahin sie sollen kommen gleichlich.
Die zwölff Mann all
Kamen zumal
Gen Pavia
Klüglich allda:
Der Erste hieß sanfftmüthig
Heinrich Frauenlob gütig
Zu Mainz saß er im Segen.

In der zarten Buchstabenweiß, Martin Häschers, Schriftgießers in Straßburg.

Der Ander endlich
Hieß in dem Ring
Heinrich Mügling,
Die zween wären verständlich

Doctores der Schrift, ich euch sing.
Nun der Dritte löblich
Hieß Klingsohr da.
Der Vierte ja
Hieß der Starck Pop nicht gröblich,
Zween Magistri, die dichteten Bar.
Von den sieben freien Künsten gar.
Der Fünfft Herr Walter hieß,
War ein Landherr aus Böhmen gewiß,
Von der Vogelweid war
Schön. Der Sechste künftig
Derselbe war ein
Ritter kühn und vernünftig,
Der ein Landsaß, Wolfgang Röhn.

In der geschwinden Pflugweiß Paulus Fischers, eines Kürschners in Straßburg.

Der Siebend hieß und war von Adel
Ludwig Marner, der Kunst ohne Tadel,
Schämt sich derselben gar nicht.
Der Acht zu Maintz saß, war ein Schmid,
Hieß mit Nahmen Barthel Regenbogen,
Hat die Kunst lieb, war ihr gewogen.
Der Neunt war von Zwickau bürtig
In Meißenland, hieß Römer würdig
Macht löblich Thön und schöne Bar,
Der Zehend auch von Würzburg war,
Hieß Conrad Geiger holdselig,
Diese Kunst lag ihn an gefällig.
Der Eilfft mit Nahmen hieß der Kanzler
In der Steyermark darin saß er,
Ein Fischer seines Handwerks füglich,
Dicht schöne Bar und Lieder täglich.
Der Zwölfft der Alte Steffan hieß,
War viel Jahr ein Seiler gewiß
Welcher viel Thön componirt,
Auch sein Gesang lüstig schön ziert.

In der hohen fröhlichen Lobeweiß, Herrn Hans Berchlers, Gaßgebers zum Geist in Straßburg.

Die zwölff Mann gen Pavia kamen
Auf des Kaisers Gebot,
Waren macherlei Art und Stammen
Hocherleuchtet von Gott;
Trieben kein Spott
Aus der Kunst hie mit Nahmen.
Es kam auch bald gen Paris mächtig
Kaiserliche Majestät,
Viel Doctores, Magister prächtig,
Darzu auch sein Rath
Versammeln that
Viel Gelehrten bedächtig
Desgleichen des Papstes Legaten
Von Rom hinzugethan
Zu diesem Hader traten
Sollten verwalten schon
Von Papst die Sache fleißiglich,
Die Zwölff wurden verhört von allen
Punkten, Zahl, Maß und Wort,
Auf die Schul mußten sie
Man that ihnen an den Orth
Fleißig hinfort
Aufmerken mit Gefallen.

In der harten Felderweiß, Veit Fischers, Schlossers in Straßburg.

Der Kaiser und die Herren sein
Lobten gleich die zwölff Meister
Sagten ihn, Ehr Lob und Preiß fein
Weil sie kein Rotten-Geister,
Und kein neu Secten brachten auf Erd.
Als nun Papst Leo vernam wehrt,
Daß solch Meisterlieder und Thön

Gott nicht waren zuwider,
Erlaubt er's einem jeden schön
In der Welt hoch und nieder;
Sunderlich die Teutschen er vermahnt,
Weil Gott die Kunst ihnen macht bekannt,
Sollten sie die ausbreiten sehr
Und ihm singen Lob, Preiß und Ehr.
So lang hat Gott erhalten
Solches schönes Meister-Gesang,
Wol über die sechshundert
Und etlich Jahr mit gutem Klang
Mancher sich drob verwundert,
Daß die Kunst ist so alt für wahr,
Man thut von Tag zu Tag sich gar
Drin sterken und fortwalten.

In der stumpfen Schoßweiß Hans Möllers, Schlossers in Straßburg.

Nach solcher Zeit bekannt
Fanden sich in Teutschland
Zwölff Meister klug,
Mit Fug,
Sassen im Reich
Zu Nürnberg hört eben.
Von welchen Hans Sachs schon
Gedicht im neuen Thon,
Darinnen bewehrt,
Erklärt,
Ihr Nahmen gleich
Und ihr Stand darneben
Darin sie damals waren fein.
Sie übten sich der Kunst rein
Gemein,
Thäten löblich Thön machen
Dichten viel schöne Bar
Ihnen angelegen war

Meister Gesang
Mit Klang
Ganz inniglich
In allen feinen Sachen.

Die ungeheuren Anachronismen, welche in der Zusammenstellung mancher Dichter unter jenen zwölfen, von denen das Lied spricht, begangen worden sind, fallen fast von selbst in die Augen. Es ist hinreichend, hier nur zu erwähnen, daß Walther von der Vogelweide noch vor dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts dichtete, daß Klingsohr bereits im Jahre 1207 an dem poetischen Kriege auf der Wartburg Antheil nahm, daß Frauenlob 1317 starb, u. s. w, aber das Gedicht kehrt sich daran nicht, und die zwölf Männer gewinnen fast ein gespenstisches Ansehen. Sie alle zu charakterisiren, würde außerhalb der Gränzen dieses Buches liegen. Auch Heinrich Frauenlob liegt weit außerhalb; doch wollen wir über ihn, — dessen herrlicher Name stets mit rechtem Ernst ausgesprochen werden, und nie zum Spiele dienen sollte, — die anziehende Stelle aus Spangenbergs Chronik ins Gedächtniß der heutigen Welt zurückrufen:

„Heinrich, ein künstlicher und zugleich auch lieblicher Meistersänger, soll nach etlicher Meinung ein Doctor Theologiae gewesen sein. Hat alle seine Lieder, die er gemacht, zu Lob und Ruhm des weiblichen Geschlechtes gerichtet, daher er auch den Nahmen bekommen, daß er Doctor Frauenlob genannt worden, welcher Lieder man noch etliche hat, als eines, so sich anfahet: „Ich bin genannt der Frauenlob zu dieser Zeit“ u. s. w., und ist gestellt wider einen, so der Jungfrauen Stand dem ehelichen Stande vorgezogen hat. Sonderlich hat er von der Jungfrau Maria, der Mutter des Herrn Christi, etliche Lieder zusammengesetzt, die man unser Frauen Lied geheißen, wie Magister Albertus

von Straßburg in seiner Chronik gedenket. Er hat den Zogton erfunden. Anno 1317 ist er zu Menz, da er sich sonst gehalten, gestorben, und am St. Andreasabend daselbst in der Dhomkirch im Umgang bei dem Wendelstein ehrlich begraben worden. Und haben ihn etliche Matronen aus seiner Herberg oder Wohnung zu Grabe getragen mit vielen Tränen und Weinen, und haben darnach alsbald so viel Weins in und auf sein Grab nachgegossen, daß es um's Grab von Weine geschwummen, wie sie ihm dann auch oftmals noch bei seinem Leben den Wein verehret haben."

Merkwürdig ist, daß Frauenlobs wahrer Name fast ganz verschwunden ist vor dem feiernden und gefeierten Beinamen. Vielleicht ist selbst der Andreasabend als die Zeit seines Begräbnisses interessant, da in der darauf folgenden Nacht die Jungfrauen ehedem manche ernste und scherzende „Fragen an das Schicksal" zu thun pflegten, welch ein Mann ihnen zu Theil werden würde.

Ueber die Volkslieder.

§. 69.

Einer der größten Vorwüfe, den man den spätern Meister-Singeschulen machen kann, ist der, daß sie das Singen des Volkes nicht beförderten, so wie überhaupt das ganze sechszehnte Jahrhundert in Hinsicht des Volksliedes, wenn auch nicht ganz arm sich zeigt, doch den Ruhm, den sich die früheren Zeiten auch in dieser Hinsicht erwarben, bei weitem nicht erreichte. Seit diesem Jahrhundert hat sich ein unglückliches Misverhältniß eingeschlichen zwischen Leben und Kunst, die doch in sich eins sein sollen, und so hat man endlich sogar eine aparte Büchersprache und

eine aparte Lebenssprache bekommen. In ihren Büchern, so meinen gar viele Autoren, müssen sie schon ehrenhalber vornehmer und zierlicher erscheinen; im Leben komme es auf einige Unbeholfenheiten, und, schlimmen Falls, auch auf einige Plattituden nicht an. Es ist gut genug im Leben, wenn man überhaupt nur sagt, was man meint und will; das Wie kümmert wenig; was aber gedruckt werden soll, muß im Amts-Ornat einhergehen.

Daher die breite Lebensprose und die aufgeschwollene Bücherpoesie als wäre das Leben und die Bücher zweierlei, so daß ich wohl fürchten muß, es werden manche die dieses lesen ausrufen, das sei freilich zweierlei, und wie es gewöhnlich betrieben wird, ist es leider wirklich so; nur daß dabei weder das Leben noch die Bücher sich gut stehen. — Aus der Zweierleiheit kann nie Gedeihliches entstehen.

Der Dichter, der im tieferen Sinne des Worts anders schreibt als er lebt und anders lebt als er spricht, ist kein Dichter, sondern nur ein forcirter und gequälter, der vielleicht hie und da manches Erträgliche sagen, aber nimmermehr eine heitere poetische Welt wird erschaffen können, denn wenn er das vermöchte, würde er nicht vor allen Dingen diese heitere Welt zu seiner eigenen machen, und die Zweiheit, in der er befangen ist, aufheben?

§. 70.

Die Frage: Also auch im gewöhnlichen Leben, soll der Dichter so sprechen wie in seinen Büchern? darf uns nicht schrecken, denn wir erkennen was man so gewöhnlich das „gewöhnliche" Leben nennt, gar nicht an, indem es lediglich auf uns allein ankommt, ob wir ein sogenannt gewöhnliches oder ein bedeutendes Leben führen wollen. Von außen her zufliegen kann uns weder das eine noch das

andere. Meint ihr, daß — um edler Lebender zu geschweigen — Cervantes anders gelebt habe, als er geschrieben? Sollte er seinen eben so heitern als tiefsinnigen Witz und seine milde Kraft bloß für seine Bücher verbraucht und nichts übrig behalten haben für sich selber? oder sprechen wir es nur so obenhin aus, daß sein Buchstabe lebendig sei?

Alles was ein guter und gebildeter Mensch thut und schreibt, kann, genauer betrachtet, nie anders als gut und gebildet sein *).

Ehe diese Scheidung zwischen Leben und Kunst unter uns eingerissen war, welch eine Gesangeswelt fand sich da bei dem Volk in unserm Vaterland, und — wie hat die Folgezeit diese herrlichen Schätze fast ganz übersehen oder gering achten können! Die zweite Hälfte des siebzehnten

---

*) Dies gilt auch von den Briefen Verstorbener, nur daß wir wohl erwägen mögen, was in denselben der Moment und was das Gemüth aussprach. Es kann hier nur religiöse Vorsichtigkeit entscheiden, und ich habe eine solche — das bin ich mir bewußt und es sei mir vergönnt, auch hier zu bemerken — bei der Herausgabe der Briefe Wielands an Sophie v. Laroche bewiesen. Bei einem Manne wie Wieland, den gar manche schlimme Irrthümer von jenseit der Ardennen angeflogen waren, war eine solche Sichtung höchst nöthig. — Für die Geschichte sind indeß auch manche dem Druck übergebene sehr dürre und leere Briefe andrer berühmter Verstorbenen sehr wichtig, wenn auch diese Wichtigkeit manches Traurige in sich haben sollte. Aber auch heiter in Beziehung auf die Gegenwart können uns solche Briefe machen, denn wahrlich wir dürfen mit Recht zweifeln ob irgend einer unserer jetzigen wahrhaft berühmten Kritiker und Dichter so hohl egoistische, hochmüthig beschränkte und ideenlose Briefe schreiben könne, wie z. B. Bodmer und Sulzer.

Wie herrlich stehen dagegen der fromme Gellert, der tiefsinnige Hamann, der reine, helle, gemüthvolle F. H. Jacobi, und wie schön werden einst dastehen — — Was hier fehlt wird ein Literarhistoriker nach funfzig oder achtzig Jahren freudig hinzusetzen.

und das ganze achtzehnte Jahrhundert — hat die sogenannte, oder so zu nennende Gelehrten-Poesie und Studierstuben-Dichtkunst nicht bloß weit mehr geliebt als die Volkspoesie, sondern die letztere sogar zu verachten gewagt. Aus dem letztern Jahrhunderte weiß ich nur sehr wenige Dichter und Literatoren zu nennen, die sich an diesen Blüthen wahrhaft erfreuen und deren Dauerbarkeit zeigen mochten, und unter jenen würdigen Männern möge besonders Herders und Bürgers großes Verdienst um das Volkslied stets anerkannt werden. Aber der erste, dessen reicher Geist die Stimmen aller Völker zurückrufen wollte, mußte sich in Beziehung auf die deutschen Volkslieder zu eng begränzen; und die Bemühungen des wahrhaftigen Volksdichters Bürger wurden nicht selten mit schlechtem Scherz, theils mit nüchterner Halbphilosophie abgelehnt. Es ist auch in dieser Hinsicht jetzt viel besser geworden, und niemand würde jetzt mit der Verachtung dessen Prunk treiben können, das er ehren sollte, und das ihn belehren kann.

§. 71.

Was ich über diesen Gegenstand schon vor gar manchen Jahren schrieb, möge auch hier wieder, doch mit mehreren Veränderungen, eine Stelle finden, da, wie ich vernommen, hie und da einiges Gute dadurch befördert sein soll.

Zwar ist den deutschen Volksliedern nicht eigen jene heiße Glut der Empfindung wie bei den Morgenländern, selten nur jener farbige Glanz wie bei den Provenzalen, nicht jene anziehende Mystik einer tiefern Sinnlichkeit wie bei den Spaniern und Portugiesen; doch finden wir dafür oft das Höhere, eine gewisse Gattung von religiöser, milder Mystik, die selbst dem einfachsten Herzen sehr willkommen

sein muß, z. B. in der sinnig wunderbaren Romanze von der Tochter des Commandanten zu Großwardein. Ein ächtes Volkslied kann überhaupt nicht nachahmen und will mit dem Fremdartigen nichts zu thun haben. Die Seele jeglicher Poesie: Gemüthlichkeit im ächten Sinne des Worts, charakteristisch-mimische Lebendigkeit, diese treffen wir in dem deutschen Volksliede, das ein wirkliches und nicht bloß ein Titular-Volkslied ist, immer an. Diese Lieder sollen aber auch wegen ihrer Kraft und Kindlichkeit mit einem keusch-ästhetischen Sinne genossen werden, die bloße Reflexion weiß sie nicht zu genießen, da nämlich eine jede Kunst, als solche, das Unendliche im Endlichen darzustellen strebt, so begreift es sich schon um deswillen leicht, daß die ächten vollendeten Werke derselben nicht eigentlich sollen begriffen werden. Der Verstand wird seine Fragen wenigstens auf die Weise wie er zu antworten pflegt, hier nicht beantwortet finden, denn die Kunst hat eine höhere Aufgabe zu lösen, als die er ihr geben könnte. Seine Fragen an die Kunst werden bereits in den Vorhöfen der Kunst gelöst, sie selbst aber wohnt im seligen Glauben. Der bloß verständige Mensch wird daher nie eine klare Idee von der Schönheit überhaupt (am wenigstens aber von der Schönheit unschuldiger und anspruchloser Volkslieder) bekommen können, weil er auch an sie noch Fragen thut, von denen nicht mehr die Rede sein kann, weil ja die Kunst, ausgehend von religiöser Ueberzeugtheit, gleichsam die ewige, beruhigende Antwort ist für alle Fragen die jemals nur in dem menschlichen Gemüthe sich erheben mögen. Daher ist dem Verstande, sobald er isolirt als einseitige Funktion dasteht, die Kunst etwas Fremdartiges; wenigstens kann sie ihm nichts anderes sein, als das Facit eines mit Klugheit durchgeführten Rechnungsexempels. Bei manchen größeren

(epischen oder dramatischen) Werken der Poesie weiß er sich auf diese Weise allerdings noch einigen Genuß zu verschaffen, der, wenn er gleich unendlich dürftiger ist, als der welcher dem wahren Kunstliebhaber und Kenner zu Theil wird, doch immer noch Interesse genug hat, um auch ihm die Kunst bedeutungsvoll zu machen. Er sucht hier (mit Recht) die Einheit in dem Mannigfaltigen des Stoffs, er zählt die einzelnen Punkte, die so sinnvoll an einander gereihet sind, er ziehet einzelne Stellen die ihm etwa en haut relief gearbeitet zu sein scheinen, heraus, weil sie ihm als Resultate scharfsinniger Reflexion genug thun, oder, wenn er noch einen Schritt weiter geht, so ergötzt er sich an den schönen und erhabenen Charakteren, die so wohl gebildet und kräftig dargestellt worden sind, und in dem Kampf mit anderen Charakteren doch immer nur auf sich selbst beruhen, und einig sind mit sich selbst; mit einem Wort: er hat bei solchen Kunstwerken fast einen noch größern Genuß als ihm die Auflösung eines sinnreich gebildeten — Räthsels gewährt. Dieser Genuß ist allerdings ein nicht geringer; aber der ächte Kunstkenner hat ihn nicht bloß auch, sondern außer demselben noch einen unendlich höhern: den der reinen Anschauung einer in sich vollendeten Welt, und ursprünglichen Einheit.

§. 72.

Und vollends: Wie wird sich jener isolirte, und in der Isolirtheit oft sehr hochmüthige Verstand bei den Volksliedern Genuß zu verschaffen wissen? Sie wollen eben nicht bloß Begriffe bilden, nicht einzelne Wahrheiten aussprechen, nicht bloß die Reflexion beschäftigen; aus dem, was sie darstellen, lassen sie keine einzelne Punkte herausnehmen, kein Rechnungsfacit ziehen, sie vermögen das al-

les nicht, und verschmähen es zu vermögen. Es ist eben der Charakter der ächten Volkslieder, den großen und tiefen Sinn, der in ihnen wohnt, schonend zu verhüllen, und das Höchste im Menschen zu vereinigen mit Kindesunschuld. Aber auch mit Kühnheit treten sie auf, und in ihren rasch hinflatternden Zeilen wechseln Sterne und Blumen, fallende Welten und lächelnde Kindesgesichter, gebrochene Herzen und tändelnde Tänzer im wunderlichsten Zusammenklang. Der bequemern Begreiflichkeit unterwerfen sie sich nicht, wohl aber bieten sie sich klar der tieferen Anschauung und erfreuen ein Gemüth, das die Eintracht des reinen Ernstes mit der kindlichen Naivetät zu ahnen im Stande ist.

Solcher Volkslieder hat außer den Engländern und den Spaniern vielleicht keine Nation so köstliche und so viele aufzuweisen als wir.

Hier begegnen uns zuvörderst die kriegerischen, deren jeder einzelne deutsche Gau gar manche, und nicht selten höchst charakteristische hervorgebracht hat. Wir wollen besonders die Fröhlichkeit und die bescheidene Kraft, die wir hier nicht selten bemerken, anerkennen, und insonderheit dem Veit Weber, einem wackeren Süddeutschen der für die gute Sache der Schweizer, die ja Deutsche waren, redlich mitfocht, die wohlverdiente Ehre geben, daß der Krieg ihm erschien wie eine reine Gottessache, die sich gar wohl verträgt mit den Blüthen der Dichtkunst, oder, wenn wir lieber wollen, sie mitbringt. Alles an ihm und in ihm ist frisches Blut, tüchtiger Nerv, und elastische Stahlfeder, und gern hören wir, weil wir ihm gern glauben, wenn er in einem Lied vom Jahr 1475 also anfängt:

„Mit Gesang vertreib ich mein Leben;
Vom Tichten kann ich nit lan.“

§. 73.

Weniger poetisch, aber historisch wichtig und nicht ohne dauerhaftes Salz, sind die politisch-polemischen Volkslieder, in denen sich die Ansicht und Neigung, Leidenschaft und Abneigung der Menge während großer Weltbegebenheiten oder in minderen Verhältnissen einzelner kleinerer Staaten ausspricht, oder, was viel beruhigender ist, aussingt. Es sind ihrer noch manche übrig, die besonders in aufgeregten Zeiten, z. B. während der Hussitenstreitigkeiten, des Bauernkriegs u. s. w. entstanden, und der Geschichtsforscher wird in der herrschenden Stimmung des Volkes zuweilen Aufschluß finden über manches, dem der Kanzleistyl gewöhnlicher Geschichtschreiber eine ganz andere Farbe (oft vergeblich) zu geben suchte. Die Keckheit, mit der sich in diesen Liedern die Meinung der Menge vernehmen läßt, ist nicht selten sehr anziehend und imponirend, und es scheint, daß man schon einige Beruhigung, wenigstens momentane Beschwichtigung darin fand, solche polemische Gedichte nicht bloß verfertigen sondern auch laut singen zu dürfen *). Auch ist es allerdings auffallend, daß den Dichtern niemand wehrte.

Man sieht schon aus der Anführung des Bauernkriegs, daß diese Gattung der Volkslieder auch im sechszehnten Jahrhundert fortdauerte, aber sie wurden schon unpoetisch-bitterer und schneidender. Man wollte kaum mehr muthwillig necken, sondern heftig aufreizen und blutig ritzen. Die Dichter selbst schienen dem Volksgesang nicht mehr recht

---

*) Koch führt in seinem Compendium ein solches polemisches Volkslied aus Spangenbergs Chronik an, II. 73. ff. Daß übrigens auch solche Volkslieder sehr Unrecht haben können, versteht sich von selbst.

zu trauen und suchten deshalb mit ihren Liedern nur zu bald die Druckerpresse, die das wahre Volkslied kaum bedarf. Solche Lieder aus der Zeit der Grumbachischen Händel möchten vielleicht Aufschluß geben können, über einige Dunkelheit, die noch auf jenem Reichsfriedensbruche ruht. Eines, das den Titel führt „die Nachtigal," wurde zu Leipzig auf dem Markte durch den Henker verbrannt, und jeder bei dem man es fand, hart bestraft. Dieser Umstand machte bekanntlich unsern theuern, stets regen Lessing aufmerksam, er fand endlich sogar drei Abschriften des Gedichts in der Wolfenbütteler Bibliothek, und ließ das Gedicht in seinen „Beiträgen u. s. w." drucken. Als Volkslektüre mochte es damals allerdings ungünstig wirken können; Volkslied hätte es schon wegen seiner ungebührlichen Länge nie werden können. Interessant ist es sehr, als eine kraftvolle Stimme für den unglücklichen Herzog von Gotha und dessen Aufreger Wilhelm von Grumbach, stellenweis voll guter Gesinnung, aber auch stellenweis voll schädlicher Sophisterei.

§. 74.

Die elegischen Volkslieder haben ungleich höheren poetischen Werth, denn sie sind keinesweges wie so manches neuere Gedicht, das sich an diese Gattung anschließen möchte, als das Resultat sensualer Aesthetik zu betrachten, die nur das sogenannte Schmelzende zu produziren weiß, sondern sie bezeichnen eine still begränzte Empfindung, die nicht zerstört verflattern darf, und selbst der tiefste Schmerz der heißesten Sehnsucht, der verlorenen Ruhe, der unerwiederten Leidenschaft, erscheint hier nicht in convulsivischer Hitze, in verletzender Zerrissenheit, sondern meist sanft, ergeben, oft noch von Lieblichkeit und Anmuth umgeben. Als solche Lieder nenne ich z. B. „Die Liebste mein will mich verlassen"

u. s. w. „Wer ist der doch kann ersehen, die Angst, Pein, und den Schmerz?“ u. s. w. „Ach weh wie ist mein junges Herz verwundet also hart“ u. s. w. *). Die ächte Elegie der Deutschen wird immer zu dieser stillen Einfalt zurückkommen müssen, wenn sie des ungetheilten Beifalls des Volks gewiß sein will; die prunkende Weichlichkeit mancher neueren ist bald verschmäht worden. Poetische Bettelbriefe an die Natur, Liebe u. s. w. sind keine Elegien.

Der erzählenden Volkslieder, Romanzen und Balladen haben wir eine schöne Fülle, manche schließen sich unmittelbar an den Nibelungen-Kreis, z. B. das bekannte:

Ich will zu Land ausreiten
Sprach sich Meister Hildebrand u. s. w.

Andere sind behaglich scherzend, indem besonders pfiffig-dumme, witzig-tölpische Bauern, muntere frisch hinlebende Jäger, und schöne Müllerinnen eine ergötzliche Rolle spielen, andere rein romantisch, dem Tragischen zugewendet.

§. 75.

Alle diese Gattungen sind oft recht wacker behandelt, die letztere scheint den höchsten Preis zu verdienen; doch versteht es sich, daß sie nur dem wahren Genuß geben können, der noch, — es giebt kein anderes Wort dafür — mit keuschem Herzen zu vernehmen weiß, und nicht nach überbunter Farbigkeit und Reflexionsgewässern strebt. Die ächte Farbe wird nie fehlen; und stets klar und lebendig rasch, wie allein die Romanze wandeln soll, werden uns die Bil-

---

*) Gedruckt wurden diese Gedichte erst 1614; (S. Koch II. S. 129.) Doch sind sie ohne Zweifel weit früher verfaßt worden.

der erscheinen, die der Dichter uns hier, bei aller anscheinenden Kunstlosigkeit kunstgemäß darstellt. Belege finden sich viele; doch möge, um die Beispiele nicht zu häufen, noch einmal an jene Erzählung von der Commandantentochter erinnert werden, die in Gott die Zeit überwindet, und an das Gedicht von den drei Grafen, wo die fast naive Liebelosigkeit des einen zu der naiven Liebe des Mädchens, so wie das tragische Ende, den ächten Schauder der Romanze hervorzurufen im Stande ist.

Ueber den Ton der Romanze herrscht in neueren Zeiten gar viel Misverständniß, denn fast nur Göthe, Bürger und sehr wenige Neuere, haben ihn zuweilen rein erreicht; manche angestaunte Romanze aus der neuesten Zeit, hat von der Romanze nicht viel mehr aufzuzeigen als die — Ueberschrift. Am reichsten ist das funfzehnte Jahrhundert, das sechszehnte hat wenig zugegeben, und verdient auch noch um deswillen Tadel, daß es, bei gelähmter Produktionskraft, nicht einmal sorglich zu sammeln bemüht war. Wie manches Köstliche mag verloren gegangen sein.

§. 76.

Romantische Volkslieder mußten sich von jeher in Deutschland auf das Erfreulichste bilden, da unserm Vaterlande selbst eine reiche, wunderbare und anziehende Mythologie eigen ist. Ich rechne hierher die alten Volkssagen von den Erlen, Elfen und Nixen, die man in der That selbst für manchen griechischen oder römischen Mythus nicht wegzugeben gesonnen sein dürfte. Es ist durchaus nicht eine leicht flüchtige Phantasie, die diese seltsamen Wesen erschuf, eine bedeutendere gestaltende und charakterisirende Kraft hat sie in ihrer Existenz gesichert. So finden wir in jeder dieser Volkssagen den Charakter der Nixen auf eine gleiche, doch immer neu anziehende Weise dargestellt. Niemals wer-

den sie mit den Sylphen verwechselt, deren feinere ätherische Natur nur in den Lüften ihren Spielraum findet. Da die Nixen im Wasser leben, so werden sie auch nothwendig materieller gedacht werden müssen, als passionirte Liebhaberinnen des männlichen Geschlechts, wenn es schön ist. Mit den Häßlichen und Unbeholfenen treiben sie indeß einen Spaß, der leicht gefährlich werden dürfte. Sie sind überhaupt leidenschaftlich, zum lauten Lachen geneigt, ein wenig frivol sogar, im Ganzen jedoch, und wenn sie nur recht behandelt werden, ziemlich gutmüthig und mehr als ziemlich liebenswürdig; nur geht ihre Grazie sogleich verloren, sobald sie die Männer auf einer Inkonsequenz in der Liebe ertappen, und ihre Wuth kennt keine Grenze, gegen diese wunderlichen, fluctuirenden Charaktere. Diese kleinen Andeutungen zu dem Gemälde jener den Deutschen eigenthümlich gehörenden fantastischen Wesen, sind aus den alten Volkssagen selbst gefolgert worden, und ich durfte ihre Anführung nicht für überflüssig halten; weil es mein Zweck war, zu beweisen, daß diese mythischen Charaktere eben die bestimmte Physiognomie haben, als die Nymphen im Allgemeinen und die Dryaden, Najaden und Napäen ins besondere. Eben diese Bestimmtheit der Charakteristik findet sich auch bei den uns gleichfalls eigenthümlichen Berggeistern und Erlen, deren König von unserm Göthe so rein und wahr geschildert worden ist, daß sich weiter keine Züge zu dem Gemälde finden lassen. Aber, wie groß auch das Darstellungstalent jenes Dichters sein mag, immer werden wir einräumen müssen, und gern einräumen, daß er, ohne den glücklichen Umstand, ein Deutscher zu sein, weder jenen Erlkönig, noch das nicht minder vollendete Gedicht: „der Fischer“ würde haben erschaffen können *).

*) Vgl. Musikalische Ztg. 1802, S. 826 ff. an welchem

§. 77.

Rein heitere, fröhliche und humoristische Volkslieder haben in Deutschland von jeher in großer Fülle sich gesammelt, und wir mögen darin die Bestätigung des Satzes finden, daß nur derjenige des Scherzes sich erfreuen kann, der den Ernst erkannt und begriffen hat. Nur der besonnene und gesammelte Mensch hat das Recht, und darf es wagen, sich zu zerstreuen, denn er wird in dieser Zerstreuung nur eine humoristische Parodie seines gründlichen und tiefen Wesens finden. Das dulce est desipere in loco darf nur der still verständige Mann mit Würde aussprechen, so wie das noch weit herrlichere Wort Luthers:

„Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang"

aus seinem geweiheten Munde am erfreulichsten tönt. Nur der Halbgebildete steht in der Mitte zwischen dem Ernst und Scherz, ohne weder den einen noch den andern recht ergreifen zu können.

Wenn aber der Mensch, der weder des Ernstes noch der Frömmigkeit fähig ist, zu scherzen wagt, so werden wir das Schauspiel einer widrig leeren Lustigkeit erhalten, wo der Scherz mit sich selbst Possen treibt, und das Lachen sich gleichsam selbst auslacht. So widerwärtig sprechen uns besonders manche neuere Volkslieder an, z. B. einige aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, da uns im Gegentheil jene älteren durch rüstigen Humor, unschuldige Freudigkeit und kräftige Parodie der Lebensverhältnisse auf das Angenehmste unterhalten müssen.

Orte ich meine Bemerkungen über die Art eine deutsche Volkssage poetisch zu behandeln, mitgetheilt habe.

§. 78.

Hierher gehören die Lieder: „Aus frischem freien Muth, freu dich du junges Blut" — „Mein Herz vor großer Freude hebt jetzt zu singen an" — und das aus Ballhorns güldnem A B C:

Der liebste Bule den wir han
Der liegt in unserm Keller,
Er hat ein hölzin Röcklein an,
Und heißt der Muskateller u. s. w.

Auch der rein kindischen Volkslieder wollen wir wenigstens nicht ganz wegwerfend gedenken, sondern eher wünschen, daß auch jetzt noch unsere Bauern, so gern wie ehedem die altschwäbischen, das „Ei wi bie i a lustiger Bua" singen möchten. Ob das viel berühmte und ergötzliche Pinschgauer Wallfahrtslied ganz rein auf uns gekommen ist, bezweifle ich; auch dürfte es schwerlich aus dem funfzehnten Jahrhundert herrühren. Einige Wendungen in demselben gehören allerdings dem „ewigen" Witz an, z. B. das stete Sich-erheben-wollen zur Andacht, was aber nie gelingt, da die thierisch gesunde Sinnlichkeit dazwischen jauchzt *).

§. 79.

Daß es übrigens auch unbedeutende und mittelmäßige Volkslieder giebt, würde als sich von selbst verstehend uner-

*) Vergl. über den Abschnitt von den Volksliedern: Kochs Compendium II. 96. ff. Bragur I. 262. ff. Bragur II. 207. ff. III und V. über die deutschen Volkslieder und ihre Musik von Kinderling. Deutsches Museum vom Jahr 1781. II. 225. Wunderhorn von Arnim und Brentano. 3 Theile, Heidelberg 1806. ff. Sammlung deutscher Volkslieder mit Melodien herausgegeben von Büsching und von der Hagen, Berlin 1807. — Der von Herder 1778 herausgegebenen Volkslieder ist bereits oben gedacht worden.

wähnt bleiben dürfen, wenn nicht zu fürchten wäre, daß einige Leser, die sich schon längst auf diesen Nachsatz gefreut, die ausdrückliche Erklärung vermissen möchten. Allerdings hat das Volk zuweilen auch manches nicht sonderliche Lied gesungen, aber zum Glück nicht lange, denn wie es auch mit dem Maaß von Bildung beschaffen sein möge, das dem Volke beiwohnt; als ein gesundes, recht kerngesundes Volk hat es sich in jener Zeit immer gezeigt. Sang es denn also auch einmal etwas unliebliches und unlöbliches, so ist es dessen bald inne worden, und das gute und tüchtige Lied hat bald wieder sich Bahn gemacht. Wenn wir daher unter den im sechszehnten Jahrhundert gedruckten Volksliedern auch manches schlechte finden, so wollen wir solche, größtentheils wenigstens, auf Rechnung der Aufzeichner setzen, die oft viel zu schnell für Volkslieder hielten, was vielleicht nur in wenigen Gauen und auf wenige Monate Mode war.

Es giebt aber bekanntlich auch einen Pöbel, und auch dieser hat seine Lieblingslieder, die durch und durch und in Grund und Boden heillos und widerlich sind. Wer aber die sündhafte Ungeschicklichkeit begeht, diese Pöbellieder mit den Volksliedern zu verwechseln, der sollte billig von keinem rechtlichen Deutschen als urtheilsfähig betrachtet werden; doch haben sich leider besonders im achtzehnten Jahrhundert manche solche Verwechsler gefunden, ohne die gebührende Verachtung zu empfangen; im neunzehnten entgeht sie ihnen seltener.

§. 80.

Es ist bereits oben erwähnt worden, daß das sechszehnte Jahrhundert nur wenig that, zur weitern Vervollkommnung des Volksliedes, aber dreierlei ist ihm nachzurühmen, wodurch wir mit demselben einigermaßen ausgesöhnt werden können.

Erstlich ward die Musik mit höherm Kunstverstand geübt als je, und auch in Beziehung auf das Volkslied hier viel löbliches gewirkt. Zwar bringt jedes ächte Volkslied seine Sangesweise schon mit sich, und niemals wird man dem Volke eine Melodie aufdrängen können. Ohne Zweifel hatten denn also auch die Volkslieder der früheren Jahrhunderte eine bestimmte Müsik und das sechszehnte Jahrhundert konnte in dieser Beziehung nur aufzeichnen was bereits von den Lippen tönte. Allein auch dieses Aufzeichnen ist eines großen Dankes werth, denn, da man wohl selbst fühlte, daß man fast stumm werde im Volke, so war das Festhalten auch dieser Gesänge durch Noten, nützlich und nöthig geworden. In den früheren Zeiten hatte man das vermuthlich ganz unterlassen, in dem fast übermüthig fröhlichen Glauben, das Volk werde wohl immer so fröhlich weiter singen, und jeder ächte Gesang vom Vater auf den Sohn vererben bis in's hundertste und tausendste Glied.

Zweitens: Es geschah sehr viel für das religiöse Lied, ja in gewisser Hinsicht dürfen wir sagen: es „entstand“ das religiöse Lied, in soweit es Volkslied werden kann, worauf wir weiter unten noch einmal zurück zu kommen gedenken. Hier werde nur bemerkt, daß der neue Geist, der in Deutschland in der Religion sich entzündet hatte, d. h. hier der ächte uralte, nur neu geborene Geist, sich anfangs weniger mit der Dichtkunst im allgemeinen als mit der Tonkunst verschwisterte *). Diese, als eine edle Dienerin bei dem Gottesdienst betrachtet, wurde jetzt mehr geehrt als sonst und deshalb mit großem Fleiße geübt. Es

*) Nur Luther und einige wenige andere vereinten beide Künste und vermochten das Volk anzusprechen.

gedieh die ächte Wissenschaft der Musik, und diese, sich immer weiter verbreitend und ihren ganzen Reichthum enthüllend, rettete so auch manche sogenannte weltliche Lieder vom Untergang. Das eigentlich religiöse Lied zum Volkslied geworden, findet in Luther den reinsten Sänger und Fürsprecher.

§. 81.

Drittens: das sechszehnte Jahrhundert, obwohl, wie oft erwähnt, den Reichthum an romantischen Gedichten nicht mehrend, und fast in allen eigenen Produktionen von jenem Geiste entfernt, ließ dennoch den Stoff der alten romantischen Gedichte in allen Ehren, und die schlichte Prosa, in der man nunmehr jene Gedichte erzählte, ist in gewissem Sinne wahre Poesie zu nennen, und der sorgfältigsten Beachtung werth. — Bekanntlich hat Wilhelm Schlegel einmal sehr untröstlich und vielleicht nur in der Hoffnung auf häufigen Widerspruch, behauptet, daß wir Deutschen eigentlich gar keine Literatur im höchsten Sinne dieses Wortes besäßen; doch sei durch gewisse Volksromane ein guter Anfang dazu gemacht. Wir können die Widerlegung des ersten trübseligen Satzes, fröhlich genug der Literatur selbst überlassen, und ihm selbst, dem geistreichen hochachtungswürdigen Schriftsteller, der ja selbst einer der Zierden unserer Literatur ist, wohl zutrauen, daß er es überhaupt so schlimm nicht werde gemeint haben. Was aber seine Ansicht von jenen Volksbüchern betrifft, so theilen wir sie gänzlich. Diese Geschichten vom Kaiser Octavianus, der schönen Magelone, Flos und Bankeflos, der Melusine, dem Ritter Pontus u. s. w. sind zwar, wie kaum gesagt zu werden braucht, größtentheils ausländischen Ursprungs, doch findet der Deutsche, als der ursprüngliche Gestalter des

neuern Europa's, überall auch hier seine Kinder und Verwandte, die auf die mannigfaltigste Weise ausgebildet und vielfarbig, dennoch ihre gemeinsame germanische Wurzel oder wenigstens, die geistige Verwandschaft mit ihr nicht verläugnen können. Die Erzählungen sind gerade so wie sie sein sollen, und wie der Buchhändler Feierabend zu Frankfurt am Main, — der sie 1587 unter dem Titel „das Buch der Liebe" herausgab — sie bezeichnet hat, „herrliche, schöne Historien" aus denen man unter andern auch „vernehmen kann, was recht ehrliche und was unordentliche buhlerische Liebe sei." Der Styl ist ungekünstelt, aber nicht ohne Kunst; rasch, aber nicht flüchtig, deutlich und ausführlich darstellend und beschreibend, gemüthlich, aber mit Behagen gelassen männlich und deshalb der Kindlichkeit befreundet. Mit einem Wort: es ist ganz der Styl, in welchem erfahrene, wohl gebildete, und gutmüthige Menschen, nach einem treu durcharbeiteten Tage, am Abend beim Kamin ihren Kindern und Freunden lehrreiche und unterhaltende Geschichten zu erzählen pflegen. Sie machen es sich bequem; aber wie gebildete Menschen, die gerade dann vielleicht am liebenswürdigsten sind. An den im einsamen Kabinette unsicher stöbernden, halb gähnenden und leckerhaft krittelnden Blättler haben die Erzähler nicht gedacht, und es ist auch wenig Freude dabei, an dergleichen Personen zu denken.

§. 82.

Gehen wir jetzt zu den einzelnen einflußreichen Dichtern des Jahrhunderts, und versuchen wir es, sie uns so deutlich zu vergegenwärtigen, als der Zwischenraum zwischen ihnen und uns verstattet.

Hier begegnet uns zuerst:

Hans Sachs, geboren zu Nürnberg 1494, gestorben

1576. Er war der Sohn eines Schneiders, besuchte die Stadtschule, lernte ein wenig Latein, vielleicht auch ein klein wenig Griechisch, verlernte aber beides bald wieder, da er sich mit Eifer der Erlernung des Schusterhandwerks widmete. Ein Leinweber, Nunnenbeck, unterrichtete ihn in dem Technischen des Meistergesanges, sah sich aber bald von dem Schüler übertroffen. Dieser zog jetzt auf die Wanderschaft, sah manche der vorzüglichsten Städte Deutschlands, überschritt aber niemals die Gränze seines Vaterlandes, dem er so sehr zugethan war, daß er niemals eine Sehnsucht spürte andere Reiche zu sehen. Sein Herz zog ihn zurück nach Nürnberg, das er über alles liebte, und jetzt nach einer Abwesenheit von fünf Jahren fröhlich wieder betrat, um es nie zu verlassen. Ihm schien es der Mittelpunkt der Welt.

Man hat sich häufig gewundert und mit vornehmem Erstaunen und Bedauern in Unkosten gesetzt, daß Deutschland im ganzen sechszehnten Jahrhunderte keinen größeren Dichter hervorgebracht habe, als diesen Hans Sachs. Dem ist allerdings so, doch wird das Erstaunen mäßiger werden und das Bedauren nicht ohne Trost bleiben, wenn wir den Mann genauer betrachten. Er war zuvörderst ein tüchtiger Bürger, d. h. ein Mann, der sich stets in Beziehung auf den Staat betrachtet, die edle Freiheit über alles liebt, und eben deshalb die Gesetze, nach denen lebend und die liebend wir allein frei sein können; ein Mann der seine Berufsarbeit hoch hält und mit Eifer und Nutzen betreibt.

Er war ein durchaus rechtlicher und sittlicher Mensch, der selbst in den Tagen der heißesten Jugend, und oft wohl umgeben von Rohheit, jedes Unwürdige fern von sich hielt. Er haßte Spiel, Trunkenheit, Buhlerei und jede andere Thorheit, die er auf seiner Wanderschaft kennen lernte, und

war, wie er selbst fröhlichen Muthes erzählt, allein behaftet

> Mit herzelicher Lieb und Gunst
> Zu Meistergsang der löblichen Kunst.

§. 83.

Endlich war er auch ein Christ, denn er strebte nicht nach eitler Ehre sondern was ihm gegeben worden sah er als Geschenk des Himmels an, dem er dafür stets freudigen Dank sagte, und dem er von dem Gebrauch seines Talentes eine schwere Rechenschaft ablegen mußte. Aber er hat die Religion in ihrer tiefen Fröhlichkeit erkannt, und ist deshalb bei allem sittlichen Ernst sehr heiter, unbefangen und voll guten Muthes. In so weit man von einem Menschen sagen kann, er habe gar nichts auf dem Herzen und auf dem Gewissen, darf man es von Hans Sachs behaupten, darum steht ihm fast nichts so gut als ehrbare Scherzhaftigkeit und mit unter neckender Muthwillen *). Von großen-

*) Als ich 1805 in meiner Geschichte der deutschen Poesie, in der kurzen Charakteristik des Hans Sachs auch des Fastnachtsspiels vom Doktor und dem Narrenschneiden mit gerechtem Lob gedachte, erfuhr ich das Misgeschick, daß gar viele Leser dasselbe nicht kannten. Jetzt kann man es bequem lesen im ersten Theil des deutschen Theaters von Tieck, und mit Vergnügen gewahr werden, welch ein guter und löblicher Sinn in diesem Scherze waltet. Ueberhaupt hat Hans Sachsens Schalkheit nicht selten einen wahrhaft ironischen Hintergrund, der noch nicht genug anerkannt worden ist. So hat man z. B. den Schwank „der Schneider und sein Panier" als ein gutes, neckisches Ding gelten lassen; aber dabei anzuführen vergessen, daß doch wohl der Teufel selbst die komischste Rolle spielt, indem er seinen Witz mit dem Schneider treibend, offenbar Gefahr läuft, dessen Seele zu verlieren, die er schon halb hatte. Der Teufel ist ja überhaupt, bei aller ungeheuren Klugheit, doch immer in der tiefsten Tiefe, zum Glück, ein wenig — dumm.

Leidenschaften, unglückseliger Zweifelmüthigkeit, überhaupt von entsetzlichem Jammer und Elend, Verzweiflung und Boshaftigkeit weiß er gar nichts, und wenn ja einmal in seinen Gedichten von so etwas Schlimmen die Rede sein muß, so geht er schnell wie über glühende Kohlen darüber hinweg, weil ihm dabei schlimm zu Muthe wird, und er durchaus nicht will, daß ihm je schlimm zu Muthe werde.

Ich habe hierdurch schon angedeutet wie ich es meine, daß nämlich Hans Sachsens sämmtliche Werke gerade so sind wie er selbst, daß er von objektiver Poesie auch nicht die entfernteste Ahnung hatte, und daß er nie etwas anders zu geben vermochte und auch nichts anderes geben wollte als sich.

§. 84.

Sobald er dem Stoffe gemäß sich frei gehen lassen kann, ist er deshalb liebenswürdig und angenehm, ja ihm kommt bei seiner naiven Behandlung die Poesie auf eine oft wunderbare Weise zu Hülfe, während der einseitige Kunstrichter fast fürchten müßte er werde in die höchste Lächerlichkeit hinein versinken müssen. Es ist ihm nämlich nicht nur nicht möglich sich aus seiner Individualität gänzlich heraus zu heben, sondern er vermag auch nicht sich aus seinem Jahrhunderte hinaus zu versetzen, ja nicht einmal aus Nürnberg heraus. Seine heidnischen und christlichen Ritter aus der romantischen Zeit sind nichts weiter als Nürnbergsche Patricier, seine Venus ist eine schöne und leichtfertige Nürnbergerin, seine Pallas eine vernünftige Nürnberger Hausfrau, und sein türkischer Kaiser ein prahlerischer Stadt-Soldat, mit dem man am Ende doch wohl noch fertig wird. Dadurch gewinnen fast alle seine Stücke den

Anschein eines Familiengemäldes, das durch die offenherzigste Naivetät den Tadel gar nicht aufkommen läßt, wobei der Gelehrte seine Gelehrsamkeit gar nicht gebrauchen kann und nicht zu gebrauchen Lust hat, weil er, wenn er sie bei dieser Gelegenheit hervor langen würde, nothwendig lächerlich werden müßte.

Mit diesem Zauber unschuldiger und harmloser Naivetät langt Hans Sachs selbst in manchen höchst schwierigen Fällen aus. Am glücklichsten vielleicht in der berühmten Tragödie „die ungleichen Kinder Evä, wie Gott der Herr sie anredet." Die Quelle des Stücks ist nicht mit Sicherheit anzugeben, denn Hans Sachs selbst irrt sehr, wenn er im Prolog behauptet *), daß Melanchthon ein solches Stück geschrieben habe; denn dieser erzählt nur in einem seiner Briefe, daß er einmal ein solches Schauspiel gelesen, an welches er noch mit großem Ergötzen zurück denke. Doch desto besser für Hans Sachs, so bleibt ihm der Ruhm, daß die ganze Behandlung sein eigen ist

§. 85.

Wir finden hier zuerst Eva, welche sehr betrübt zurückdenkt, daß sie den süßen Worten der höllisch satanischen Schlan-

*) Merkwürdig bleibt jedoch immer, wie Hans Sachs seinen Herold (Prologus) sagen lassen kann:

Ein Comedi und lieblich gedicht
Das Ursprünglich hat zugericht
Im Latein Philippus Melanchthon
Und nun zu gut dem gemeinen Mon
Auch in Teutsche Sprach ist angewendt,

Vielleicht glaubte er seine diesmalige fast übergroße Kühnheit entschuldigen, und sich durch einen allgemein gefeierten Namen decken zu müssen.

Schlange vertraut und von der verbotenen Frucht gegessen habe, weshalb sie aus dem Paradies getrieben worden sei und mit Schmerzen Kinder gebähre, und sich auch ducken müsse vor ihrem Mann. Adam kommt dazu und ist matt und müde von der Arbeit, die ihm, dem durch das Paradies verwöhnten, noch sehr sauer ankommt. Doch zeigt er sich liebenswürdig, denn er klagt nicht, sondern erzählt nur gelassen, und frägt fast zärtlich, warum sein liebes Weib denn so traurig dasitze. Eva giebt sich selbst alle Schuld des Uebels das nunmehr „durch ihr Essen" in die Welt gekommen sei, weshalb sie auf Erden nie wieder könne fröhlich sein. Adam tröstet sie und versichert, daß Gott ihnen nicht eigentlich feind noch gram sei, und sich einst noch ganz über die Menschen erbarmen werde. Er erzählt ferner, daß der Engel Gabriel ihm einen Besuch des Herrn auf Morgen angekündigt habe, der wolle sehen wie sie Haus hielten und wie ihre Kinder gediehen. Sie solle deshalb ihre Kinder baden, strehlen und ihnen die Sonntagskleider anziehen, das Haus kehren und Gras streuen. Eva ist sehr erfreut, und hofft der Herr werde sie segnen und benedeien wenn er alles rein und sauber findet. Adam fragt nach den Kindern, und hört, daß Abel draußen sei, die Schaafe füttere und überhaupt sich als einen tugendsamen Jüngling bezeige. Kain aber, der sogleich mit einem einzigen Rembrand'schen Strich als „Wüstling und bös' Galgenstrick" bezeichnet wird, habe sich, als die Mutter ihm befohlen Holz zu tragen, höchst widerspenstig benommen, „schnurre" jetzt höchst wahrscheinlich „auf der Gasse" herum und schlage sich mit den Buben. Adam betrübt sich sehr über so böse Nachrichten, die ihm jedoch nicht neu sind, und befiehlt dem hereintretenden Abel, Kain zu suchen. Der tugendhafte Jüngling ist bereit, zeigt aber leider nicht besondere Herzhaftigkeit, in-

dem er sich fürchtet der Bruder werde ihn schlagen, wenn er ihn nach Hause zu kommen heiße.

§. 86.

Im zweiten Akte finden wir endlich diesen Kain, welcher durchgehends als ein mit ziemlichem Witz und genügender Ruchlosigkeit ausgestatteter Raufer geschildert ist. Er will sich nicht waschen lassen, rühmt sich aber in bequemem Wortspiel, daß er so eben einen gewaschen habe, ist unzufrieden daß der Herr komme, und erklärt zuletzt mit der lustigen Frechheit eines offenherzigen Encyklopädisten:

Ich nemb diß lebn das Gott hat geben,
Und ließ Gott sein ewiges leben;
Wer weiß wie es dort zu wirt gehn!

so daß von ihm allerdings das Schlimmste erwartet werden darf. Er läßt sich zwar endlich bewegen zu den Eltern zu kommen; doch, wie er ausdrücklich sagt, nicht aus Gehorsam gegen Gott, sondern nur aus Furcht vor der — Ruthe, beharrt denn auch gegen Vater und Mutter bei seiner Ungebehrdigkeit und verweigert abermals sich waschen zu lassen *). Beide Eltern scheinen hoffnungslos ihn fast gänzlich aufzugeben, weshalb Abel verspricht, desto frömmer zu sein.

Im dritten Akt erscheint endlich der Herr, begleitet von zwei Engeln und giebt der gesammten Familie den Segen mit den erheiternden Worten: „der Fried sei Euch

*) Diese Weigerung, welche so häufig hervorgehoben wird, ist in der That historisch bedeutend, und läßt uns in das ehrbare Gemüth des Dichters blicken, der, weil er innerlich rein war, mit Recht sehr viel auch auf äußerliche Zucht und Anstand gehalten haben wird. Ohne Zweifel konnte er dabei auf Zuhörer rechnen, die seine Ansicht gänzlich theilten.

ihr Kinderlein.“ Adam dankt herzlich, doch ist Eva wortreicher, die auch noch einmal abbittet, daß sie der höllischen Schlange gefolgt sei. Der Herr ist überaus mild gegen sie, erklärt selbst, er sei barmherzig, treu und gar langmüthig, verheißt die künftige Erlösung und empfängt von Adam einen abermaligen Dank. Dann ruft der wackere Hausvater, des Anstandes wohl gedenkend:

Nun, ihr Kinder, euch hieher macht,
Mit reverentz den Herrn empfacht.
Sich, sich, wie sich der Kain stellt,
Mit seiner rott so ungschickt helt!
Und wend unserm Herrgott den rück!

§. 87.

Kain reicht dem Herrn nur die linke Hand und wird nebst seiner ganzen Rotte von Eva gescholten für „grobe Filz' an Zucht und Ehr,“ daß sie ihre Hütlein nicht abziehen wie sie doch gelehrt habe. Der Herr ignorirt für jetzt die Unarten der Schlimmgesinnten und wendet sich mit dem Examen an Abel und die anderen frommen Kinder. Er prüft sie völlig nach Anleitung des — lutherschen Katechismus im Christenthum, und hat die Freude, daß sie im Gebet, in den Geboten und im Glauben, die richtigsten Antworten geben und überall trefflich bestehen, weshalb er sie mit Herzlichkeit lobt und zum treuen Fortfahren ermuntert. Ich verhehle nicht, daß diese ganze Scene, trotz oder vielmehr wegen ihrer, bis an die äußerste Gränze, ja vielleicht darüber hinaus, gehenden Naivetät mich innig rührt und erfreut, denn wenn der Mensch überhaupt wagen darf, Gott reden zu lassen, kann er es wohl schuldloser und anspruchloser than als es hier unser lieber Sachs gethan? Es giebt ein Lächeln, dem fromme Thränen ahnend begeg-

nen, ja es giebt sogar ein Lachen, dem Himmelsahnungen nicht fremd sind, und etwas Aehnliches mag wohl diese Scene bei unsern Vorfahren hervorgerufen haben. Ich will niemandem misgönnen, wenn er große Freude findet an den Reden, welche Milton und Klopstock den Herrn des Himmels und der Erde halten lassen; es sind ohne Zweifel und insonderheit bei Klopstock wahrhaft erhabene Gedanken darin; aber es fehlt das rein Anspruchlose, es ist als solle man nun glauben der Herr habe leidlich würdig gesprochen, während es doch nur vornehmes Menschenlallen ist.

§. 88.

Ueberhaupt scheint es, als dürfen wir Neueren, die wir vom Baum der Erkenntniß viel größere Früchte gebrochen haben als Hans Sachs, weshalb auch das achtzehnte Jahrhundert mit unter einige seltsame Aufgeblasenheit blikken ließ, nicht mehr jene religiöse Naivetät wagen, die dem sechszehnten Jahrhunderte recht wohl stand. — Der verlorene Sohn, der zum Vater zurückgekehrt, ist ohne Zweifel sehr glücklich, ja glückseelig zu nennen. Auch wird ihm Scherz und Humor in allen weltlichen Dingen gar trefflich stehen; nur mit der Naivetät dürfte es nicht gelingen weil sie nur bewußtloser Tugend eigen ist. — Sollte es nöthig sein, diesen Gedanken in dieser Beziehung zu erläutern?

Ungern versage ich mir Ausführlichkeit bei der Erzählung vom vierten Akt, der vielleicht der vortrefflichste von allen ist. Der Herr examinirt Kain und seine wilde Rotte. Sie haben nichts gelernt, schweigen aber nicht, sondern antworten aufs Gerathewohl, so daß aus den zerrissenen Einzelnheiten des Glaubens und des Betens die heillosesten

Dinge hervortreten. Scheute ich nicht einige zu zarte Leser so würde ich den Kain den Repräsentanten reiner Lümmelhaftigkeit nennen, wobei für den Dichter noch zweierlei großes Lob hervorgeht. Zuvörderst daß er wußte und darstellte, es sei von jener halb witzigen Rohheit und dickhäutigen Gemeinheit nur Ein Schritt zu dem höchsten Frevel, Brudermord, sodann wegen der ganzen Art wie er das Laster auffaßt und schildert, — keinesweges nämlich mit starrem Ernst sondern mit Ironie und überschauendem Witz. Betrachten wir, warum das zu loben sei.

§. 89.

Wohl können wir, wenn uns im Leben ein einzelner Lasterhafter begegnet, und wenn er die Macht zu schaden an uns oder anderen ausübt, mit gekränktem Herzen nicht immer diese Ironie erschwingen; und die — darf ich es so nennen? — entsetzliche Lächerlichkeit des Lasters wird uns in unserm Leiden nicht erscheinen, aber der Dichter soll nimmer vergessen, daß das Laster doch nichts weiter sei als ein Irrthum und er soll bei seinen Schilderungen desselben das klar hervorheben. Der Gedanke ist so wichtig, daß wir ihm im Verlaufe dieses Werkes wohl noch öfter begegnen werden; für jetzt will ich nur, um nicht misverstanden zu werden, auf Richard III. hindeuten, wie ihn Shakspear geschildert hat: unendlich furchtbar für jeden der unmittelbar mit ihm zu thun bekommt, aber für jeden, der ihn von oben herab beschaut: (und so soll sich der Dichter ja immer stellen) unendlich unglücklich und unendlich — lächerlich.

Haben wir nun bis dahin Hans Sachsens Talent fröhlich anerkannt, so fallen uns jetzt mit einemmale seine Schranken in die Augen, denn es giebt kaum etwas matteres

und trockeneres als den fünften Akt. Einen Brudermord kann sich der treuherzige fromme Bürgersmann gar nicht denken; und doch soll er ihn schildern. Er thut es; aber ihm wird ganz unheimlich dabei, und er macht schnell, daß er darüber wegkommt. (Vergleiche Tiecks Vorrede zum ersten Band seines deutschen Theaters).

§. 90.

Höher als in dieser Tragödie hat sich Sachs nie erhoben, oft aber ist er tief darunter geblieben, und fast immer entscheidet der Stoff, den er oft fröhlich beherrscht, oft durchaus nicht bezwingen kann. Was ehrbar und rechtlich oder auch was scherzhaft und muthwillig ist, das kann er behandeln, denn das ist er selbst alles; was er aber nicht ist, das kann er sich auch nicht recht denken, und noch viel weniger darstellen. Sein Herz ist reich, sein Geist in gemäßigtem Streben erhellet und erhöhet durch reine Liebe für Luthers Lehre, sein Witz ist gewissermaßen nur eine andere Form der Gutmüthigkeit und des guten Muthes. Seine Phantasie ist fast arm, aber es ist eine honnete Armuth. Verlangen wir von dem Dichter, daß er wie ein Adler die Flügel stets zur Sonne emporschwingen soll, und Unerhörtes künde, daß vor seinem entsiegelten Blicke die Geheimnisse der Erde, des Himmels und der Hölle offen daliegen, dann ist Hans Sachs durchaus kein Dichter. Er hat keine unendlich reiche Welt in sich; er hat nichts weiter als (um in dem einfachsten Gleichniß zu bleiben) einen guten traulichen Garten sich erworben, aber in demselben stehen viel kräftig duftende, doch nicht sehr mannigfaltige Blumen, einige ehrliche Eichen mit gutem Baumschlag, Fichten, Birken, Weiden und eine hübsche Reihe nahrhafter Obstbäume. Er darf nicht erröthen, selbst den angesehensten und vor-

nehmsten Deutschen seine Baumpflanzung zu zeigen, sobald diese nur wahrhaftig vornehm sind, und nicht seltsamer Weise verlangen, daß Spanische und Sicilische Früchte bei Nürnberg wachsen sollen.

§. 91.

Hans Sachs begann im zwanzigsten Jahre, und dichtete fort fast bis zu den letzten Tagen seines Lebens. Und was hätte ihn, in welchem alles zwar ein wenig eng, aber klar war, auch jemals hemmen können? Wer wie er sagen kann:

Thet ich mich ernstlich unterstahn
Mit Gottes Hülff zu dichten an,

der hat wohl die einfältigste und richtigste Ansicht von der göttlichen Kunst des Dichtens. Aber unser Sachs betrachtete dann auch wieder diese Kunst wie ein reines Geschäft des Lebens, bei dem man keinesweges erst auf eine ungemeine und ganz aparte Begeisterung warten müsse, von der er überhaupt nicht viel zu wissen und zu halten scheint. Wir dürfen annehmen, daß er täglich gedichtet habe, wie man etwa täglich eine Stunde oder zwei Clavier spielt, wodurch zuletzt nothwendig eine große Fertigkeit entstehen muß, ohne daß die Phantasie und der Geist dadurch sehr erhöht werde. Dabei vernachlässigte er aber sein Handwerk keinesweges, sondern betrieb es mit billigem Fleiße und billiger Lust, so daß auch seine Mitbürger ihn höchlich ehrten und liebten. Er hat, wie es scheint, nie einen Feind gehabt, ist fast nie krank gewesen, erlebte Freude in seinem Hauswesen und Beruhigung durch den immer wachsenden Flor seiner lieben Vaterstadt, und genoß Ruhm und rechtlich erworbene Wohlhabenheit mit christlichem bescheidenem Sinne.

§. 92.

Als er vier und siebenzig Jahre alt geworden war, kam ihm der Gedanke, er müsse nunmehr wohl als ein guter Hausvater Rechenschaft ablegen wie er mit dem ihm von Gott verliehenen Pfunde gewuchert. Er zählte deshalb seine Schriften und theilte dem Publikum mit was er gefunden: — Vier und dreißig Bände, die er mit eigener Hand voll geschrieben, enthielten — wer würde es glauben wenn nicht er selbst, der grundehrliche Mann es erzählte? — 4200 Meistergesänge, 208 Komödien und Tragödien, 1700 Schwänke, Fabeln und andere Gedichte, endlich 73 geistliche Lieder *), verliebte Lieder u. s. w. in Summa 6048 größere und kleinere poetische Produktionen. Es versteht sich von selbst, daß die wenigsten dieser Gedichte gedruckt sind. Was Hans Sachs selbst für würdig hielt, seinen Mitbürgern und Sprachgenossen übergeben zu werden, hat er in der letzten Ausgabe von 1570, die er so wie die frühere vom Jahr 1558 bis 61 selbst veranstaltete, mit fröhlichem Muthe gegeben, und deshalb noch selbst den Beifall genossen, den ihm ganz Deutschland brachte.

§. 93.

Wie der Dichter in seinem höchsten Alter d. h. nach dem achtzigsten Jahre lebte, schildert einer seiner Schüler, der als Herausgeber der Statuten der Meistersänger bekannte Adam Puschmann, in folgendem für Sachsens Charakteristik sehr schätzbaren innig rührenden Gedichte:

---

*) Unter ihnen ist auch das ehedem allgemein bekannte, sanft fromme Lied: „Warum betrübst du dich mein Herz?"

Mitten im Garten stunde
Ein schönes Lustheuslein,
Darin sich ein Sal funde,
Von Marmor gepflastert fein
Mit schön lieblichen Schilden
Und Bilden
Figuren frech und kühn.

Ringsherum der Sal hatte
Fenster geschnitzet aus,
Durch die man all Frucht thäte
Sehen im Garten draus.
In dem Sal stund ohnecket
Bedecket
Ein Tisch mit Seiden grün.

Am selben saß
Ein alt Mann, was
Grau und weiß; wie ein Taub dermas,
Der hat ein großen Bart fürbas,
In ein' schönen großen Buch las'
Mit Gold beschlagen schön.

Das lag auf ein Buld eben
Vor ihm auf dem Tisch sein,
Und an Banken darneben
Viel großer Bücher fein,
Die alle wohl beschlagen
Da lagen
Die der alt Herr ansah.

Wer zu dem alten Herren
Kam in den schönen Sal
Und ihn grüßet von ferren
Den sah er an diesmal
Sagt nichts, sondern thät neigen
Mit Schweigen
Gegen ihn sein Haupt schwach.

Dann sein Red und
Gehör begunt
Ihm abzugehen auch Sinnes Grund,
Als ich nun da in dem Sal stund
Und sein alt lieblich Angesicht rund
Angeschauet, hört hernach — *).

§. 94.

Die Liebe der Deutschen für den Dichter und sein Ruhm dauerte etwa bis in das erste Drittheil des siebzehnten Jahrhunderts, dann fing man an, ihn zu bedauern, daß er doch ein wenig — einfältig sei, späterhin wurde man noch viel hochmüthiger, bis man endlich in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, d. h. gerade in der allerdürresten Literarperiode, den ganzen Mann gar nicht mehr lesen mochte und doch unsittlicher Weise auf ihn schalt und ihn wohl gar als Musterbild eines elenden Poeten betrachtete. Wer nur irgend einmal kunstrichterte, oder etwas über Literargeschichte der Deutschen vortrug, glaubte schon ein Uebriges thun und jene Zeit bedauern und schelten zu müssen, in der ein Sachs für einen Dichter gehalten wurde. Gelehrte nahmen Gelegenheit ihren großartigen Unwillen zu erkennen zu geben, daß ein Mann, der weder Latein noch Griechisch

*) „Guter glücklicher alter Mann! ruft Wieland hier aus nimm diese Thräne der Liebe, die mir indem ich dies abschreibe über die Wange rollt! — Der Liebe und auch der Freude, daß die Natur so gerecht gegen Dich war, und Dich den Freudenbecher den sie dir voll eingeschenkt hatte, so rein bis auf den letzten Tropfen ausschlürfen ließ. Wer hätte je verdient glücklich zu sein, wenn Du nicht?“ S. deutscher Merkur 1776. April. Diese Stimme, obwohl aus einem durchaus nicht ungewöhnlichen Gefühl hervorgehend, ist dennoch merkwürdig und ehrenwerth, da sie zu einer Zeit vernommen wurde, wo fast Niemand glauben mochte, daß Wieland den Hans Sachs lese.

verstand, dennoch zu Dichten gewagt habe, und vornehme Leute betrübten sich über das unzarte Schusterhandwerk, welches der Dichter getrieben, und wollten ihn mit seinem Schurzfell nicht in ihre Gesellschaft aufnehmen. Auch hatte man für erforderliche Fälle einen widerlichen Reim gemacht, mit dem man den Dichter völlig geschlagen zu haben meinte, ein Reim der vielleicht hundertmal gedruckt, auch hundertmal gewiß den Pöbel zum behaglichsten Lachen gebracht hat. Der fühlte sich nun groß und half gelegentlich, die rohe Vergangenheit bedauern.

§. 95.

Den ersten Anlaß zu diesen widerlichen Dingen hatte der Dichter Wernike gegeben, den wir zu seiner Zeit näher schildern werden, in einem sogenannten komischen Heldengedicht „Hans Sachs,“ in welchem er, ganz im Ungeist der damaligen Kritiker, die Frechheit beging den Hans Sachs als Haupt der schlechten Dichter und als Ideal der Dummheit aufzustellen. Da indessen der ganze schlechte Spaß doch nur gegegen einen, und zwar gegen den seltsam verworrenen Postel gerichtet war, so würde ohne Zweifel derselbe bald verhallt sein wenn nicht Bodmer den kleinlichen Unfug getrieben hätte, das Gedicht von neuem abdrucken zu lassen, und mit noch verstärkten platten Anmerkungen zu versehen *). Einige von der Schweizerischen Sekte glaubten nunmehr einen neuen Beleg für die Schlechtheit des redlichen Meistersängers in Händen zu haben, und suchten deshalb auch neue Späße gegen ihn aufzubringen. Man suchte und fand, denn dergleichen Wohlfeiles findet sich wohl noch.

---

*) S. Sammlung kritischer poetischer Schriften, Zürich 1741, S. 115—37. Diese ganze Olla Potrida, von der be-

Wie aber das Rechte denn doch immer am Ende siegt, so auch diesmal. Man brauchte den Dichter nur wieder zu lesen um des elenden Geschwätzes über ihn müde zu werden. Die erste Veranlassung dazu scheint gegeben zu haben „Ranisch Lebensbeschreibung des Hans Sachs," durch welche man von neuem auf ihn aufmerksam wurde. (1765) Bertuch und Häßlein kündigten neue Ausgaben einiger auserlesenen Werke des alten Meistersänger an, und wenn auch nur die des letzteren (und zwar nicht befriedigend) erschien, so war doch schon ein bedeutender Schritt gethan. Späterhin kam auch an den Tag, daß der feine, damals fast vergötterte Wieland, troß aller seiner Vornehmheit, den dichtenden Schuster dennoch herzlich schätze und liebe wodurch denn doch der vorlaute literarische Pöbel abgehalten wurde, das bequeme Schelten von neuem zu beginnen.

§. 96.

Göthe endlich hat dem Meistersänger ein eigenes treffliches Gedicht gewidmet: Erklärung eines alten Holzschnittes vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung, in welchem er, mit genauer Schilderung desselben, in einfacher Herzlichkeit das Gefühl der Verehrung für ihn an den Tag legt. Mit erfreulicher Gerechtigkeit verbannt er am Schlusse um jedem unverständig tadelnden Geschwätz ein Ende zu machen, „all das Volk in den Froschpfuhl, das seinen Meister je verkannt hat." Doch selbst aus diesem Pfuhl heraus läßt sich noch immer von Zeit zu Zeit ein schmähendes Stimmchen vernehmen, gleichsam zur Bekräftigung der Ovidischen Worte:

Quamvis sint sub aqua, sub aqua maledicere tentant.

---

kanntlich mehrere Theile erschienen, ist der traurigste Beweis von der gemeinen Beschränktheit jener Schweizer, die sich zu Kritikern des Geschmacks aufwarfen.

In den neueren Zeiten hat Hans Sachs sogar das seltsame Geschick erfahren, überschätzt zu werden, und es haben Einige vielleicht nicht übel Lust gehabt, seine sämmtlichen Werke und alles was man etwa noch von ihm finden möchte, von neuem drucken zu lassen. Der gute bescheidene alte Mann würde sich das in allem Ernst und nicht ohne satirisches Lächeln verbitten. Indessen hat solche Ueberschätzung nicht viel zu bedeuten, und die in der Mitte liegende Wahrheit kann nicht mehr verkannt werden.

§. 97.

Melchior Pfinzing,

(geb. 1481, gest. 1535.)

gab die erste Auflage seines Heldengedichtes: „Teuerdank" (eines der Abenteuer denkt) in demselben Jahre als Luther seine Thesen anschlug (1517). Das Romantische, daß dem Buche selbst fehlt, flüchtete sich in den Glauben, daß der liebenswürdige, stattliche, zuweilen ein wenig unbesonnene, aber doch stets mit Kraft handelnde und duldende Kaiser Maximilian der Held und Verfasser des Gedichtes sei. Diese Meinung galt volle zwei hundert Jahre fast allgemein, bis endlich ein unromantischer Gelehrter Johann David Köhler in einer eigenen Dissertation (1717) unumstößlich bewies, daß Pfinzing der wahre Verfasser sei, und Max höchstens bei Entwerfung des Planes geholfen, und die Entstehung des Werks begünstigt habe.

Der Plan des Gedichtes ist nicht sonderlich kunstreich, aber mit ehrbarem Sinne gedacht. Der Held der Geschichte wird durch manche gefährliche Abentheuer hindurch geführt, indem männlicher Muth und Frömmigkeit ihn vor den Nachstellungen des Fürwittig, Unfalo und Neidelhart, dreier allegorischer Personen, die die Feinde seiner Knaben-,

Jünglings- und Mannsjahre vorstellen, glücklich beschützen. Die Prinzessin Ehrenreich, die Tochter eines Königs Romreich (Maria von Burgund, Tochter Karls des Kühnen) wird endlich der Preis seiner Thaten, die indessen größtentheils auf Siege in Turnieren und Jagden hinauslaufen. Leider fehlt auch der Zauber der Liebe, denn das Ganze wird mehr als ein durch Klugheit und Ehre angerathenes und durchzuführendes Verhältniß vorgestellt; doch ist auffallend, daß der Held sogleich nach der Vermählung, von seiner Gemahlin bestimmt wird, eine Wallfahrt nach Jerusalem zu unternehmen weil er des weltlichen Ruhmes zu viel habe. Dieser Nachhall aus früheren Jahrhunderten ist fast das einzige Glanzlicht, das auf das Werk fällt, doch ist es freilich nur ein mittelmäßig gemaltes, welches nicht wärmen kann.

§. 98.

Der Styl und die ganze Behandlung ist ohne Lebendigkeit. Die häufigen Beschreibungen der Kämpfe sind lästig, denn sie geben doch kein Bild. Die Sprache ist trocken und bei der Anordnung des ganzen Werkes sieht man gleichsam Cirkel und Lineal.

Das Einzige was dem Gedicht aufhilft ist die tüchtige fromme Gesinnung, wovon hier eine Probe gegeben werden möge.

Ein böser Geist will den Helden durch sophistische Künste verführen; er aber erwiedert gelassen:

In Schmerzen würden mich deine Lehren führen,
Darum ich daraus muß spüren,
Daß du bist ein höllischer Geist,
Der mich gar gern hätt geweist
Von Gott auf eine unrechte Bahn;

Aber du hast gefehlt daran,
Denn glaub mir gänzlich für wahr,
Und predigtest du ein ganzes Jahr,
So darfst du dir nicht gedenken,
Daß ich von Gott wolle lenken
Noch von meines lieben Vaters Lehr;
Ich will streiten nach Gottes Ehr,
Meinen Glauben halten in der Noth
Und sollt ich darum liegen todt,

Auch der leise Anstrich von Naivetät, der diese Stelle einigermaßen belebt, fehlt leider sonst fast immer in diesem Werk.

Was dem Gedicht an Poesie und Romantik abging, hat sollen, scheint es, durch die Pracht des Druckes und die Holzschnitte ersetzt werden, denn in der That ist vielleicht kein deutsches Buch mit solcher Zier erschienen als dieses in der ersten Ausgabe, und gewiß sind auch nur selten deutsche Dichterwerke mit so allgemeinem Enthusiasmus aufgenommen. Burkard Waldis hat das Werk überarbeitet und seine Ausgabe, welche zu Frankfurt 1553 erschien, ist wohl die gekannteste. Er hat dem Gedicht manches gegeben und manches genommen, doch ohne sonderliches Lob und ohne sonderlichen Tadel zu verdienen.

§. 99.

Ulrich von Hutten,

(geb. 1488. gest. 1523.)

Indem wir zu diesem Manne uns wenden, müssen wir mit Dank anerkennen, daß Herder den früher fast vergessenen auf eine sehr würdige Weise in das Gedächtniß der Deutschen zurückgerufen hat (deutscher Merkur 1776. Febr.) und daß seitdem von manchen Seiten her manches Anre-

gende und Wohlmeinende, auch wohl Treffliches über ihn erschienen ist. Allerdings ist es nöthig, ihn als handelnden und leidenden Menschen kennen zu lernen, um seine Schriften zu begreifen. Es mögen deshalb auch hier die einzelnen Data seines Lebens stehen, da nach so vielen Vorarbeiten eine vollständige Ausfüllung überflüssig sein würde.

Nach geendigten Universitätsjahren zog er, um seine Kraft zu versuchen, nach Italien, und diente 1509 unter Maximilian I. als Krieger. — Rückkehr nach Deutschland, wo sein Aufenthalt durch den Eigensinn seines Vaters, der ihn dem Studium der Philosophie und Aesthetik entziehen wollte, sehr getrübt wurde. — Neue Reise nach Italien. — Streit mit Ulrich von Würtemberg, dem Mörder des Hans von Hutten. — Rückkehr nach Deutschland. — Hutten wird von Maximilian I. zum Dichter gekrönt und zum Ritter geschlagen. — Reise nach Frankreich, wo er, dem diese Fremden nicht zusagten, sich nur sehr kurze Zeit aufhielt. — Theilnahme am Kriege des Schwäbischen Bundes gegen Ulrich von Würtemberg. — Seine ersten Schriften, worunter ihm besonders die Herausgabe einer Apologie Heinrichs IV. welche er mit einer geistvollen Vorrede versah, den Haß Leo's X. zuzog. — Er erklärt sich als ein warmer Verehrer Luthers, und muß fliehen, da dem Kurfürsten Albert von Mainz befohlen worden ist, ihn gebunden nach Rom zu liefern. — Zuflucht und Schutz bei Franz von Sickingen. — Huttens vermehrte schriftstellerische Thätigkeit. — Sickingens Heldentod 1523. — Huttens Verlassenheit und Lebensunsicherheit in Deutschland. — Flucht nach der Schweiz. Er sieht sich in seinem Vertrauen auf Erasmus von Rotterdam auf die bitterste Weise getäuscht. — Tod auf der Insel Ufnau im Zürchersee.

§. 100.

§. 100.

In Hutten finden wir eine große Anlage zum Redner und Satiriker, eine geringere doch noch immer schätzbare zum Dichter und Philosophen. Der Meisterschaft nahe brachte er nur die Kunst der Rede und die Satire, zur Vollständigkeit nur seinen eigenen Charakter. Er war ein deutscher Ritter, im schönsten Sinne dieses edlen, durch zu häufigen Gebrauch fast herunter gekommenen Wortes. Schwerdt und Feder sind bei ihm ganz eins, und als habe es das Geschick bei ihm auf ein tragisches Epigramm angelegt, war ein Schwerdt und eine Feder das Einzige was der edle Verarmte hinterließ. Sie hatten ihm die Unsterblichkeit seines Namens erworben. — Es giebt eine wehmüthige Empfindung wenn wir erwägen, was er in günstigeren Verhältnissen und bei längerem Leben würde geleistet haben; aber ein verworrenes, stets widerwärtig gegen ihn anstrebendes Schicksal nahm zu viel von seiner herrlichen Kraft in Anspruch, und eine einzige frühe Jugendsünde rächte sich durch sein ganzes Leben hindurch mit solcher Gewalt, daß wir uns fast von einem fröhlichem Gefühl bewegt sehen, wenn endlich der ermüdete Mensch sich still zu der Ruhe legt, die ihm sein ganzes Leben hindurch nicht beschieden war.

§. 101.

Zu den Schriften, in denen sich die ganze Macht seiner Beredsamkeit offenbart, gehören vorzüglich seine Reden gegen Ulrich von Würtemberg, gegen den auch der Dialog Phatarismus *) gerichtet ist; seine satirische Bestrebung zeigt

*) Erschien zuerst 1517 und ist sehr selten geworden.

sich am reinsten und anziehendsten in den Epistolis obscurorum virorum *) und in den beiden Theilen des Nemo. Zur bittersten Indignation ward diese Satire in der Schrift: Expostulatio cum Erasmo Roterodamo, und, wenn wir auch manche Stelle darin finden sollten, deren Grellheit zu hart anspricht, so ist es doch billig, die tiefe Herzenskränkung zu bedenken, die der feurige gradsinnige Mann von dem kühlen Klügling erlitten hatte, um die ganze Schrift nicht nach einzelnem Ueberherben zu beurtheilen.

§. 102.

Es ist zu bedauern, daß alle diese Schriften in lateinischer Sprache sind, obwohl wir die Nothwendigkeit zugeben müssen, worein Hutten sich bei der Abfassung versetzt sah. Er hatte mit Gelehrten zu thun, die ja eben ihn, den deutschen Mann, tadelten, daß er so deutsch sei, und denen er nur so begegnen konnte, wie er ihnen begegnete. Auch war es damals nicht bloß Deutschland, zu dem er sprach, sondern das ganze gebildete Europa. Erst gegen das Ende seines drangvollen Lebens konnte er seinen Fleiß der deutschen Sprache widmen, und wenn wir bedauern, daß dies nicht früher geschehen, und wenn wir gar manches hier ver-

---

die Wolfenbüttelsche Bibliothek besitzt ein Exemplar dieses Werks.

*) Es hatten indeß auch andere Schriftsteller, z. B. Buschius Theil daran. Das Buch wurde eigentlich gegen die beschränkte Ansicht der Cöllnischen Theologen und für Reuchlin geschrieben; aber Hutten erhob sich bald von diesem zu engen Stoffe zur freiern Allgemeinheit der poetischen Satire, so daß auch jetzt, da alle temporelle Beziehungen verschwunden sind, und alles Persönliche darin seine Bedeutung verloren hat, das Buch noch immer eine sehr anziehende Lektüre gewährt. Die Derbheit des Witzes wird durch die derbe Unwissenheit und Eitelkeit der Gegner entschuldigt.

missen, so möge doch nicht vergessen werden was wir hier finden, und daß sein Wahlspruch: „ich hab's gewagt," auch in dieser Hinsicht glückliche Beziehung findet.

In seinen Gedichten finden wir noch häufigen Kampf mit der Form. Das Metrum preßt und hemmt ihn zuweilen, und was dem gewandten und behaglichen Dichter Spiel ist, dürfte dem raschen, mit unter auch wohl überraschen Ritter fast wie Fesseln erschienen sein. Er hat fast zu viel auf dem Herzen und zu viel zu sagen, um den Reim immer vertragen zu können. Ich führe nur ein größeres Werk von Hutten an, aber ein solches, daß jeden uneingenommenen Leser zur Liebe für den trefflichen verkannten Mann entzünden muß. Es ist die „Clag und Vermanung gegen den übermäßigen unchristlichen Gewalt des Babsts zu Rom und der ungeistlichen Geistlichen." In der That, der Dichter durfte sich mit Fug und Recht so nennen, wie er sich nannte: „einen Aufwecker der deutschen Nation."

Ueberhaupt ist er selbst bei weitem mehr als seine Werke — so sehr bedeutend diese auch sind — und wenn er kein Dichter war, so war doch sein Leben ein Gedicht, und zwar ein lyrisch-tragisches, das, jede irdische Beschwichtigung ablehnend, die höhere Beruhigung in sich selbst trägt.

§. 103.

Thomas Murner,

(geb. zu Straßburg 1475.)

Sein Todesjahr ist ungewiß und fällt etwa gegen die Mitte des vierten Jahrzehends des sechszehnten Jahrhunderts. Dieser Mann ist ein trauriger Beleg, daß ruhelose Eitelkeit und selbstgefälliges Eindringen in die wichtigeren Anlegenheiten des Menschengeschlechts, bei innerer Unklar-

heit wohl einiges Aufsehen; nie aber dauernden ächten Ruhm gewähren können. Er hatte nach der alten Weise Theologie und Dialektik studirt, wurde Franziskaner-Mönch, machte durch einige derbe Reime Glück, und erhielt vom Kaiser Max I. im Jahr 1506 unverdienter Weise den Dichterkranz. Jetzt trieb er das poetische Handwerk — denn mehr war es ihm nie — in das Große, schrieb Satiren auf das ärgerliche Leben der Mönche, und zog sich dadurch Verfolgungen zu. Das schien ihm gerade recht, denn ihm war es ja nur um Aufsehen zu thun, und nichts dünkte ihm unangenehmer als ein friedliches Leben. Obwohl er die Mönchsorden angegriffen, blieb er doch dem seinigen getreu, und mit Vergnügen nahm er die Gelegenheit wahr, durch feindliche Schriften gegen den großen Luther neue Berühmtheit zu erwerben. Dieser theure Mann war ihm insonderheit verhaßt, denn die Ehre, welche ihm wiederfuhr, glaubte er sich entzogen. Hatte doch auch er und früher schon den Mönchen Sitte gepredigt und weitläuftig genug von der Schlemmerei und Faulheit so mancher Klosterleute erzählt. Das war ihm Reformation genug und alles höhere was Luther wollte, lästig. Mit stolzer Freude alliirte er sich deshalb mit Heinrich VIII. von England und zog dann, da er nirgends lange aushielt, nach der Schweiz, wo er es jedoch mit seinen jetzt überkatholischen Predigten so arg machte, daß er selbst von den katholischen Cantons verwiesen wurde.

§. 104.

Es fehlt Murnern nicht an Anlage zur Satire; aber ihm mangelt das höchste Erforderniß: das freie Stehen über seinem Gegenstand. Der Gemeine kann das Gemeine schildern; aber niemand als der Gemeine wird ihm gern folgen in diese Schilderung. Nur der Gebildete und Fromme

kann Rohheit und Lasterhaftigkeit lehrreich und ergötzlich darstellen. Murners Erfindungen und Darstellungsweise sind nicht einmal originell, denn er selbst gesteht, daß er sich den Sebastian Brand *) zum Muster genommen habe. Erwägen wir ferner, daß der Unglückliche das ganze weibliche Geschlecht über alle Maaßen haßte, ein Gefühl, das er mit roher Unbefangenheit häufig ausspricht, so bedarf es wohl kaum des Zusatzes mehr, daß er kein Dichter gewesen sein könne.

§. 105.

Dennoch ist er nicht wenig berühmt geworden, theils durch einige grelle Gemälde von der Unsittlichkeit der Mönche **), die freilich historisch begründet ist und bei denen

*) Sebastian Brand, auch mit dem Beinamen Titio, geb. 1458, gest. 1520. Es fällt also seine Wirksamkeit in eine frühere Periode, die außerhalb den Gränzen des gegenwärtigen Werks liegt. Er schrieb ein weitläuftiges satirisches Werk, das Narrenschiff, welches zuerst zu Straßburg 1494 erschien und mit besonderem Beifalle aufgenommen wurde. Die Erfindung kann ihm keine sonderliche Mühe gemacht haben, er begnügte sich damit, ein Land Narragonia zu dichten, nach welchem hin er alle Narren seines Vaterlandes schiffen wollte. Der Stoff seiner Satire, womit es ihm ein nur zu bitterer Ernst ist, interessirt ihn mehr als die Form, welche er nicht selten dem Zufalle überlassen zu haben scheint. Er will lehren und lehrt, er will strafen und straft, aber bis dahin geht auch nur seine ganze Kunst; Witz und Laune erscheinen selten ungetrübt, doch ist er verdienstlich als kühner Darsteller der Menschen und Sitten seiner Zeit. Seine Sprache ist kraftvoll und kernig doch mit unter roh und derb, die 3 lateinischen, 4 französischen, und eine holländische, englische und plattdeutsche Uebersetzung bezeugen das Glück, welches dieses Werk überall machte. — Das ganze Buch war redlich gemeint und bequem zu lesen: daher wohl zum Theil der überschätzende Beifall.

**) Welch ein ganz anderer Mann ist dagegen Geiler von Kaysersberg, dessen Wirksamkeit gleichfalls in eine et-

niemand fehlt als er selber, theils durch die Polemik gegen Luther und endlich durch ein lange verbreitetes falsches Gerücht. Er ist nämlich für den Verfasser des allbekannten Volksbuchs „Till Eulenspiegel“ gehalten worden, und da dasselbe Jahrhunderte lang — der Menge viel Vergnügen gemacht hat, so ist ihm um deswillen vieles verziehen worden.

In jedem Falle mit Unrecht, denn zuvörderst verdient jenes Buch gar kein sonderliches Lob, indem die häufigen Schlemm- und Kothspäße in denen sich der Held bewegt, selbst die besseren Scherze, die mit unter laufen, fast ungenießbar machen sollten. Das haben sie aber leider nicht gethan, denn wie nicht in Abrede gestellt werden kann, erträgt die Menge nur zu gern jene Ueberrohheit und der Schriftsteller verdient doppelten Tadel wenn er jener häßlichen Neigung dient. Sodann aber ist zu bemerken, daß Thomas Murner keinesweges der Verfasser jenes Buches ist

---

was frühere Zeit fällt. Er war Doktor der Theologie und hielt öffentliche Predigten über Brandts Narrenschiff, welche sein Schüler Jakob Other lateinisch herausgegeben hat (Navicula seu speculum fatuorum a Jacobo Othero collect. 1510.) und die hinterher von Johann Pauli, einem Franziskaner-Mönch, in das Deutsche zurück übertragen worden sind. Diese Predigten sind vielleicht interessanter als das Buch, aus dem sie den Stoff entlehnten, sie haben eine Treuherzigkeit und Naivetät, nach der Brandt fast nur strebt, ohne sie ganz zu erreichen. Ueberhaupt gehört Geiler zu den bedeutendsten Gelehrten und zu den gebildetsten Schriftstellern seiner Zeit; ja man kann in ihm eine leise Ahnung des künftigen Luther erblicken, wenn man ihn auch nicht als dessen Vorläufer betrachten will. — Wie sehr ihn seine Vaterstadt geschätzt, hat sie durch die im Jahr 1486 ihm zu Ehren erbauete prächtige Kanzel im Münster bewiesen. — Er wußte zu dem Volke zu reden, denn er schätzte und liebte es; darum begegnete ihm Achtung und Liebe.

wie Lessing sehr richtig gezeigt (Vergl. Lessings Leben Theil III. Seite 136. ff.). Es ist zu verwundern, daß diese ziemlich leichte Entdeckung erst so spät gemacht worden, allein die unächt vornehme Verachtung, mit der die deutschen Gelehrten früherhin auf die so höchst wichtigen und zum Theil sehr schätzbaren deutschen Volksbücher herabsahen, erklärt jenen Umstand genugsam *).

§. 106.

Das Leben Till Eulenspiegels, wie wir es jetzt noch, nach mancher Umgestaltung, in den Jahrmarktsbuden finden, hat vermuthlich — gar keinen einzelnen Verfasser, sondern ist entstanden wie etwa ein großer Schneeball durch Fortwälzen entsteht, und leider hat der genannte Ball auf seinem Wege manchen Schmutz angenommen. — Wie tief steht dieser Eulenspiegel unter den „Schildbürgern," und andern treuherzig schalkhaften Volksbüchern.

Wir schließen diesen Abschnitt indem wir noch die merkwürdigsten Schriften Murners angeben.

1) Die Narrenbeschwörung, erschien zuerst zu Straßburg 1512. In derselben will er alle Narren in Deutschland nach Italien bannen, welcher alltägliche Gedanke ihm sogar Stoff zu Predigten gegeben, die er zu Frankfurt am Main gehalten hat.

2) Die Schelmenzunft, in der er auf eine ziemlich rohe Weise die Geistlichkeit angreift. Eine Menge platter und unzüchtiger Einfälle machen die Lektüre dieses Bu-

*) Auffallend ist, daß während so manche treffliche Gedichte in Prosa aufgelöst wurden, dieser Roman späterhin versificirt wurde. Doch blieb des Volkes Liebe an der alten bequemen Ausgabe haften. Vgl. Kochs Compendium I. 132.

ches sehr widerlich. Auch von dieser Schrift fällt die erste Ausgabe in das Jahr 1512.

3) Die Gauchmat (von Gauch, welches bekanntlich im Altdeutschen ein Narr heißt, und Mat: die Wiese) zu straff allen wybschen Mannen, ist eine Satire gegen die Frauen und Mädchen die die Männer zu täuschen suchen. Es ist nicht ganz ohne allen Anspruch auf Witz, doch spricht auch hier im Ganzen die gemeine Sinnesart des Verfassers nicht selten ohne alle Verhüllung, oft sogar mit einer gewissen Behaglichkeit, die der gerechten Verachtung nicht entgehen kann.

§. 108.

Die Erwähnung des Till Eulenspiegel, und des viel bessern Volksbuchs von den Schildbürgern führt uns zu der Bemerkung, daß überhaupt nach dem rein Wissenschaftlichen und Religiösen nichts so sehr geliebt wurde als der Schwank und die Satire.

Je ernsthafter der Mensch wird, je sorgfältiger wird er auch in der Wahl des ernsten Gegenstandes, und je weniger ihm dann der gewöhnliche Ernst genügt, je mehr erfreut er sich des Scherzes, der harmlosen Posse und der Satire; ja er nimmt zuweilen wohl mit mittelmäßigen, wenn nur einigermaßen pikanten Spässen vorlieb. Die Satire traf jetzt insonderheit die Mönche, über die nunmehr im protestantischen Deutschland völlige Redefreiheit gegeben war, und über die auch wohl in den katholischen Provinzen eine freiere Stimme sich Luft machen konnte. Viel Geist ist in solchen Herzensergießungen nicht zu suchen.

Unübertroffen und von solcher Einseitigkeit meist frei ist Hans Sachs. Geringhaltiger sind die Schwänke von dem Pfaffen von Kalenberg, die vielleicht aus früheren

Zeiten herrührend, besonders jetzt ein Eigenthum des Volkes wurden. Weit unpoetischer aber noch als der Verfasser dieser Schnurren ist Friedrich Dedekind, dessen grober Satire „Grobianus," auch wenn sie nicht in lateinischer Sprache geschrieben wäre, man den erbitterten Stubengelehrten ansehen würde. Dennoch wurde sie in's Deutsche übersetzt, denn man wollte sich nun einmal erholen, gleichsam um jeden (nur nicht gänzlich unsittlichen) Preis.

Irre ich nicht, so hat ein späterer Schriftsteller auch noch diesen widerwärtigen Grobianus zu überbieten gesucht, durch einen Roman mit dem fast entsetzlichen Titel: „Grobianus und Grobiana." Ich habe ihn weder gelesen noch gesehen, kann also nichts näheres darüber sagen.

§. 109.

Trefflich stand um diese Zeit, so wie immer, den Deutschen, der schlichte tüchtige Hausverstand und die sinnige Reflexion. Hier ist zu nennen

Johann Agricola, (Johann Eisleben)

(geb. 1492. gest. 1566.)

als Generalsuperintendent zu Berlin. In seinem Gemüth und in seinem Leben herrschte bekanntlich viele Unruhe und es ist zu bezweifeln, ob er in seinen religiösen Ueberzeugungen jemals zur gänzlichen Gesichertheit gekommen ist. So lange er neben Luther stand, ging alles gut, aber sobald er, in Ueberschätzung eigener Talente, sich von ihm losmachte, finden wir ihn auf manchen krummen Wegen, so daß Luther, der das Streben nach eitler Ehre im höchsten Grade haßte, ihn als einen Unwürdigen zurückwarf. Im Großen hatte Luther völlig Recht; dennoch ist auch von seiner Seite hier wohl manches Menschliche mit unter gelaufen,

denn bei allen nur zu bedeutenden Fehlern Agricola's bleibt ihm doch manches Verdienst.

Aus wahrhafter Liebe für sein Vaterland, dessen innere Wesenheit er in jeder Beziehung zu erkennen suchte, sammelte er nach und nach, 1250 ursprünglich deutsche Sprüchwörter und eigenthümliche Redensarten, in denen sich deutscher Verstand, Gemüth, Liebe, Leidenschaft und Zorn ausspricht. Ueberzarte Leser, deren es auch wohl damals schon einige gab, haben geklagt, daß der Sammler doch auch gar zu viel ungeheure deutsche — Flüche mit aufgenommen habe; aber dabei vergessen, daß die Art und Weise dieser „Pralltriller" für die Geschichte der Cultur nicht ganz unwichtig ist, und daß überhaupt der Historiker, der einen gegebenen Stoff zu behandeln hat, auf schwache Nerven nicht immer Rücksicht nehmen darf.

Abgerechnet das Verdienst, welches dem Sammler solcher charakteristischen Sprüchwörter nicht abgesprochen werden kann, zeigt sich Agricola in den Erklärungen, die er überall beifügt, als einen verständigen, wenn auch nicht tiefdenkenden Mann, und sehr wackern Stylisten, der lebhaft, kurz und kernig zu schreiben weiß. Dieses Lob verdient er allerdings; aber es ist höchst unüberlegt, ihn mit Luther vergleichen, oder wohl gar über denselben setzen zu wollen. Man hat angeführt, Agricola habe schon im Jahre 1528, wo er die ersten 500 Sprüchwörter mit seinem Commentare dem Publikum übergab, vortrefflich geschrieben, da Luthers Styl erst später seine Reife erlangt. Diese letztere Anführung ist aber völlig irrig, denn, obwohl Luthers Styl sich fast mit jedem Jahre vervollkommte, so ist doch für jeden aufmerksamen und gründlichen Leser deutlich, daß sein schriftlicher Vortrag in deutscher Sprache seit dem äußersten Anfang der zwanziger Jahre in allen Hauptsachen völlig ent-

schieden war. Selbst der eitle Agricola würde ein solches Lob scheuend ablehnend.

§. 110.

Neben ihm aber weit höher als er, steht: Sebastian Franke, mit ungewissem Geburts- und Sterbejahr. In der Meinung der Deutschen, die sich wie billig gern solide seßhaft machen, schadete ihm sein wanderndes Leben; (obwohl es „der freien Dichterbrust" gefallen kann) noch mehr aber und mit größerm Recht seine Hinneigung zu alten und neueren Schwärmereien, zur neuplatonischen Mystik u. s. w. Aber man hätte deshalb nicht ungerecht werden sollen gegen ihn, den oft wahrhaft tiefsinnigen Denker und geistreichen Schriftsteller. Er ist es dann am meisten, wenn er ein bestimmtes Thema zu behandeln hat, an welchem er seinen Witz, Scharfsinn und Phantasie üben kann, während ihm durch die gegebene Aufgabe das Verflattern der Phantasie ins Leere unmöglich gemacht wird.

Daher sind die Erklärungen seiner Sprüchwörter ein Werk geworden, das, weit über dem von Agricola stehend, auf die mannigfaltigste Weise anziehen kann, und, wie bekannt, selbst von Lessing so sehr geschätzt wurde, daß er es theilweise abschrieb (S. Lessings Leben III. 237.).

Noch größern Ruhm verdient er durch seine „Weltchronik oder Universalgeschichte" (Straßburg 1531.) ein Werk, das bei allen Mängeln im Einzelnen einen ächt historischen Geist bekundet. Die Gesinnung ist durchgängig würdig, manche verwickelte Weltbegebenheit wird durch die Einfalt am Besten aufgefaßt, der Styl meist ruhig, klar und gediegen, und oft von einer fast epigrammatischen Kürze, die, mit fröhlicher Raschheit verbunden, dauernden Reiz gewährt.

§. 111.

Ueberhaupt ist es als wahres Unglück zu betrachten, daß die folgende Zeit so oft versäumt hat, von dem funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte zu lernen, was sich von ihm wohl lernen läßt, vor allem keusche Einfalt in der historischen Komposition und Styl. Wie manches wäre hier zu lernen gewesen aus den Chroniken, insonderheit den thüringischen, die so redlich, schlicht und genau beschreibend erzählen, wie manches von Johann Thurnmayer (Aventinus, geb. 1466. gest. 1534.) und Andern. Ja selbst den Weiß-Kunig von Treitzsaurwein möchten wir wegen seines stillen, gutmüthig kindlichen Ton's, der sich im Verhältniß zu der fast romanhaften, auf die schlaueste Klugheit ausgehenden Anlage des Buches seltsam genug macht, nicht verachten. — Doch konnte freilich, wie bekannt, früher nicht leicht jemand zu diesem Schatze gelangen, denn erst im Jahre 1775 ist er durch den Druck bekannt gemacht worden.

Ungern begnüge ich mich mit diesen kurzen Hinweisungen, doch die Aufschrift meines Buches mahnt mich zur Rückkehr zu den Dichtern, obwohl ich eigentlich, von den Historikern redend, mich nicht von ihnen entfernen würde. Denn wie könnte ein ächter Dichter gedacht werden ohne historischen Geist und ohne historische Kenntniß? und wie ein Historiker ohne ein poetisch religiöses Gemüth?

§. 112.

Burkard Waldis.

Wir wissen weder sein Geburtsjahr noch das Jahr seines Todes, sondern lediglich daß er im Jahre 1548, in welchem seine Fabeln erschienen, in der kleinen Stadt Allen-

dorf in Hessen lebte. Jene Fabeln, die den Titel führen: „Esopus ganz neuw gemacht und in Reimen gefaßt. Mit sampt hundert neuwer Fabeln vormals im Druck nicht gesehen noch ausgangen; durch Burcardum Waldis (Frankfurt am Main 1548.) sichern ihm einen Ehrenplatz unter den trefflichsten Dichtern dieser Gattung. Seine Erfindungen sind angenehm und leicht zu übersehen, seine Erzählungsweise fröhlich und bequem, ausführlich doch nicht über die Gebühr, und die redliche Gesinnung des freundlichen Mannes ist überall sichtbar. — Und doch haben ihn seine Zeitgenossen fast ganz übersehen, ja es lastet auf ihnen der Vorwurf, daß sie ihn in drückender Armuth haben leben lassen.

Dieser letztere Umstand ist freilich keiner Entschuldigung fähig; doch wollen wir dabei bedenken, daß überhaupt wohl keine Nation so viel Talent für die Fabel und so viele ausgezeichnete Fabeldichter hat als die unsrige *), ein Umstand den selbst das Ausland nicht selten zugegeben hat.

Was zur Hervorbringung einer guten Fabel vonnöthen ist, offenes Auge und sinnige Beobachtung der Natur, liebendes Verweilen bei den Beziehungen in den Reichen der Natur zu dem höhern durch innere Freiheit bewegten Menschenleben, tüchtiger Verstand, verbunden mit ruhiger Scherzhaftigkeit und eine wohlwollende menschenliebende Gesinnung: diese Eigenschaften finden sich zu unserer Freude nicht selten

---

*) Beweise sind leicht gegeben. Reinecke Fuchs kennt jeder; weniger bekannt sind jetzt: „die losen Füchse dieser Welt,“ „der Eselkönig“ „der Gänsekönig“ „der Mücken- und Ameisenkrieg“ und ähnliche zu ihrer Zeit vielgelesene Werke. Auch Luther liebte die Fabeln sehr, schrieb von dem Nutzen der Aesopischen, übersetzte einige und schrieb eigene. Aehnliches gilt von Mathesius und Melanchthon.

bei den Deutschen; und wohl mag es deshalb gekommen sein, daß man einen Fabeldichter überhaupt nicht für einen besonders ausgezeichneten Autor gehalten, indem gewissermaaßen fast jeder gebildete Deutsche eine gewisse Anzahl von ungeschriebenen und ungedruckten Fabeln in sich trägt. Dazu kommt noch der Umstand, den wir mit gerechtem Stolze hervorheben dürfen, daß wir bereits im dreizehnten Jahrhunderte einen Fabeldichter (Boner) aufzuweisen haben, der fast jede Forderung, die sich nur irgend an einen Schriftsteller dieser Gattung machen läßt, befriedigen kann.

§. 113.

Bemerken wir ferner, was in der Kritik unserer ganzen Literatur wichtig sein kann, daß die Mehrheit der Deutschen überhaupt alles was leicht scheint, nicht genug schätzt. Das haben manche Dichter gar wohl gewußt, sind deshalb mit Fleiß dunkel und schwerfällig geworden, und haben viel Beifall geärndtet, bis endlich die Wahrheit dazwischen trat, und streng tadelte was zu tadeln war, und lobte was Lob verdiente.

Dieser Ruhm ist denn auch unserm Waldis zu Theil geworden, doch freilich sehr spät, denn selbst Morhof der fleißige, kenntnißreiche Literator weiß nichts von ihm. So viel mir bewußt, sind Gellert und Zachariä die ersten die mit herzlicher Anerkennung und Liebe von ihm gesprochen. Schade nur, daß man ihn späterhin auch mit Lafontaine verglichen hat, mit dem er meines Erachtens gar keine wesentliche Aehnlichkeit hat. Verweilende Behaglichkeit ist freilich in beiden, aber bei Lafontaine ist sie oft aufhaltend, bei Waldis bequem, der Franzose ist witziger, der Deutsche naiver, so wie auch dessen ganze Ansicht von dem Wesen der Fabel weit gründlicher als die des Fremden ist. An Gemüth überragt er ihn ohnehin.

Die Vorrede zu Gellerts Fabeln theilt zwei Fabeln von Waldis mit, doch möchten sich leicht bessere finden. Rührend, aber auch wohl zur Wehmuth stimmend ist die fast scheue Art, mit der Gellert den Unbekannten lobt und einführt, wobei leider an den Tag kommt, daß auch er Hans Sachsen gänzlich verkennt. — Erwägen wir indessen die Zeit, in der er jene Vorrede schrieb (1746), wo fast alle sogenannt vornehme und auf Bildung Anspruch machende deutsche Leser sich in dem nur zu oft geschwefelten Wein vieler französischen Poeten berauscht hatten; so werden wir uns bei ihm, dem Ueberbescheidenen, wohl die Schüchternheit erklären können, mit der er für den unscheinbaren alten Fabelmann ein gutes Wort einlegt.

§. 114.

Johann Fischart, genannt Menzer.

Wir haben in der deutschen Literaturgeschichte nicht selten den Anblick kränklicher, leidender und schwermüthiger Autoren. Das sechszehnte Jahrhundert zeichnet sich indessen dadurch aus, daß es von dergleichen trüben Leuten fast gar nichts weiß, am wenigsten aber weiß wohl Johann Fischart davon. Er ist nicht bloß nicht kränklich sondern fast übergesund, überkräftig und übermüthig. Es fehlt ihm keineswegs an tiefem und edlem Lebensernst, doch die Form in der er ihn vorträgt ist fast immer scherzhaft und muthwillig, dafür verdient er billigerweise oftmals Lob, leider aber nimmt er auch nicht selten mit sehr gewöhnlichem wohlfeilen Spaß vorlieb.

Obwohl er sich seines großen Talentes bewußt gewesen, in so weit es erlaubt ist sich dessen bewußt zu sein, so hat er doch nicht die mindeste Sorge getragen, den strengen und

spröden Gelehrten zu gefallen. Es ist ihm nicht möglich irgend einen seiner muthwillig trunkenen Einfälle zu opfern, und bei einer großen Liebe und trefflichen Kenntniß der deutschen Sprache behandelt er sie zuweilen wie ein sehr talentvolles übermüthig neckendes — Kind.

An die Nachwelt hat er entweder gar nicht gedacht, oder doch nur wenig für sie gesorgt, denn wir finden nirgens wo und wann er geboren und können nur den einzigen Umstand mit Gewißheit sagen, daß er im Jahr 1586, als Doktor der Rechte und Amtmann zu Forbach bei Saarbrücken gelebt hat *). Den Namen Menzer gab er sich vielleicht nur weil seine Vaterstadt Mainz war, wobei jedoch das Vielleicht zu wiederholen ist. Aber auch seinen eigentlichen Namen verbirgt er hinter dem griechischen Elloposkleros, dann kehrt er auch wohl den „Menzer“ um, und setzt noch — da er mit sich selbst auf dem besten Fuße steht — den Namen Huldreich hinzu, so daß also: „Huldreich Elloposkleros Reznem“ herauskommt, ein Spaß, der ihm selbst mehr Vergnügen gewährt haben mag als den Auslegern, die ihn nur mit Mühe gelöst haben, ohne sich dafür belohnt zu sehen.

§. 115.

Das Werk, welches ihn am bekanntesten gemacht zu haben scheint, ist die freie Bearbeitung der Histoire de Gargantua et Pantagruel von Franz Rabelais, einem Manne in dem wir gleichsam den geistigen Vater unsers Va-

*) Man hat ihn nicht selten mit Johann Fichard Dr. juris zu Frankfurt verwechselt, einem Manne, der den Muth hatte, schon damals die Hexenfahrten geradezu für „lauter Traumgespenst, Trügerei, unglaublich und unmöglich Ding“ zu erklären.

unsers Fischart sehen, der aber wie nicht selten, von dem Sohn in Genialität und — Unartigkeit noch übertroffen wird. Dieser Gargantua ist eine Satire gegen den französischen Adel, die Geistlichkeit und den Hof. Er wurde confiscirt, und um deswillen desto mehr gelesen, bis ihn endlich Boileaus pseudo-poetisch-kritische Decrete verbannten. Da es selbst dem kraft- und saftreichen Montaigne nicht besser ging, mochte Rabelais sich wohl trösten, wenn anders der todte Lebende sich um jenen — lebenden Todten bekümmerte. Fischart hat nur den ersten Theil des Gargantua bearbeitet und zwar so frei und willkührlich, daß man oft nur mit Mühe das Original erkennen kann. Er scheint mit dem Stoff der Rabelaisschen Satire, so reich diese auch gewesen, noch immer nicht zufrieden, sondern er trachtet fast eine Satire auf die ganze Welt zu machen. Das ist auch allerdings das Beste, da der Satiriker bei einem solchen Plane sich selbst doch nicht verhätscheln kann, sondern ehrlicherweise sich selbst gleichfalls mitnimmt, was sonst wohl manche vergessen.

Es ist in der Welt nichts leichter als durch Aushebung einzelner Stellen den Fischart in den Verdacht des Halb- oder Dreiviertel-Wahnsinns zu bringen, wodurch dann die Anklage, er sei auch ein vollständiger Sprachverderber gewesen, leichter das Spiel gewinnt. Man betrachte nur den bloßen Titel, den die Ausgabe des genannten Buchs vom Jahr 1594 führt:

Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung. Von Thaten vnd Rhaten der vor kurtzen langen vnnd jeweilen Vollenwolbeschreiten Helden vnd Herren Grandgoschier Gorgellantua vnd deß Eiteldurstlichen Durchdurstlechtigen Fürsten Pantagouel von Durstwelten, Königen in Vtopien, Jederwelt Nullatenenten vnn Nienenreich, Sol-

von der neuen Kanarien, Frůmkappen, Dips oder Dürstling, vnn Oudissen Inseln: auch Großfürsten im Finsterstall vnd Nubel Nibel Nebbelland, Erbvögt auff Nichelburg, vnnd Niderherren zu Nullibingen, Nullenstein vnd Niergendheim. Etwan von M. Frantz Rabelais Französisch entworffen: Nun aber vberschröcklich lustig in einen Teutschen Model vergossen, vnd vngefärlich oben hin, wie man den Grindigen laust, in vnser Mutter Lallen vber oder drunter gesetzt. Auch zu diesen Truck wider auff den Ambpoß gebracht, vnd dermassen mit Pantadurstigen Mythologien oder Geheimausdeutungen verposselt, verschmidt vnd verdrångelt, das nichts ohn das Eysen Nisi dran mangelt. Durch Huldreich Elloposcleron.

§. 116.

Ist es wohl zu verwundern, wenn furchtsamere Gelehrte, die an dergleichen gar nicht gewöhnt sind, davor erschrecken, und wenn Adelung, der ohnehin so unglücklich war, nur an zwanzig Jahren unserer Literatur (1740 bis 60.) Geschmack zu finden, darin seinen Greuel und sein Herzeleid antrifft. Zu verwundern ist es nicht; aber sehr zu tadeln, denn man soll eben nicht furchtsam sein, sondern gelassenen Sinnes weiter lesen, und bedenken, daß der Humorist, im Gegensatz des Epigrammatisten, eines weiten Raums bedarf, daß er Seiten, Blätter und Bogen lang unergötzlich irren kann, bis er endlich plötzlich in das Aechte und Vortreffliche hineinkommt. Fischarten ist hier ohnehin manches zu vergeben, da er in jedem Fall, der Zeit nach, der erste Humorist der Deutschen, und Rabelais doch nur als ein nicht ganz genügendes Vorbild zu betrachten ist, das er in fröhlichem Uebermuth weit überbieten will. Studieren wir uns wirklich in unsern deutschen Fischart hinein,

so finden wir ein wirklich dichterisches Gemüth, eine tüchtige, ja edle Gesinnung, und selbst während er die allerseltsamsten Wortbildungen schafft, einen wahren Kenner unserer Sprache, die ihrer Größe sich bewußt, selbst das muthwilligste Spiel nicht verschmäht, sobald nur die Poesie dem Spieler spielen hilft.

§. 117.

Wir sind ferner unserm Fischart großen Dank schuldig für ein Gedicht, das, wie wohl kaum ein anderes, uns ein treues Gemälde von dem kräftigen Fleiß und der rüstigen Lust des Städtischen Verkehrs seiner Zeit liefert. Es heißt, das „glückhafft Schiff,“ und schildert uns die Reise eines Zürcher — Breitopfes nach Straßburg. Die Zürcher wünschten nämlich, daß die mächtige Reichsstadt Straßburg dem Schweizerbunde beitreten möge, erhielten aber zur Antwort, Straßburg liege zu fern, um Nutzen von einer solchen Verbindung zu haben. Um diesen Einwurf zu widerlegen, erdachten die Zürcher ein ergötzliches Mittel. Sie ließen einen ungeheuren Topf mit Hirsebrei kochen; mit dem dampfenden Gefäße bestiegen dann einige der rüstigsten Bürger, denen sich auch der deutsche Fischart, aus Liebe zu ehrbaren Abentheuern, angeschlossen hatte, ein Schiff, ruderten es mit gewaltiger Kraft aus der Limmat in den Rhein und langten noch am Abend desselben Tages mit dem noch warmen Topf in Straßburg an, wo sie von den Bürgern, die eben ein Schützenfest feierten, fröhlich begrüßt wurden. Wer hätte so wackeren und raschen Männern nun noch den billigen Wunsch abschlagen mögen?

Dieses Gedicht verdient ein großes Lob. Alles ist frisch und lebendig gehalten, einfach und fröhlich, der alte Vater Rhein steht in seiner ganzen Herrlichkeit, Ge-

walt und Lieblichkeit da, und der tiefe Hintergrund „edle Bürgerfreiheit" giebt der fröhlichen Arbeit, die hier dargestellt wird, die Farbe ächter Erhabenheit. Das Lob der Arbeitsamkeit ist hier wahrhaftige Poesie, und wenn wir schon mit Recht uns erfreuen an Schillers Worten

„Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis,"

so haben wir nicht bloß das Wort, sondern die bald scherzhaft, bald ernsthaft, aber immer tüchtig vollbrachte That in einem reinen Bilde.

§. 118.

Wir besitzen ferner von diesem Dichter noch achtzehn ziemlich weitschichtige satirische Werke, unter denen ich anführe: Podagrammisch Trostbüchlein, innhaltend zwo artlicher Schutzreden von herrlicher Abkonfft, Geschlecht, Hofhaltung, Nutzbarkeit und tiefgesuchtem Lob des hochgelehrten, gliedermächtigen und zarten Fräwlins Podagra u. s. w. Straßburg 1591, welches wegen seiner ganz vorzüglichen Scherzhaftigkeit und gutmüthigen Naivetät eine neue Bearbeitung verdiente. — Ferner: Das Philosophisch Ehezuchtbüchlein oder die Vernunftgemäße, Naturgescheide Ehezucht sampt der Kinderzucht. — Der Herausgeber ist Fischarts Verleger Jobin, der es nach dem Tode des Verfassers dem Drucke übergab. Das Werk ist größtentheils nach Plutarchs Abhandlung de puerorum educatione gearbeitet und giebt einen rühmlichen Beweis von Fischarts ernster und tiefer Ansicht der bedeutendsten Lebensverhältnisse. Wie wohl steht ihm, dem gerne Scherzenden der strenge Ernst!

Leider fordert indessen die Gerechtigkeit zu erwähnen, daß auch Fischart zuweilen mit Vergnügen bei wahrhaft widerlichen und ekelhaften Dingen verweilt. Besonders in

dem viel zu berühmt gewordenen weitläufigen Gedichte „Flöhhatz, Weibertratz,“ das einen überaus häßlichen Gegenstand mit unangenehmer Behaglichkeit ausmalt.

§. 119.

Wie sind doch so manche deutsche Dichter jener Zeit, wie sind die deutschen Hörer und Zuschauer zu solcher Unart gelangt? Die alten Nibelungen in ihrer füllreichen Gediegenheit glänzen hell, und würden jeden Schmutz verachtend wegwerfen; in dem zarten Minnesänger ist auch nicht die leiseste Spur von solchen Unziemlichkeiten, und späterhin begegnen sie uns so oft. — Wie konnten sich die Deutschen die Fastnachtsspiele Rosenplüts, des Schnepperers, gefallen lassen? wie konnte selbst Hans Sachs so häufig in diesen Schlamm versinken? Niemand glaube geantwortet zu haben wenn er vornehm meint es sei wohl der geringe Stand jener Dichter, welcher die meiste Schuld habe an jener Ungebühr, denn fast ganz Deutschland freute sich doch an ihnen, und hätte man ernstlich gegengestrebt und Misbilligung gezeigt, so würden doch die Unarten von selbst weggefallen sein. Jenes Sinken war leider ein Allgemeines, und ist nur durch die traurige Wahrnehmung zu erklären, daß die verderbte menschliche Natur nun einmal zu grellen Gegensätzen geneigt ist, und daß von der Ueberzartheit einiger Minnesänger zu der Gattung von Rohheit späterer Jahre nur ein einziger Sprung ist, in dem sich die kräftigen Deutschen gefielen, wie in einem Act der Freiheit. Es bleibt immer traurig, und ist durch nichts zu entschuldigen; doch werde der einzige Trost berührt, den man immer vergessen hat, daß nämlich in diesem Schlamme wenigstens kein Gift ist. Derbe Unart ist wenigstens besser als feine Gottlosigkeit und Fischarts letzt genanntes Gedicht doch weit erträglicher als die Werke des jüngern Crebillon.

§. 120.

Es ist ferner von dem reichen Fischart zu erwähnen, daß er der eigentliche Urheber des deutschen Hexameters und Pentameters ist, den er zwar nach seiner Weise mit großer Willkührlichkeit, aber mit Lust und Liebe behandelt. Es freut ihn mit Recht

Daß auch die deutsche Sprach' füglich wie Griechisch springe

und es ist wacker, daß er dabei sein Verdienst, sie zuerst griechisch springen zu lassen, nicht besonders hervorhebt, sondern alles nur der Vortrefflichkeit der Sprache selbst zuschreibt. Er wagt jedoch nicht, ihr selbst in dieser Versart den Reim zu entziehen, und da man den ganzen Mann so lange Zeit fast vergessen hatte, so kam es, daß man auch seine Hexameter übersah, und dem mittelmäßigen Wiener Hofdichter Heräus die Ehre der ersten Bearbeitung dieser Versart zuerkannt hat, bis endlich Lessing die Wahrheit an den Tag brachte. (Siehe Literaturbriefe Th. I. S. 109.ff.)

Noch zeichnet sich Fischart rühmlich aus durch kühnes Vertrauen zu sich selbst und durch ächte Vaterlandsliebe, die weit entfernt von jener zahmen und resignirenden Demuth, welche wir leider in späteren Perioden antreffen, sich selbst laut und kräftig zu verkünden wagt. Belege finden sich häufig, z. B. in der Zuschrift seiner Bearbeitung des Gargantua an sein Vaterland:

Tapfere meine Deutsche, adlich von Gemüth und Geblüte,
    Nur eurer Herrlichkeit ist dieses hie zubereit.
Meine Zuversicht jederzeit ist, hilft mir göttliche Güte
    Zu preisen in Ewigkeit euere Großmüthigkeit.
Ihr seid von Redlichkeit, von großer streitbarer Hand
    Berühmt durch alle Land immerdar ohn Widerstand
u. s. w.

§. 121.

Aber wer so ächt lieben und feurig loben kann, der darf auch — und nur ein solcher darf — zürnend schelten. Wie fliegen dann die Pfeile aus seinem vollen Köcher! Ein solches Pfeilgedicht, das während Fischarts Leben gewiß überall herumflog, ist, lange Zeit wie verschwunden, erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts wieder entdeckt worden, und zwar wohl nur durch einen günstigen Zufall. Fischart selbst hatte es, so viel ich weiß, nie drucken lassen, und so war es in eine nicht sehr bedeutende Sammlung von moralisch allegorischen Gedichten von Mathias Holzwart, einem Zeitgenossen, gerathen. Es beginnt:

Was Ruhm hat der jung Adler doch,
Wann er sich rühmt der Eltern hoch,
    Wie sie frey wohnen inn Bergs Klufften
Und frey regierten inn den Lufften,
    Und er sitzt gefesselt auff der Stangen,
Muß, was der Mensch nur will, ihm faugen?
    Also was ist dir für eyn Ehr,
Wann rühmst du die alten Teutschen sehr,
Wie sie für ihre Freiheyt stritten,
    Und keynen bösen Nachbarn litten,
Und du achtst nicht der Freiheyt dein,
    Kannst kaum inn deim Land sicher seyn
Last dir dein Nachbarn sein Pferd binden
    An deinen Zaun forn und hinden? u. s. w.

Das ganze Gedicht, mit so kräftig tönendem Vers-Flügel-Schlag, findet sich im Bragur (Band III.) einer Zeitschrift, die bekanntlich so viel Schätzbares enthält, daß der Dank dafür von Seiten des Publikums wohl erst nach und nach wird abgetragen werden müssen. Früherhin war derselbe so gering, daß die Zeitschrift zugleich als eine Bitt- Mahn- und Strafschrift an die Zeit dazustehen schien.

§. 122.

Fischart hat seines Lebens und seines Ruhmes rein genossen, denn die Zeitgenossen liebten ihn und achteten auf seinen Scherz und Ernst. Nach seinem Tode vergaß man ihn nach und nach, und ich finde im ganzen siebzehnten Jahrhunderte fast nur den einzigen Andreä, der ihn, doch wohl nur von der Seite des Ernstes, liebend anerkennt. Der Humor schien fast aus der Welt gekommen; aber es schien nur so, denn er hatte sich nur vom festen Lande nach der brittischen Insel hinüber geflüchtet, wo er in seiner ganzen vollendeten Glorie auftrat.

Für Gottsched war Fischart nichts weiter als ein seltsam verschrobener, wunderlich abgeschmackter Autor, aus dem sich gute Warnungsbeispiele für angehende Stylisten schöpfen lassen. Adelung, der in Geschmackssachen nichts mehr ist als eine zweite Auflage von Gottsched *), verachtet ihn gänzlich und hat nicht übel Lust, ihm in der Reihe der verrückten Autoren einen der vorzüglichsten Plätze einzuräumen.

Indessen hat alle diese Ungebühr nicht hindern können, daß Fischarts Verdienst in den neueren Zeiten wieder richtig gewürdigt worden ist, und es ist genug wenn ich hier unter denen, die sein Talent von neuem zur Sprache gebracht haben, nur Jean Paul und Tieck nenne.

*) Wer dies Urtheil zu hart findet, erinnere sich an Adelung's Urtheile über die Minnesänger, so wie über Klopstock und Lessing, ferner an den Aufsatz mit dem fast schauderhaften Titel: „Ueber den Nutzen (!) der Empfindung," aus dem man zugleich den eigenen völlig Gottschedischen Styl des Mannes kennen lernen mag, der sich eine so gewaltige Sprach- und Styl-Dictatur anmaßen wollte. Möge indeß das alles nicht hindern, die anderweitigen sehr beträchtlichen Verdienste Adelungs gern anzuerkennen.

§. 123.

Georg Rollenhagen,

geboren zu Bernau einem Städtchen in der Mark Brandenburg, am 22. April 1542, gestorben als Schulrektor in Magdeburg im April 1609. Das Leben dieses Mannes war eine fast ununterbrochene Reihe von Widerwärtigkeiten, und wenn wir den Druck stets wiederkehrender und schwerer Geschäfte, die fast seine ganze Zeit in Anspruch nahmen, häufiges körperliches Leiden und große Armuth in Anschlag bringen *), so werden wir den Mann doppelt loben müssen, der des allen ungeachtet ein mäßiges Talent für die scherzhafte und satirische Poesie nicht nur nicht verhallen ließ, sondern dergestalt ausbildete, daß es eines der berühmtesten komisch-didaktischen Gedichte hervorzubringen vermochte.

Er schrieb nämlich den bekannten „Froschmäusler, eine komische Epopöe in drei Büchern auf deren erster Ausgabe, Magdeburg 1595, er sich alltäglich spaßhaft genug „Mary Hupfinsholz von Mäuseloch, der jungen Frösche Vorsinger und Calmäuser" nennt. Das Gedicht gefiel den Zeitgenossen so sehr, daß bereits 1596 die zweite, und 1600 die dritte Auflage erscheinen mußte. Das siebzehnte Jahrhundert wollte nicht zurückbleiben und lieferte auch drei Auflagen. Das

---

*) Rollenhagen selbst zeichnete neben seinem Gemälde folgende Verse auf, die ihn sehr richtig charakterisiren:

Ingenio facilis, morbosus corpore, pauper,
Sacra docens pueros, individiamque ferens,
Agnosco properae toleranda pericula mortis:
Quid faciam? credam, Christe benigne, Tibi.

S. M. Aaron Burckard's Leichenrede auf R. Magdeburg 1609. Einen Auszug aus dieser Schrift findet man im Bragur; (III. 424. ff.) aber freilich leider einen nicht zu lobenden.

achtzehnte die letzte, außerdem aber noch mehrere Bearbeitungen, z. B. eine vom Jahre 1796 (vergl. Allgemeine Literaturzeitung 1797, Nr. 144.).

§. 124.

Die Idee des Gedichtes nahm Rollenhagen, wie leicht zu erachten, aus der Batrachomyomachie, doch behandelte er sie mit solcher Freiheit und Eigenmächtigkeit, daß sein Buch fast zu den Originalen zu zählen ist. Muntere Laune, lebhafter Witz, und insonderheit mimische Darstellungskraft ist ihm nicht abzusprechen, doch stehen diesen Tugenden Fehler gegenüber, die von der Lektüre des Buches leicht abschrekken können. Die Behaglichkeit wird oft zur Breite, der Witz freut sich mit unter zu sehr selbst, daß er so witzig ist, und wird dadurch lästig, der Dichter glaubt in seinen Beschreibungen nie deutlich genug sein zu können, und weiß deshalb nicht leicht aufzuhören. Er versteht mit den Farben recht wohl umzugehen, vergißt aber, daß die Mäßigkeit das beste Zeichen des Genie's ist. Er hat der ernsten und schalkhaften Zwecke zu viele, wodurch indessen das Buch auch eine historische Bedeutung bekommt. Wir finden hier nämlich manche Aufschlüsse über den damaligen Zustand der Philosophie und Theologie in Deutschland, Aufschlüsse die wir mit Dank annehmen wollen, die aber den heitern Gang des Gedichtes stören.

Jene günstige Aufnahme, die das Buch erhielt, ist für die Geschichte der deutschen Cultur von großer Wichtigkeit, denn wir sehen klar, welche Gattung des Witzes man in Deutschland am meisten liebte. Es ist die Stoffvolle gelehrte, welche viel und vieles will, und viel zu vieles. Darum zündete der Froschmäusler so sehr und hielt sich selbst in dem siebzehnten Jahrhunderte, welches die poetische Litera-

tur des sechszehnten fast nur wie gutmüthig kindische Bemühungen betrachtete.

Von bei weitem minderer Wichtigkeit ist die Satire, welche Rollenhagen in Verbindung mit seinem Sohne Gabriel herausgab:

Indianische Reisen durch die Luft, Wasser, Land, Hölle, Paradies und Himmel, 1603.

§. 125.

Jakob Ayrer,

dessen Geburts- und Todesjahr ungewiß ist, blühete um 1580 zu Nürnberg als Notarius und Gerichtsprocurator.

Ueber keinen Theil unserer älteren Literatur ist noch so viel Dunkelheit verbreitet als über den dramatischen. In der blühenden Zeit der Minnesänger fand Tapferkeit, Liebe und Gefühlszartheit nur in Epos, Lied und Elegie eine Heimath, für die Bühne scheint keine ausgezeichnete Anlage und keine besondere Lust vorhanden gewesen zu sein. Die höchste Kraft der Deutschen hat sich überhaupt noch nie im Dialog gezeigt. Späterhin als das Volk mehr anfing zu reflectiren, fand sich die Neigung im hohen Grade ein, doch ohne daß ihr eine ähnliche Anlage zu Hülfe gekommen wäre.

Wenn die Fürsten und die sogenannten höheren Stände überhaupt sich ohnehin in jener Zeit fast ganz von der thätigen Theilnahme der deutschen Poesie ausgeschlossen, so haben sie vollends an der damaligen Bühne fast gar keinen Antheil genommen; wenigstens ist mir nicht möglich gewesen im ganzen sechszehnten Jahrhundert auch nur die kleinste Spur von einer deutschen Hofbühne zu entdecken.

Hans Sachsens dramatische Versuche, so wie die früheren nicht reizlosen, doch oft rohen und platten von Rosen-

plüt wurden von Bürgern in Bürgerhäusern aufgeführt, und alles wie eine gesellige Ergötzlichkeit abgemacht. Irgend ein wohlhabender Bürger gab das Local und die vermuthlich sehr geringen Kosten dazu her. Der Herold begann mit einem Gruße an die ehrbaren Herren und mit einer Bitte um gehörige Stille, schließt gewöhnlich mit einer kurzen Anrede an den Wirth („Herr der Wirth sollt uns Urlaub geben") und findet auch wohl zu Zeiten nöthig, um Vergebung zu bitten, falls man es habe „zu grob gesponnen." Die guten Lehren, die das Stück dennoch enthalte, die mit arithmetischer Genauigkeit aufgezählt werden, machen alles wieder gut.

§. 126.

So fand Ayrer das Theater in den ersten unreifen Anfängen. Es ließ sich alles daraus machen, denn es war wenigstens nichts daran verdorben. Ayrer brachte eine herzliche Neigung dafür mit; aber sein Talent ist nur ein mittelmäßiges. An Reichthum des Stoffes ist er dem Vorgänger Hans Sachs gleich; übertrifft ihn ein wenig in der Anordnung, indem wohl gar zuweilen eine Ahnung des wahrhaft Theatralischen in ihm sich regt; steht aber unter ihm in der Sprache, die farbloser ist, so wie in der Scherzhaftigkeit, die ihm zwar mitunter recht wohl gelingt, die sich aber auch nicht selten wiederholt, während Hans Sachsens liebenswürdige Schalkhaftigkeit in sich selbst reicher erscheint.

Ayrer war ein wackerer Geschäftsmann, ließ sich aber durch keine bürgerliche Thätigkeit von seiner geliebten dramatischen Poesie abhalten. Er schrieb, wie er selbst sagt, alles „zu seiner Weil und Lust," wodurch indessen vielleicht doch auch hat leise angedeutet werden sollen, daß man ihn

mehr hätte aufmuntern sollen. Seine Zeitgenossen schienen ihn überhaupt nicht genug geschätzt zu haben, – wenigstens ist der Umstand bedenklich, daß bei seinen Lebzeiten nichts von ihm gedruckt wurde. Seine sämmtlichen Werke erschienen in dem für Deutschland so sehr wichtigen und traurigen Jahre 1618 in einem fast beispiellos starken Foliobande, welcher, mit dem gleichfalls beispiellosen Titel: „Opus theatricum" versehen, dreißig Schauspiele und sechs und dreißig Fastnachtsspiele enthält. Das Werk ist überaus selten geworden, weshalb Tieck im ersten Bande seines deutschen Theaters zu unserer Freude mehrere derselben hat abdrucken lassen.

§. 127.

Ayrer scheint sich am meisten in den für den Gesang bestimmten Fastnachtsspielen gefallen zu haben, und es ist ihm gelungen seinen Jann Posset, dem in mannichfache Gestalten wiederkehrenden thöricht-naiven, frech-närrischen Knecht, eine wirkliche Physiognomie zu geben; obwohl uns Herr Emmerich, als ein reiner alter Mann, der eben für das Lustspiel nichts weiter sein soll, als ein allegorischer alter Herr, fast noch mehr zusagt, sei es nun daß Ayrer hier mit Bewußtsein oder bloß seinem ehrlichen Genius vertrauend zu Werke ging.

Fast noch ergötzlicher gebehrdet sich Ayrer, doch ohne Zweifel wider seinen Willen, wenn er es mit rein romantischen Stoffen zu thun hat. Z. B. in der Tragödie „von den griechischen Kaisern zu Konstantinopel," in welcher er bei allem Streben durchaus nicht recht in das Pathos hinein kommen kann, so daß ihn der plötzlich wahnsinnig werdende Marschalt fast ein wenig zu geniren scheint. Noch köstlicher zeigt er sich in dem Schauspiel „von der schönen Phönizia,"

wo er fast denselben Stoff zu behandeln hat, den Shakespear in „Viel Lärmen um nichts" dargestellt. Er behandelt ihn mit ehrbarem, einfältigem Sinn, nicht ohne Gründlichkeit, und in Beziehung auf den Tymbor, anfänglich mit schlichter Ironie. Er konnte allerdings nicht wissen, daß er hier dem Stratforder Adler in das Gehege kam, und daß man es nun einmal nicht lassen kann, ihn mit demselben zu vergleichen. Das Schicksal, welches vielleicht eben so oft scherzhaft, ironisch und satirisch, als tragisch und erhaben handelt, hat dem guten Nürnberger Notarius dieses ergötzliche Misgeschick nicht erlassen wollen; aber es geschieht ihm dadurch kein Leid; denn Shakespear ist ein freundlicher König, der es wohl erlaubt, daß man den gutmüthig strebenden und keinesweges talentlosen Deutschen neben ihm nenne. Ayrer legte doch Hand an, mit redlichem Willen, nicht ohne Talent, und vielleicht fast ohne alle Aufmunterung. Wie hoch stellt ihn das über alle mit Halbkritik stolzirende müßige Gaffer.

§. 128.

Um das Jahr 1600 finden wir endlich eine durch Deutschland wandernde Schauspielergesellschaft, welche sich „die englischen Komödianten" nannte; leider aber ist bis jetzt noch nicht gelungen, nähere Auskunft über diese Erscheinung zu erlangen. Sollen wir annehmen, daß wirklich geborene Engländer, unterrichtet von dem Mangel an mimischen Künstlern in Deutschland, die schwere fremde Sprache lernten, englische Stücke übersetzten, und mit diesen nach Deutschland zogen, um als treue Söhne die Väter zu erfreuen? Welch ein weitläufiger und phantastischer Plan! zwar konnten sie wohl darauf rechnen, Glück zu machen, und einiges Vermögen zu erwerben, denn Deutschland war damals noch

in erträglicher Wohlhabenheit, doch was sich hier bei uns ihnen bot, würde sich ja auf der reichern Insel ihnen noch viel leichter geboten haben. Oder waren es Deutsche, und nannten sie sich nur „englisch," weil sie mit Schauspielen erschienen, die vielleicht alle altenglischen Ursprungs sind? oder wollten sie, wohl vertraut mit der Schwäche der Deutschen, als fremde Gäste besser imponiren, und eines günstigeren Empfanges gewiß sein?

Das Hauptsächlichste von dem, was sie geleistet und auf den deutschen Bühnen gegeben haben, ist 1620 in einem Bande erschienen, dessen ausführlicher Titel ist: „Engländische Comödien und Tragedien, das ist: Sehr schöne, herrliche und auserlesene geist- und weltliche Comedi- und Tragedi-Spiel, sampt dem Pickelhering, welche wegen ihrer Inventionen, kurzweiligen auch theils wahrhafftigen Geschicht halben von den Engelländern in Deutschland an Königlichen, Chur- und Fürstlichen Höfen, auch in vornehmen Reichs-, See- und Handelsstädten seynd agirt und gehalten worden, und zuvor nie in Druck außgangen. Anjetzo allen der Comedi und Tragedi Liebhabern und Andern zu lieb und gefallen, dergestalt in offenen Druck gegeben, daß sie gar leicht daraus Spielweiß wiederum angerichtet, und zur Ergetzlichkeit und Erquickung des Gemüths gehalten werden können." —

§. 129.

Wir finden in diesem Werk die Anfänge der englischen Bühne, die durch Shakespear zur Vollendung geführt wurde, aber auch in ihren damaligen Anfängen überaus schätzbar als das wahrhaftige originale moderne Theater dasteht. In der deutschen Bearbeitung ist manches vergröbert, manches geschwächt und verwässert, manches nur angedeutet, da al-

les für die lebendige Bühnendarstellung berechnet war. Tieck hat in der Vorrede zum ersten Band seines deutschen Theaters ausführliche Nachricht von dem seltenen Buch gegeben, wofür wir ihm größern Dank wissen würden, wenn er nicht darüber des rein deutschen Schauspiels der spätern Zeit, das nur für die Darstellung durch Puppen berechnet war, vergessen hätte. Von diesen größtentheils ungedruckten Schauspielen, die sich meistens nur in den Händen herumziehender Puppenspieler befinden, wird am gehörigen Ort in diesem Werk die Rede sein.

Wenn ich auf diesen zwar recht schätzbaren, doch ein wenig zum Lächeln reizenden Ayrer einen sehr ernsthaften, tiefsinnigen Schriftsteller, der auf das ganze Volk segenreich gewirkt hat und noch wirkt, folgen lasse, und zwar als den letzten in diesem Abschnitt, so kann dies vielleicht bei einigen Lesern Befremden erregen. Es wird aber schwinden, sobald wir uns den Charakter jener Zeit überhaupt, genau zurückrufen, wie er bereits in diesem Werke angedeutet worden ist und noch werden wird; so wie nicht minder, wenn wir die Ansicht von ächtem Ernst und ächtem Scherz, die in ihrer inneren Wesenheit eins sind, festhalten.

§. 130.

Möge deshalb der Uebergang zum zweiten Abschnitte mit bedeutsamen Ernst bilden:

Johann Arend,

(geb. zu Ballenstädt, am 27 December 1555.)

studirte anfangs Medicin, fühlte sich aber durch eine tödlich scheinende Krankheit zu dem Gelübde veranlaßt, sich hinfort

fort lediglich der Theologie zu widmen. Er ward 1582 Rektor zu Baderborn, litt Verfolgungen da er sich der Bilderstürmerei widersetzte, und ward endlich 1590 abgesetzt. Wir finden ihn indeß bald darauf wieder als Prediger zu Quedlinburg, wo er sich eine so große Liebe erwarb, daß man sich seinem Rufe nach Braunschweig (1599) den er angenommen, fast mit Gewalt widersetzte, und die Kirche zu verschließen drohete, wenn er die Abschiedspredigt halten wolle. Nur mit der größten Mühe gelang es ihm, nach langem Widerstreben der Aebtissin, der Obrigkeit und Gemeine, seinen Zweck zu erreichen. In Braunschweig fand er ein höchst mühseliges Leben, verbittert durch den Neid einiger seiner Collegen und durch die damaligen inneren Unruhen in der Stadt selbst. Die kurze Zeit, in der wir ihn darauf als Pastor in Eisleben sehen (1608 bis 11) scheint fast die einzige ruhige für ihn gewesen zu sein. Doch ward er bereits in dem letztgenannten Jahre als Generalsuperintendent nach Celle berufen, wo er, geläutert durch Leiden aller Art, nach unermüdlichem Wirken am 11 Mai 1621 starb.

§. 131.

Nach Luthers Tode lebte der Geist der Reformation nur noch in sehr wenigen Gottesgelehrten fort, und bald folgte auf das lebendige Leben seiner Zeit Erstarrung in den Formen, die weil sie kein Leben mehr zu bewahren hatten, nothwendig veralten mußten. Manche Universitäten scheinen in der That ausgegangen zu sein auf ein lutherisches Papstthum, das ohne ehrwürdiges Alter, ohne Sinn für Kunst und Glanz, noch viel lähmender wirken mußte auf Geist und Gemüth, als das alte ächte Papstthum gewirkt hatte. Luthers edle Sache, die nur durch Fortleben in seinem Geiste heilbringend werden kann, wurde zu etwas

bloß historisch-fixirtem, und leider hatten noch dazu bei dieser historischen Fixirung gar manche Irrthümer gewaltet. Man hatte sie in enge Gränzen eingezäunt, und es ward als die Hauptaufgabe theologischer Gelehrsamkeit betrachtet, diese Gränzen zu vertheidigen. Daß man sich dabei jeder Willkühr widersetzte, verdient ein billiges Lob; aber auch die heiligste Freiheit, für die Luther selbst sein ganzes Leben eingesetzt hatte, ward als unprotestantisch verworfen. Wenn nun auf der einen Seite bei diesen unlutherischen Vor-Fechtern für Luther, der kälteste Verstand allein vorherrschte, so war bei dem Anhang, der Mehrheit der damaligen Gottesgelehrten, gar fast nur das Wort-Gedächtniß rege, nur das zu behalten was einmal als Norm galt und über welches hinaus niemand gehen darf. Das Herz, die Phantasie, das Gemüth wurde fast gänzlich vernachlässigt. Die ewige Quelle von heiliger Freude, Trost und Beruhigung im Christenthum wurde kaum berührt; und damit nicht gänzliche Müdigkeit die unerquickten Zuhörer befalle, so erschallte häufig ein wildes Schulgezänk vermischt mit persönlicher Satire von der Kanzel.

§. 132.

Wohl fühlten manche tiefere Gemüther dieses Elend der Kirche, und standen bald in der schärfsten Opposition gegen alle scholastische Philosophie und Dogmatik auf. Das vernachlässigte Gefühl rächte sich, indem es sich selbst als den Mittelpunkt aller Religion geltend machen wollte, die Phantasie kam ihm zu Hülfe, und so, im Streit mit Verstand und Vernunft, die höchstens nur berufen schienen dem Gefühl und der Phantasie zu dienen, sah man sich bald in jene gefährliche Mystik verirrt, welche die Mittagshelle haßt, und nur die Nacht selbst, die sternenlose, auf den Thron

zu heben bemüht ist. Wilder Enthusiasmus, der selbst die verzehrendste Flamme für reines Sonnenfeuer ausgiebt, Spiel mit bunten Bildern, daß sich für religiöse Anschauung hält, Vergötterung der Natur, oder auf der andern Seite gänzliche Verschmähung derselben, cabbalistische Geschraubtheit, Schwarz in Schwarz gemalt, Gefühlsluxus und süßliches Tändeln u. s. w., alles dies und gar manche verschiedenartig irrende Tendenzen finden sich in vielen deutschen Theosophen des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Dies hat um so nachtheiliger gewirkt, da es auf die ganze Zeit ein ungünstiges Licht warf und viele vorlaute Redner des achtzehnten Jahrhunderts haben deshalb die ganze sogenannte Mystik jener früheren Zeit als eine seltsame Verkehrtheit verworfen, ohne zu bedenken, daß neben jenen irrenden Mystikern auch einige und nicht sehr wenige, höchst achtungswerthe und vortreffliche deutsche Theosophen stehen, aus denen sehr viel Tiefes und Erfreuliches sich schöpfen läßt.

Hier nun ist insonderheit Johann Arndt zu nennen, dessen Werk „vom wahren Christenthum" in Deutschland eine Aufnahme erlebt hat wie sie, wenn ich einzelne Werke von Luther ausnehme, vielleicht kein einziges Buch gefunden hat. Es war das Erbauungsbuch aller Stände, das die Hausandacht fast aller evangelisch christlichen Familien leitete, und zuletzt beinah als ein heiliges Werk betrachtet wurde, das durch allerlei Zufälligkeiten begünstigt selbst bei manchen Feuersbrünsten unversehrt geblieben war.

§. 133.

Der Ausgaben giebt es fast unzählige, denn wenn ihrer schon bei des Autors Leben manche nöthig wurden, so war dies noch mehr nach seinem Tode der Fall, wo Haß und

Neid schwiegen. Aber auch selbst die Ausländer waren gegen dieses Buch gerecht, denn wir finden eine Uebersetzung in das Englische, Französische, Holländische, Schwedische, Dänische, Sclavonische; — ja es wird sogar berichtet, daß es nebst dem „Paradiesgärtlein" desselben Verfassers, in die türkische Sprache übersetzt worden sei, so wie bereits in den Jahren 1625 und 58, 1704 und 8 lateinische Uebersetzungen das Buch jedem europäischen Gelehrten zugänglich gemacht hatten.

Es ist erfreulich sagen zu dürfen, daß das Werk einer solchen Aufnahme vollkommen würdig sei, denn es entspricht (bei einzelnen, seltenen Mängeln) fast ganz seiner Aufschrift, und giebt eine Anweisung zum wahren Christenthum, wie dasselbe in des Autors Seele wahrhaftig lebte. — Erkenntniß unserer verderbten Natur, Buße, Hülfe durch Christus, der in uns lebendig werden muß, Ueberwindung der Welt, beginnend bei uns selbst, göttliche Gnade, Gesichertheit und Seligkeit in ihr: — das ist der Inhalt dieses reichen Werkes.

Die Sprache ist deutlich und gemessen, mit unter ein wenig breit; doch immer einfach und wohllautend, und schließt sich löblich an das starke und sanfte Gemüth, welches hier sich darlegt. Ueberall sieht man schöne Glaubensfreudigkeit, und jene unerschütterliche Ueberzeugung, die, da sie selbst längst über alle Zweifel hinweg ist, auch die Zweifel des etwa noch schwankenden Lesers, sanft und ernst zu beseitigen vermag.

Es würde überflüssig sein, aus diesem Werke hier einzelne Stellen anzugeben, da es sich ja Gottlob auch heute noch in den meisten Händen befinden wird. Wer es noch nicht besitzt, dem würde wohl die mit besonderer Sorg-

falt von Johann Jakob Rambach, Züllichau 1736, besorgte Ausgabe zu empfehlen sein. Ist es etwa die letzte?

§. 134.

Sehen wir noch einmal zurück auf die ganze Periode, von Luther an bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges, so finden wir die Ausbeute in poetisch-literarischer Hinsicht im Einzelnen zwar bedeutend, indem manches des Geleisteten, auch heute noch eben so frisch blühet als bei seinem ersten Auftreten; im Ganzen aber, wenn wir erwägen, daß hier von einem Jahrhundert die Rede ist, erscheint es doch wieder als wenig, und so dürfen wir sagen, es sei nicht vieles geleistet worden, sondern viel in dem wenigen.

Indessen hat das Eingeständniß dieses „Wenig" für den Vaterlandsfreund doch immer etwas Betrübendes, und so mag es gekommen sein, daß manche Schriftsteller in viel zu weit gehendem Unmuth über jenen Umstand das ganze Jahrhundert für ein fast unpoetisches erklärt haben. Eine solche Unbilligkeit sei fern von uns, und es möge im Gegentheil recht eindringlich erklärt werden, daß jenes Jahrhundert sich mit der höchsten Ehre neben jedem andern, selbst dem glänzendsten, behaupten könne, es war eine rein deutsche sinnige Zeit, die Zeit des mündig gewordenen Verstandes und des in frommer Freiheit sich bewegenden Gemüths. Wie aber das Köstliche und bleibend-Beruhigende hienieden nicht ohne schweren Kampf zu erringen ist, und wie insonderheit den Deutschen fast immer die schwersten Prüfungen beschieden zu sein scheinen, so durften sie sich auch der durch Luther errungenen religiösen Freiheit nur nach langem Streite erfreuen.

Wir bewundern mit Recht die Mäßigkeit und beschei-

So war denn der sogenannte Friede zwischen Katholiken und Protestanten geschlossen; aber es war nur ein Weglegen der Waffen, und keine Eintracht erreicht worden. Schon der Umstand daß zwischen Deutschen und Deutsche ein Friede nothwendig gewesen war, erschien trübe und bedeutend, und die Namen „Bürgerkrieg," „Religionskrieg," die man im Geräusch der Waffen fast überhört hatte, wirkten jetzt bei dem ausgesprochenen Frieden unheildrohend nach. Die Partheien standen einander gegenüber, wie etwa einst die beiden feindlichen Brüder, Herrmann und Flavius, geschieden durch Alles was dem Menschen im höhern Sinne theuer ist; — und nicht wie damals trennte jetzt ein Strom die Friedensacte, die von katholischer Seite mit dem höchsten Widerstreben und von protestantischer doch auch nur als Nothbehelf unterzeichnet worden. Es war die Acte, die unseres Vaterlandes Einheit zerrissen, und die Zweiheit und Entzweitheit sanktionirt hat.

§. 137.

Dennoch half sie für manche Jahrzehnte, — denn auch den erbitterten Deutschen ist das gegebene Wort, sei es gesprochen sei es geschrieben, heilig — und die beiden auf einander folgenden Kaiser Ferdinand und Max beförderten die Ruhe durch ein würdevolles, wohlgeordnetes, gemäßigtes Benehmen gegen beide Partheien. Eine Bartholomäusnacht mochte Frankreich erleben, so wie einst Sicilien eine Vesper aber die Jahrbücher der deutschen Fürstenhäuser überliefern uns kein Verbrechen wie das von Frankreichs neuntem Karl begangene.

Die Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts klagen sehr, daß die Reformation schon in den letzten Lebensjahren Luthers, besonders nach dessen Tode einen streitsüchtigen Cha-

rakter angenommen habe, ein Urtheil, das wohl größtentheils aus bloßem religiösen Indifferentismus hervorgegangen zu sein scheint. Der reine Protestantismus ist ja in sich selbst Kampf, und darf des edeln Kampfes nie müde werden. Waffenlose Ruhe giebt es für ihn nicht. Sollte deshalb der Protestantismus nicht zerfallen, so mußten sich die Partheien der damaligen Zeit mitunter schroff berühren, und selbst die Predigt, die an sich nur erhebend und tröstend sein soll, mußte mitunter einen polemischen Charakter annehmen. Es ist nicht zu verhehlen, daß in der großen Anzahl von Streitschriften jener Zeit gar manches Störende und Lästige sich finde; aber nur der seichte Hochmuth könnte die Gesinnung verwerfen und die Gründlichkeit verkennen wollen, mit der in mancher derselben gefochten, niedergerissen und gebaut wird.

§. 138.

Auch das möchte ich nicht behaupten, daß die Stimmung der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts ungünstig für Poesie gewesen sei, denn wie könnte je eine religiöse Stimmung nachtheilig wirken auf ästhetische Bildung? Im Gegentheil ist ja jede ästhetische Bildung, die nicht ihren Ausgangs- und Mittelpunkt in religiösem Enthusiasmus findet, nichts weiter als eine geschminkte Buhlerin, die höchstens zierliche Worte machen kann.

Wie aber auch das Herrlichste — religiöser Enthusiasmus — in dem beschränkten und beschränkenden Leben manche trübe Zusätze annehmen, und insonderheit manches Einengende mitbringen kann, so auch hier. Es schien den Deutschen in der Regel genug, ein poetisches Leben zu führen, in so weit nämlich ein sinniges und tiefes also genannt werden darf; aber die Poesie selbst, in wie fern sie

sich in den Kunstformen bewegt, ja überhaupt alle gedruckte Poesie ward von ihnen gewissermaßen nur als eine Ehrenwache der Religion betrachtet. Aber auch dieser allerdings ehrende Titel ward ihr nur dann gegeben, wenn sie ihre unmittelbare Beziehung zur Religion ausdrücklich, und, fast möchte ich sagen, namentlich zur Sprache brachte. Die Poesie sollte gewissermaßen selbst als Kanzelredner, Bußprediger, Universitätslehrer, zuweilen auch wohl geradezu als Dorfschulmeister auftreten. Man vergaß dabei, daß jede ächte Poesie nothwendig und immer lehrt, wie der Frühling lehrt, und die Blumen, das Gewitter und der Regenbogen, die heitere Sternennacht und der Meersturm, daß sie aber sich selbst herabsetzt, sobald sie irgend einen bestimmten Lehrsatz, zu dessen Erläuterung man ihrer gar nicht bedarf, auf die Bahn bringen und ins Gewissen schieben will. Sie thut dann freilich auch etwas Löbliches, aber nicht mehr als Poesie, sondern eben, wie oben bemerkt worden als gutmeinender Schulmeister, während sie das Löblichere und Löblichste versäumt, den Menschen in seiner Totalität zu erfassen und zu befriedigen. Das aber kann sie nur als Poesie.

§. 139.

Damals aber dachte man wohl nur selten an diese höhere Würde; ob jetzt öfter, bleibe unentschieden. Man theilte — und thut man es nicht noch? — die Poesie ein in die geistliche und weltliche, ohne zu bedenken, daß das bloß weltliche, getrennt von aller Beziehung auf das Unendliche, ja nichts ist als Tand und Spreu, und auf der andern Seite, daß ja auch niemand geistlich sein kann, ohne die Bedeutung der Welt zu verstehen und zu beziehen. Es giebt allerdings eine Erde ohne einen Himmel; aber wer auf ei-

ner solchen lebt, steht nicht einmal auf der untersten Stufe der Menschheit und hat sich selbst zum Thier gemacht; aber es giebt keinen Himmel ohne eine erkannte Erde, denn nur wer das Leben in den Schranken der Zeit und des Raumes erprobt, verstanden und genossen hat, kann des Höheren fähig werden. Niemand kann den Tod lieben, der das Leben nicht liebte, und niemand kann den Himmel rein ahnen, der sich der Erde nicht erfreut hat.

Damals galt jedoch nun einmal jene hemmende und trennende Ansicht, und so ist es zu bewundern, daß ihr zum Trotze dennoch so manches bedeutende geleistet wurde. Indem man nur moralischer Erbaulichkeit ein Haus bauen wollte, erhob sich doch auch ein Gothisch-ehrwürdiger und ehrlich-heiterer Tempel der Poesie, und das priesterliche Verhältniß zu derselben ward von einigen wahrhaft rein bewahrt, obwohl die Worte „Tempel und Priester" im Verhältniß zur Poesie, damals ohne Zweifel als unstatthafte Ketzerei würden gegolten haben.

§. 140.

Was nun geleistet worden, ist oben klar angegeben. In dem ausdrücklich religiösen Gedicht durch Luther sehr viel; doch hat er in dem ganzen Jahrhundert keinen ganz würdigen Nachfolger, in der satirischen und humoristischen Poesie durch Hans Sachs und Fischart sehr Löbliches, so wie in der Fabel durch Burkhard Waldis. Für das Epos zeigt sich fast gar kein Eifer, denn das ganze Jahrhundert steht mit seinem einzigen Teuerdank arm genug da; für das Drama sieht man viel Regsamkeit und Bemühung; doch ist das Ergebniß dem Aufwand von Strebekraft, so wie der Fülle von Neigung nicht ganz entsprechend. Romantischer Geist weht fast nur noch in den bedeutenderen Volksliedern, und im „Buch der Liebe." Bei einem oberflächlichen Blicke in diese

Zeit kann es uns dünken, als wäre sie vor lauter Ernst und Gründlichkeit fast alt und grau geworden; bei einer nähern Ansicht entgeht uns nicht die frische Jugendlichkeit, die innen im Marke wohnt, und die sich mit jenem Ernst und jener Gründlichkeit gerade am besten verträgt.

Wenn sie uns aber schon in der Literatur begegnet, wie viel mehr zeigt sie sich in der Malerei. — Diese Schrift hat auf ihrem Titelblatt nicht angekündigt, daß sie sich auch über diese Kunst verbreiten werde, und sie wird es auch nicht; indeß hoffe ich, späterhin noch, wenn auch nicht in diesem Theile, doch in diesem Werke, Gelegenheit zu finden — einige Hauptmomente zur Geschichte der deutschen Malerkunst berühren und meine einfache Ansicht von derselben mittheilen zu können. Die Bahnen, welche diese Kunst beschreibt, so wie die Perioden, nach denen wir sie etwa auffassen mögen, stimmen nicht immer mit denen der Dichtkunst überein, obwohl sie in mancher Hinsicht, — nach der Quelle, allegorischer Bedeutsamkeit, religiöser Tiefe in Scherz und Ernst, — auf eine erfreuliche Weise zusammentreffen. Dennoch werde hier wenigstens genannt: der große Albrecht Dürer, dessen „Anleitung zur Geometrie, Zeichenkunst und Fortification" einen schönen Beweis giebt, daß der treffliche Künstler auch streng wissenschaftlich zu denken und sich in deutscher Sprache rein auszudrücken verstand, — und nach ihm: Lukas Cranach, der kunstreiche Meister und werthe Freund unsers Luther. Ihre Namen wenigstens dürfen auch diesem Buche nicht fehlen, und ich könnte es mit keinen würdigeren schließen.

Zweites Buch.

§. 1.

Gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts zeigt sich in Deutschland, in politischer Hinsicht eine stets weiter sich verbreitende, trübe Lähmung, wozu Rudolf's Regierung, die eigentlich gar keine Regierung war, sehr viel beitrug. Dieser Fürst, der durch seine Rechtlichkeit als Privatmann Achtung verdient, und als Gelehrter nicht bloß eine deutsche, sondern selbst eine europäische Universität würde geziert haben, fühlte sich unheimlich auf einem Thron, dessen nur eine mit Heldenmuth vereinte Weisheit und großartige Vornehmheit würdig schien. Wie hätte er den Sturm beschwören können, der sich unserm Vaterlande zu nähern schien! Wir erlebten die Schmach, daß, nachdem Jülich und Berg erledigt worden wären, spanische Heerhaufen ungestraft Jahre lang am Rhein den Meister spielten, wir erlebten das Widerwärtige, daß in dem Hause Habsburg sich ein unseliger Bruderzwist entspann, und daß Matthias Rudolfen einen Thron nahm, der jetzt wenig Beglückendes haben konnte.

Wohl kennt die Geschichte gar manchen Thronenraub, aber fast immer gehen doch großartige Kämpfe und flammende Leidenschaften von Seiten des Räubers und des Beraubten voraus. Wir ertragen, wenn Albrecht von Oesterreich mit Adolf von Nassau im offenen Feld und im An-

gesicht des hellen Himmels wie ein Ritter mit dem andern ficht, und die deutsche Krone auf die Spitze des eigenen Schwerdtes stellt; wir hassen ihn, wenn er den Sieg misbraucht; aber es ist denn doch ein ächter und tüchtiger Haß den wir fühlen; — doch wie sollen wir die Empfindung nennen, die sich unsrer bemächtigt, wenn wir den Matthias sehen, wie er listig lauernd den armen Bruder, dessen Seele vertrauter war mit den Gestirnen des Himmels als mit den Menschen, den arglösen, der alles berechnen konnte nur sein eigenes Geschick und das Herz des Bruders nicht, wenn wir den Waffenlosen täuschen und ihm Kron und Reich rauben sehen! — Diese That wirft einen Schatten auf lange Jahrzehnte und wider Willen gedenken wir dabei des ungeheuern Wortes, daß die Sünden der Väter heimgesucht werden sollen an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied.

§. 2.

Matthias fand nicht Glück auf dem entweihten Throne und die Gemüther der Deutschen waren abgewandt von dem Manne, der ihn auf solche Weise bestiegen hatte. Er fühlte daß er keine Liebe mehr zu verlieren habe, und da er selbst nicht Liebe zu geben vermochte, so war Furcht das Gefühl, welches er erregen wollte und das er im tiefsten Innern doch wohl selbst hegte. Was die Väter gewährt hatten, den heiligen Religionsfrieden und Religionsfreiheit, wagte er anzutasten, und rief dadurch einen Krieg hervor, wie ihn die Welt nie erlebt hatte, einen Krieg der dreißig Jahre mit stets wachsender Schwere lastete.

Er hatte durch das Unrecht, welches er seinem Bruder zugefügt, die Furien in sein eigenes Haus gerufen, und so, ungeliebt von seinen Unterthanen und überwältigt von

sei-

seinen Unterthanen und überwältigt von seinen Verwandten, endete er ein Leben, das finster und durch ein Verbrechen und viele Irthümer entstellt, keinen Reiz mehr für ihn haben konnte.

Er hatte die Böhmen selbst gelehrt, daß die Königswürde nur dann heilig ist, wenn sie göttlichen Ursprungs auch als göttliche Institution betrachtet wird. Ferdinand II. ein Mann dessen bedeutsame Eigenschaften, einzelne Tugenden und Geistesgaben selbst durch das wüthendste Geschrei der Partheien nicht so sehr verlästert und entstellt werden konnten als durch den Indifferentismus späterer Zeiten, hätte, so scheint es, mehr wie alle seine Vorfahren begabt, glücklichere Zeiten hervorrufen können. Aber ihm fehlte die Tugend, welche damals wohl die nothwendigste war, um jenen Zweck zu erreichen, das Princip der Versöhnung und die dahin führende geistige Mäßigung. Diese Tugend mußte ihm fehlen, denn er hielt sie leider für keine, und so lange man ihn nicht vermögen konnte aus sich herauszutreten und ein ganz anderer zu werden, war bei seinem eng abgeschlossenen Wesen kein Religionsfrieden zu hoffen.

§. 3.

Er hatte gezeigt, daß keine Gefahren, die ihm selbst persönlich drohten, ihm von seiner starren Fassung rauben konnten, er hatte bewiesen, daß er, obwohl niemals an der Spitze eines Heeres stehend, dennoch den ganzen Muth des Helden und der Todesverachtung habe, und daß keine Gewalt der Erde ihn abbringen könne von seinen Ueberzeugungen. Wer im Vertrauen auf Gott und sich, und auf das was er als entschieden wahr erkannte, den empörten Edelleuten so entgegen stehen konnte, als er, von dem war auch in allen späteren Zeiten nichts anders zu erwarten als

vollständige Folgerechtheit, und es ist ungehörig, wie so manche frühere Schriftsteller gethan haben, ihn anzurufen und anzuschreien von einem Standpunkte, den er überhaupt — leider — nicht als rechtmäßig anerkannte. Daß er ihn nicht anerkannte, war sein Fehler und sein Unglück; die einzelnen Folgen können nicht befremden.

Wir Protestanten werden und wollen ihn stets als unsern Hauptfeind betrachten, und wir mögen das leitende Princip in ihm durchaus misbilligen; wir dürfen jedoch nie vergessen, daß er vielleicht unter allen Feinden, die wir je gehabt, der offenste und klarste gewesen, dessen Herzen wohl nichts weher that, als daß jenes unselige Princip ihn zwang unser Feind zu sein. — Lieben können, wollen und sollen wir ihn nicht; aber fern sei es, mit gemeinen Worten sein Grab zu schmähen.

§. 4.

Wir nennen den Krieg, der sich nun entspann, den dreißigjährigen; doch möchte er leicht sich als ein weit längerer darthun lassen, denn gewissermaßen fing er an mit dem Eintritt der Spanier in Deutschland und endigte mit der Räumung desselben durch die Schweden 1653.

Betrachten wir die ungeheuere Masse von Begebenheiten, welche diesen Zeitraum bezeichnen, so scheint am besten, um für den Zweck dieses Buches alles kurz zusammen zu drängen und ein schnelles Licht über diese Periode zu verbreiten, dieselbe einzutheilen in drei Abschnitte:

1) Großartiges Beginnen, und von beiden Seiten gleichmäßiges Bewußtsein des idealen Zweckes. Oesterreich in stets wachsendem Vortheil am Schluß die Ueberkraft misbrauchend, und alles auf die äußerste Spitze stellend. Max von Baiern, Tilly, Wallenstein.

2) Seit der Ankunft Gustav Adolfs: Oesterreich im Nachtheil, zweifelhafte Rettung desselben durch Wallenstein. Nach des Königs Tode: sinkende Idee bei beiden Theilen. Die Schlacht bei Nördlingen, Culminationspunkt für Oesterreich.

3) Oesterreich in fast ununterbrochenem Nachtheil. Die Schweden und Franzosen fast immer siegend. Fast gänzliches Unterliegen Deutschlands bei immer tiefer sinkender endlich fast ganz verschwindender Idee des Krieges. Gleiches Leiden des katholischen wie des protestantischen Deutschlands. Der Geist ist entflohen und es bleibt fast nur noch chaotische Nacht, thierische Wuth, mechanisches Morden. Fast ganz Deutschland wird ausgeplündert, Greuel aller Art, größeste Verarmung, Pest. Der westphälische Friede, wo möglich noch schlimmer als der Krieg, die Fremden als Diktatoren, traurige Nothwendigkeit eines Friedensexecutionstraktats zu Nürnberg. Wahrhaftes Ende 1653.

§. 5.

Indem wir die Entwickelung der jammervollen Folgen dieser Zeit in sittlicher, poetischer und politischer Hinsicht tiefer unten mitzutheilen gedenken, wenden wir uns jetzt zu dem wenigen Erfreulichen, was diese Periode bietet, und unter diesem wenigen tritt uns als sichtbare Erscheinung des bessern tiefern und innern Lebens unsre Litteratur mit fast feierlichem Ernst, und beruhigend, so weit sie es vermag, entgegen.

Den Uebergang von dem durch Luther und Sachs angeführten Abschnitte, zu diesem von jeher und nicht ohne Grund gepriesenen aber noch bei weitem nicht genug erkannten Zeitalter der deutschen Poesie finden wir in einem

früherhin vergessenen, jetzt aber wieder mit gebührendem Lobe an's Licht gezogenen Dichter.

Georg Rudolf Weckhrlin,

(geboren zu Stuttgard 1587)

lebte in den männlichen Jahren zu London und starb ungefähr im vierten Decennium des siebzehnten Jahrhunderts. Er ist originell, und steht an Lebhaftigkeit, Feuer und Phantasie meistens über Opitz. Sein Gemüth ist ein offenes und religiöses, das sich stets freimüthig ausspricht, so daß seine ganze Individualität in ihrer Liebenswürdigkeit, doch auch mit manchen menschlichen Irrthümern an den Tag kommt. Man hat ihm Mangel an Correktheit in Ansehung der Sprache und des Metrums, so wie Nachlässigkeit in den Reimen vorgeworfen. Mit Recht; doch hätte man nicht vergessen sollen, daß er selbst gar keinen Anspruch auf jene Vorzüge macht, und daß er in der That nur den Uebergang zu der neuern Zeit bildet. Im Besitze des Köstlichsten: eines reichen, muthig gebenden und empfangenden Herzens, und einer Brust und Stimme, die weit hinreicht, vergaß er das was freilich keineswegs unbedeutend, doch gewiß nicht das Wesentlichste des Dichters ist, und leider nur für das Wesentlichste gehalten worden. Was das sechszehnte Jahrhundert Gutes hat, hat er auch; aber er ist weiter schauend und in gewisser Hinsicht individueller, als die meisten Dichter jener Zeit.

§. 6.

Obwohl er den bedeutendsten Theil seines Lebens im Auslande zubrachte, und, ein Unterthan Jakobs des Ersten und Karls des Ersten von England, bald nach Schottland, Irland, Spanien und Italien gesandt wurde, so blieb doch

sein Sinn ein rein Deutscher. Wenn aber auch sein Gemüth bei dem Jammer des Vaterlandes nicht wenig litt, so mahlte sich doch ihm, dem Fernen, manches weniger trüb, als den deutschen Dichtern, welche das Geschick zu Zeugen jener nie ermüdenden Noth machte. Daher ist sein Blick heiterer, sein Herz mehr der Hoffnung zugewendet, und seine Poesie lyrischer, wofür indeß jene anderen doch auch reichen Ersatz bieten. Er kannte die Alten und die Italiener wie Opitz, aber er ahmt sie nicht nach, am wenigsten in ihren didaktischen Theilen.

Wir haben von ihm Idillen, Elegien, Sonette, Epigramme; doch scheint das Sonett besonders für ihn geeignet, da seine Begeisterung sich gern selber bescheiden zu beschränken geneigt ist. In dieser Form feiert er gern die protestantischen Helden des dreißigjährigen Krieges, Ernst von Mansfeld, Gustav Adolf und Bernhard von Weimar. Den höchsten Flug nimmt er in den Psalmen, so wie in den fünf anderen geistlichen Gedichten, doch bleibt er sich hier nicht gleich, und manche dürftige Zeile stört den Genuß. Seine Epigramme überraschen durch Neuheit der Gedanken und Energie der Satire; doch dürfen wir gerade hier, in dieser engsten Form, die Nachlässigkeit der Sprache am meisten tadeln.

Seine Zeitgenossen scheinen ihm als Dichter nur eine sehr mäßige Theilnahme geschenkt zu haben; wenigstens ist der Umstand bedenklich, daß wir überhaupt nur zwei Ausgaben seiner Gedichte besitzen (Amsterdam 1641 und 1646.). Indessen beweisen diese Jahreszahlen selber, daß man ihm doch einige Liebe widmete, die in der Folgezeit ganz fehlte.

Man vergleiche über ihn Specimen dissertationis historico-criticae de poetis Germanicis hujus saeculi praecipuis publice ventilatum a M. Erdm. Neumeistero. Viteb.

1706 (durch einen seltsamen Druckfehler steht 1806.) S. 109. Aus Neumeisters Urtheil ist freilich nichts zu lernen; doch es anzuführen weil Weckhrlin in jener Zeit fast ganz vergessen war *). Ein gutes Wort über ihn findet man im deutschen Museum, October 1779. — Späterhin hat man im Loben des Guten fast zu viel gethan.

§. 7.

Martin Opitz von Boberfeld,

(geb. zu Bunzlau am Boberfluß in Schlesien 1597, gest. zu Danzig an der Pest).

Ueber dieses sehr ausgezeichneten Mannes Leben welches manchem Wechsel des Glückes unterworfen war, sind uns genaue Nachrichten aufbehalten, wozu besonders die lateinische Rede, welche Coler **) auf ihn gehalten, fleißig benutzt worden ist. Gottsched, Lindner, Triller, Bodmer, Breitinger, Zachariä und andere haben bereits des Dichters äußeres Leben so häufig und zum Theil so ausführlich besprochen, daß ich hier nur die äußersten Umrisse zu geben brauche. Er ward sorgfältig erzogen, und bewies großen Fleiß in Wissenschaften und Sprachen, studirte zu Frank-

---

*) Die oben angeführte Dissertation ist jetzt sehr selten geworden, denn das Versprechen der deutschen Gesellschaft zu Leipzig eine neue vermehrte Auflage zu besorgen, wovon sie im zweiten Theil ihrer Schriften (Leipzig 1734) Nachricht gab, ist nicht erfüllt worden. Neumeister selbst hat kein Talent zur ästhetischen Kritik und seine starre Nüchternheit ist oft höchst lästig; dennoch bleibt seine Schrift wichtig als Catalog, der uns manches aufsuchen lehrt, was wir sonst vielleicht selbst dem Namen nach nicht kennen würden.

**) Christoph Coler, ein Freund Opitzens, war kaltblütig genug, seine Laudatio honoris et memoriae Martini Opitii gleich nach dem Tode des Dichters, d. h. noch im Jahre 1639 zu schreiben, öffentlich vorzutragen und drucken zu lassen.

furt an der Oder und zu Heidelberg, machte eine Reise durch die Niederlande und wurde nach der Zurückkunft Professor am Gymnasium zu Weissenburg in Siebenbürgen, dann Rath bei den Herzögen von Liegnitz und Brieg, an denen er wohlwollende Beschützer und Pfleger seines Talentes fand, wurde bei stets wachsendem Ruhm vom Kaiser Ferdinand II. mit dem Lorbeerkranz beschenkt und unter dem Namen „von Boberfeld" in den Adelstand erhoben. Wir sehen ihn in den Jahren 1626 bis 33 als Geheimschreiber des Burggrafen Hannibal von Dohna, der, vielleicht nur um den Dichter den Schrecknissen des Krieges zu entziehn, ihn auf einige Zeit nach Paris sandte, Umstände welche ihn auch vermochten die Stelle eines Historiographen bei dem König Ladislaus IV. von Polen anzunehmen, bis er endlich, trotz aller Vorsicht, welche die Fürsten und seine Freunde für ihn hegten, in einem Alter von 42 Jahren dem Vaterlande entzogen wurde, dessen Stolz er war.

§. 8.

Opitz ist kein durchaus originaler überreicher Dichter, aber er ist ein sinniger, edler und zarter Geist *). Zart,

*) Des Dichters Zartheit zeigt sich in seinem Leben nicht selten. Er scherzt in Briefen an Freunde über seine Erhebung in den Adelstand, und obwohl er überall Bravheit zeigt, spricht er sich doch die Ritterlichkeit ab. In den letzten Jahren seines Lebens scheint sich immer mehr die Wehmuth seiner bemächtigt zu haben, und während seines letzten Aufenthalts in Danzig muß er schon in einem leidenden Zustand gewesen sein, denn der bloße Anblick eines pestkranken Bettlers zog ihm dieselbe Krankheit zu. Schon am andern Tage verzichtete er auf das Leben, und sandte nicht zum Arzt, sondern zu einem Geistlichen, der ihn, den ruhig Ergebenen, zum Tode bereitete. Er scheint in Danzig keine Freunde gehabt zu haben, und es giebt ein schmerz-

ich wiederhole das Wort, denn es kommt ihm zu und ist noch nie von ihm gesagt worden. Da man ihn meistens nur nach seinen Lehrgedichten und einigen seiner großartigen — doch oft entlehnten — Sentenzen beurtheilte. Seine Fürsten scheinen ihn sehr wohl gekannt zu haben, da sie ihn stets wie ein leicht verletzliches Kind, in dem aber Großes wohnt, zu hüten bemüht waren. Freilich vergeblich, denn wider jenes Gefühl giebt es keinen Schutz. Er war geneigt zur Fröhlichkeit, und hatte, wie mich dünkt, von Natur ein heiteres Temperament; aber er gelangte nur selten zum Lebensgenusse, wie er ihn liebte, denn sein offnes Herz konnte sich der Theilnahme nicht verschließen, die das leidende Vaterland in ihm erregte. Er hoffte von Jahr zu Jahr, daß die Verhältnisse günstiger werden würden, aber sie wurden fast mit jedem Monate schlimmer, und bei der immer mehr und mehr sich verwirrenden schneidend feindlichen Lage der Dinge, schien zuletzt kaum mehr eine irdische Hoffnung aufkeimen zu können. Er selbst, als einzelne Person, hat wohl nur wenig oder gar nichts äußerlich gelitten, denn manche Fürsten sorgten, wie gesagt, recht väterlich für ihn, aber wie hätte der wackere Mann jemals eine selbstsüchtige Beruhigung in sich aufkommen lassen mögen?

§. 9.

Suchen wir in seinen Gedichten nur immer ihn, und zwar nach den eben gegebenen Andeutungen, so wird dadurch für uns ein neues Licht auf dieselben fallen.

---

liches Gefühl, daß er, der sonst das Glück der Freundschaft in so reichem, fast beispiellos reichem Maaß genossen hatte, gerade hier einsam sterben mußte.

Er gelangt — so zeigt es sich — nur selten zu einer vollen Heiterkeit; wird sie ihm aber einmal wirklich zu Theil, so sehen wir ihn überaus liebenswürdig. Er freut sich dann des Frühlings, des Weins, (dem sogar zuweilen Citronen und Zucker beigemischt werden) der Freundschaft und des schönen eigenen Dichterruhms. Er darf sich ohne allen Hochmuth desselben erfreuen, denn er sieht in ihm nur den Ruhm des geliebten Vaterlandes, und betrachtet die Poesie nur als ein reines Gottesgeschenk. Er hält, wie billig, etwas auf sich; aber er überschätzt seinen Werth nie und nirgends, und genau wissend wie weit ihn sein Flug trage, freut er sich herzlich auf die Erscheinung des Poeten der ihn einst weit hinter sich lassen werde *).

Zu den lyrischen Gedichten scheint Opitz selbst alle diejenigen zu rechnen, die irgend ein aus seiner tiefsten Eigenthümlichkeit entspringender Moment der Begeisterung ihm eingab. Hier ist des Dichters reinste und schönste Seite, hier bindet ihn keine Fessel der (holländischen) Schule, kein Gesetz des Herkommens, keine trübe Reflexion. Er ist der eigne selbstständige Geist, der sich hier zu bedeutenderer Ansicht des Lebens erhebt, das eigne feurige Herz, das hier sein Sehnen und sein Ahnen, sein Hassen und sein Lieben verkündigt, das kräftig deutsche Gemüth, das sich hier in jener ächt menschlichen Vereinigung von Stolz und Demuth erklärt und ausspricht. Und die Sprache, die sich ihm in

*) In dem Gedichte an einen seiner liebsten Freunde, Nüßler heißt es:

Hola! gebt mir ein Glas Wein,
Wasser hab ich nicht vonnöthen:
Nun, es gilt dir Bruder mein!
Auf Gesundheit des Poeten,
Welcher künftig mich und dich
Weit soll lassen hinter sich.

seinen didaktischen Gedichten nicht selten weigert, offenbart sich ihm hier in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit, Pracht und Fülle.

§. 10.

Nur durch diese lyrische Gedichte, in denen er sich in seiner rein menschlichen Liebenswürdigkeit zeigt, ist er der Mann des deutschen Volks geworden.

Man hat bisher (so schrieb ich schon 1805 und wiederhole es auch heute, da der Umstand allerdings recht wichtig ist), man hat bisher fast immer das Gegentheil behauptet und Opitzens Verdienst dem größten Theile nach, auf die didaktische Poesie beschränkt; man hat gemeint, er fessele nur durch den Verstand und die Lebensweisheit seiner Muse, und durch die treffenden Bemerkungen, die sie überall geschickt und ungesucht einstreuet. Man fühlt es, so setzen diese Kritiker hinzu, daß die Schwingen der deutschen Muse noch ungeübt sind, und wünscht, daß sie sich höher erheben und etwas mehr Vertrauen in ihre Kräfte setzen möchte u. s. w. *). In einem so leichtsinnig hochfahrenden Tone ist nicht selten in Deutschland über lyrische Dichter vom ersten Range geurtheilt worden. Aber freilich hat man auch größtentheils noch so vage Ideen über das Wesen der lyrischen Poesie, die sich manchen Kritikern zu Folge in krampfhaften Zuckungen nur und mit wildem Flügelschlag verneh-

*) S. Nachträge zu Sulzers Theorie der schönen Wissenschaften, I. S. 238. Der ganze dort gegebene Aufsatz über deutsche Poesie ist ein trauriger Beweis von der Geistlosigkeit seines Urhebers. (Diese Anmerkung v. J. 1805 hat einige bitterböse Kritiken meines frühern Werks veranlaßt, wie denn das ganz in der Ordnung ist, da gekränkte Eitelkeit sich nicht ohne Rohheit zu expectoriren pflegt).

men lassen soll. Die schön beruhigte Kraft wird selten in ihrem Werthe erkannt. — Wie selten wissen Jene überhaupt nur was sie wollen, und was nicht.

§. 11.

Da es nun aber einmal seit Gottsched ausgesprochen war, Opitz sei als Lehrdichter am schätzbarsten, so hat das ein Literargeschichtschreiber und Kritiker dem andern nachgeschrieben, bei welcher unstatthaften Bequemlichkeit auch noch eine seltsame Inconsequenz waltete. Man sah sich mitunter nach einem Stoff für — rhetorische Uebungen um, und wählte dazu das Lob Opitzens, der sodann als ein unschätzbarer Vater der deutschen Poesie auf den höchsten Thron gesetzt wurde, wobei sich manche aufgesparte, gleichsam getrocknete Phrasen brauchen ließen; gelangte man aber durch die unersprießlichen Worthaufen der Einleitung hindurch zur Beurtheilung seiner einzelnen Werke, so ward ihm wieder fast alles Lob entzogen, und es kam am Ende fast so heraus, als wäre er doch meistens — nicht sonderlich und fast langweilig. Auf eine ähnliche Weise haben manche Englische Pseudokritiker mit dem freilich unendlich größern Shakspear verfahren, indem sie in den Vorreden zu ihren Ausgaben der Shakspearschen Werke, den ganzen Schatz lobender Beiwörter ausströmen und sodann wenn es nun andem ist, daß sie die einzelnen Dramen erklären und beurtheilen sollen, kaum Worte genug finden können die Geschmacklosigkeit des Poeten zu züchtigen.

Bei Opitz hat dieses Verfahren die schlimmsten Folgen gehabt; denn wenn nun neuere Leser an seine zu sehr gepriesene Lehrgedichte gingen, so fanden sie sich wohl unbefriedigt, und da sie längst gehört, daß die lyrischen Gedichte nur schwache Versuche seien, so lasen sie die gar nicht, und

standen bald von dem ganzen Manne ab, meinend, es sei doch verwunderlich, wie er zu solchem Ruhm gekommen.

§. 12.

Und doch ist es so leicht, bei jedem rein sinnigen und fühlenden Menschen eine ächte Liebe für Opitz zu erwecken. Man zeige ihm nur Gedichte wie: „Ich empfinde fast ein Grauen" u. s. w., oder „Ist irgend zu erfragen" u. s. w. und er wird ihn gar gern lieben wollen und lieben müssen. Hat er ihn aber erst einmal liebend erfaßt, dann werden ihm auch jene Lehrgedichte eine bessere Stunde bereiten und er wird gern mit dem geliebten Dichter auch klagen, philosophiren, und sich beruhigen.

Diese Lehrgedichte sind Folgende: Lob des Feldlebens — Trostgedicht in den Widerwärtigkeiten des Krieges — Vesuvius oder von den Ursachen der feuerspeienden Berge — Zlatna (ein Landgut bei Weißenburg), oder von der Ruhe des Gemüths — Lobgesang des Neides (zum erstenmal abgedruckt in der neuen Literatur- und Völkerkunde 1791, Mai) — Lob des Kriegsgottes Martis.

Es ist nicht zu verhehlen, daß Opitz in diesen Werken die Poesie fast nur als ein Vehikel der Moral betrachtet, daß er zuweilen durch das Eingehen in ein großes Detail ermüdet, daß er sich oft nach zu vielen Seiten hin zerstreut, und daß er, indem er alles sagen will, zuweilen breit und kraftlos erscheint. Das aber mache uns nicht ungerecht gegen den Geist im Allgemeinen, der in diesen Gedichten wohnt, und gegen manche in jeder Hinsicht geglückte Einzelnheit.

Ueberall zeigt sich der Mann, der viel Gutes und Schönes aus Büchern gelernt hat, das Beste aber doch aus sich selbst und dem eigenen Leben. Er verbirgt uns nicht

wie tief sein Herz verwundet ist durch den Anblick der Greuel, welche der unselige Krieg, dessen Zeuge er war, veranlaßte; aber er **bleibt** nicht wund, und durch Philosophie und Religion geht ihm der Trost auf, der nimmer wanken kann. Je schwerer es dem Menschen gemacht wird, Hoffnungen zu fassen, desto größer ist seine Tugend wenn er dennoch hofft; und jemehr das Vaterland leidet, jemehr sollen wir es lieben und dessen angetastete Ehre kräftig verfechten. Also unser Dichter.

§. 13.

Ein gleiches Urtheil dürfen wir auch von seinen poetischen Episteln fällen, die wir in nicht geringer Anzahl in seinen Werken finden. Die Persönlichkeit, die sich hier darlegt, giebt ihnen den meisten Werth; und es ist deshalb um so mehr zu bedauern, daß nicht selten der Gelehrte den Menschen überflügelt. Da er eine Menge schöner Sprüche aus griechischen und römischen Schriftstellern kennt, und (was leicht genug ist) auswendig weiß, so kann er es nicht lassen, sie anzubringen und die Gelegenheit dafür zu **machen**, ohne zu bedenken, daß eine **gemachte** Gelegenheit **keine** ist. Opitz war in der That ein gelehrter Mann und insonderheit ein trefflicher Sprachkenner, er ist deshalb häufig gar sehr gerühmt worden, und ich möchte ihn nicht weniger deshalb loben; aber als Dichter hat ihn seine Gelehrsamkeit oft nur gestört. Dürfte ich mich eines etwas grellen Bildes bedienen, so würde ich sagen, er habe die Flügel des Musenrosses mit mancher antiken Kostbarkeit so sehr bepackt, daß das edle Thier nun nicht mehr leicht fliegen kann. Hin und wieder bemerkt man sogar, daß ihm die Erwerbung jener Gelehrsamkeit ein wenig sauer geworden ist, was ihm als Menschen nicht die mindeste Schande macht; aber als Dichter soll er es nicht sich merken lassen.

Dennoch ist er gerade dafür am meisten gelobt worden denn in der Regel achten die meisten Deutschen nur das, was große Mühe gekostet hat, und sie mögen es auch wohl leiden, wenn diese Mühe sichtbar ist. Das Princip, welches hiebei zum Grunde liegt, ist ein sehr ehrbares, aber freilich auch ein sehr unpoetisches.

§. 14.

Unter den dramatischen Arbeiten dieses Dichters hat die Bearbeitung der Sophokleischen Antigone den wenigsten Werth, doch ist dabei sein Verdienst, daß er der Erste war, der eine griechische Tragödie in deutsche Verse zu übersetzen wagte, allerdings nach Würden anzuerkennen. Ein ähnliches Streben mit fast ähnlichem Erfolge finden wir in seiner Uebersetzung der Senekaischen Tragödie: „die Trojanerinnen," in der es ihm trotz aller Bemühung, den Seneka unverfälscht zu geben, dennoch nicht gelang, die antithetische Kürze und das epigrammatische Pathos im Deutschen glücklich nachzuahmen *).

Seine Opern Judith und Daphne sind nach italienischen Originalen gedichtet worden, und verdienen als erste Versuche rühmende Anerkennung. Daphne (von der ein neuer Abdruck im zweiten Theil von Tiecks deutschen Theater erschienen ist) wurde 1627 bei der Feier der Vermählung des Landgrafen von Hessen mit der Schwester des Kurfürsten von Sachsen zu Dresden aufgeführt, und ist schon um deswillen merkwürdig, weil Opitz hier gezeigt, daß er sich auch in den freiesten flüchtigsten Sylbenmaaßen mit Leichtig-

*) Eine ausführlichere Beurtheilung dieser Bearbeitung enthält die Einleitung zu meiner Uebersetzung der Trojanerinnen (Penig 1803). Hier sind auch mehrere charakteristische Stellen aus seiner Uebersetzung mitgetheilt worden.

keit bewegen kann, und daß ihm die Anmuth keinesweges fremd sei, von der fast alle früheren Beurtheiler des Dichters, die in ihm nur den fast überernsthaften Lehrer sahen, gänzlich geschwiegen haben. Rührend und beziehungsreich wichtig ist es aber, daß der Dichter selbst ein wenig unruhig dabei geworden ist, indem er dem Leser erzählt, dieses Drama sei mehrentheils aus dem Italienischen genommen, und deshalb auch „gleichfalls auf selbige Art und heutigem Gebrauche sich zu bequemen, wie wohl auch von der Hand weggeschrieben worden." Dieses setze er zu seiner Entschuldigung da er „sonst wohl wisse was die Alten wegen der Trauerspiele und Komödien zu befehlen (!) pflegen." — — Wir haben hier wieder das so eben angegebene Princip der Mühe und der Mühseligkeit. Dem edeln Dichter war die Daphne viel zu leicht geworden, und er konnte deshalb nicht glauben, daß sie gut sei.

§. 15.

Für das Epigramm war Opitzens ganze sinnige Natur wohl geeignet, doch ist was er in dieser Form gab meistens nur nachgeahmt oder übersetzt aus der Anthologie, dem Dionysius Cato, Martialis, und andern neueren lateinischen Dichtern. Diese Nachbildungen sind größtentheils wohlgerathen, doch bedauern wir, daß er sich so häufig an fremden Stoff hält, da ihn sein eigenes tüchtiges und erfahrungsreiches Gemüth an würdigen Stoff gewiß nie Mangel leiden läßt. Ungenügend sind dagegen die Nachbildungen einiger Anakreontischer und Catullischer Lieder, denen er die ursprüngliche Leichtigkeit nicht wieder zu geben vermochte.

Ein größeres Verdienst erwarb sich Opitz um das Sonett, ob er gleich nicht als der erste Pfleger desselben anzu-

sehen ist. Sind gleich einige seiner Sonette nur kolossale Epigramme; so athmen doch auch manche den reinen Geist des ächten Sonetts: still beruhigte und begränzte Empfindung. Merkwürdig ist es, daß wir selbst eine Sestine (die er Sechstine nennt) bei ihm finden und sein Talent begünstigte die Kühnheit mit der er auch diese (nicht bedeutende) Form der Poesie in deutscher Sprache nachzubilden strebte. Zwar gefällt sich Opitz gewöhnlich nur in besonderer Einfachheit; dennoch mußten ihm, dem wirklichen Dichter, einige ebene Formeln der angenehmern Künstlichkeit für gewisse Fälle gar wohl zusagen. Die kleinmüthige Rücksicht, als weigere sich unsre Sprache diese und ähnliche Spiele südlicher Nationen nachzubilden kannte unser wackerer Martin wohl nicht, so wie wir denn überhaupt diese und andre allzuscheue Verzichtleistung als das Resultat der Verzagtheit späterer Zeiten anzusehen haben.

§. 16.

Auch als Prosaist ist Opitz ehrender Beachtung werth. Sein Styl ist rasch und voll nerviger Lebendigkeit; er hat fast alles Interessante der Senekaischen Schreibart, und ermangelt rühmlicher Weise mancher Fehler derselben. Das was seine Gedichte anziehend macht, der Gedanke selbst und das Lehrende findet sich in seinen wenigen prosaischen Aufsätzen nicht bloß gleichfalls, sondern fast noch in reicherm Maaße. Hier hemmt ihn nichts, er öffnet den Schatz seines Geistes und Herzens, leider aber auch fast den ganzen Schatz seines Gedächtnisses, oder, wenn dasselbe nicht ausreichen sollte, auch wohl einige seiner Excerptenbücher. Betrachten wir z. B. sein Trostschreiben an David Müller, in welchem er den Freund über den Verlust einer geliebten sechsundzwanzigjährigen Hausfrau, beruhigen will, so finden

den wir, daß fast in jeder Periode eine Sentenz ist. Was ihm sein eigener Geist eingegeben hätte, würde ohne Zweifel hingereicht haben; aber ihm ist nicht möglich eine solche Ansicht zu hegen; ihm müssen Pindar, Aeschylus, Sophokles, Aristoteles, Menander, Cicero, Plinius, vor allen aber Seneca von ihren Schätzen leihen. Es ist angenehm, so viele schöne Stellen aus den Alten auf wenigen Blättern zusammen zu haben, aber was erreicht er dadurch? er wirft einen mit Gold und Edelsteinen überreich gestickten Purpurmantel auf das Grab, und hofft, der Wittwer solle nun getröstet sein. Aber ich zweifle, daß dieser klassische Mantel eine solche Wirkung habe hervorbringen können; die paar Rosen und Lilien, die er mit einer bloß frommen Hand darauf streuet, haben ohne Zweifel das Beste oder vielmehr alles gethan. Wer in Opitz den starken wackern Mann kennen lernen will, der lese insonderheit diese genannte Trostschrift.

§. 17.

Noch berühmter ist seine kritische Abhandlung von der deutschen Poeterei (seltsam genug späterhin von ihm selbst nur **Prosodia germanica** genannt) welche zuerst im Jahre 1624 erschien, und bis zu Lohensteins Zeiten als ein untrügliches Lehrbuch der Aesthetik galt. Das ist es nicht, aber ein großes Lob verdient das Werk in mancher Hinsicht allerdings. Fast alles was er über den prosodischen und poetischen Charakter der deutschen Sprache urtheilt, ist vortrefflich, und vor ihm nie öffentlich erkannt worden, die Achtung mit der er von den deutschen Minnesängern spricht um so verdienstlicher, da dieselben fast gar nicht gelesen wurden. (Bekannt ist auch, daß Opitz nicht bei bloßen Empfehlungen stehen bleib, und daß wir ihm die Bewahrung des Lobgesangs auf den heiligen Anno, des herrlichsten Ge-

dichtes aus dem elften Jahrhundert, verdanken). Ueberall zeigt sich seines Geistes Durchdrungenheit von der großen Würde der Poesie, von der es überall bei ihm heißt, daß sie „aus göttlichem Antriebe und von der Natur herkomme," weshalb auch der Dichter ein „großes, unverzagtes Gemüth haben, und hohe Sachen bei sich erdenken können müsse." Wer endlich, wie er, von der Poesie sagen kann, daß sie „die älteste Form der Wissenschaft," und eine „verborgene Theologie sei," so wie gleichfalls unumwunden ausspricht „man könne nichts Närrischeres meinen, als die Poeterei bestehe bloß in ihr selber, die doch alle andere Künste und Wissenschaften in sich halte," dem wollen wir gern vergeben, wenn er an anderen Orten wieder etwas scheuer wird, und das philosophisch-Lehrende und moralisch-Erbauliche als das hauptsächlichste Interesse der Poesie aufstellt.

§. 18.

In Beziehung auf die Aufnahme bei dem Volk, und auf die Kritik die er erfahren, hat Opitz besondere Schicksale gehabt. Während seines Lebens ward er von den Deutschen geliebt und geehrt, und von seinen Schülern insonderheit fast vergöttert. Es ist rührend und erbaulich zu sehen, wie man, selbst in den bittersten äußeren Leiden, mit freudigem Stolze dem Gedanken sich überließ, einen wahrhaftigen Dichter zu besitzen. Freilich ward er überschätzt; allein die Zeitgenossen schienen sich selbst zu bescheiden, nicht als Kritiker zu reden, und über das Maaß der Liebe soll man nicht rechten wollen, sobald überhaupt nur, wie hier, der Gegenstand ein im Allgemeinen würdiger ist.

In der folgenden Zeit, als Hoffmannswaldau und Lohenstein eine picantere Poesie einführten, sah man Opitz nur als einen ziemlichen Vorläufer an, dessen Verdienste

man zwar anerkennen und ehren müsse, der indeß in jenen Männern seine Meister gefunden habe. Es ist überraschend, daß selbst der geistreiche Canitz dieser irrenden Ansicht beistimmte *).

In der darauf folgenden noch traurigeren Periode einer fast vollendeten Undeutschheit und Unpoesie schien Opitz ganz vergessen zu werden, denn man erfreute sich größtentheils nur an schlechten Romanen und seichten Reimen, mit denen Deutschland überfüllt wurde.

Späterhin ward zwar durch Bodmer und Gottsched — die wenigstens in diesem Punkte übereinstimmten — die Feier des fast verschollenen Dichternamens wieder hervorgerufen; allein es galt doch immer fast nur die einseitige Verehrung für seine didaktische Poesie, hie und da war es vielleicht auch nur der Name den man feierte. Von dem, was der treffliche Mann Heiteres und Anmuthiges gedacht, gewollt und zuweilen erstrebt hatte, von dem war eben nicht die Rede, dagegen versuchte man seine Irrthümer, insonderheit sein Streben in der lehrenden und beschreibenden Dichtkunst nach allen Kräften als wahrhaft richtige Norm zu sanktioniren. Ueberhaupt scheint man auch in neueren Zeiten nur zu oft seinen Namen als ein bloßes Losungswort gebraucht zu haben, das irgend eine Parthei sammeln sollte, oder mit dem man eine sehr einseitige und höchst unvollständige Kenntniß der altdeutschen Poesie zu verhüllen suchte.

---

*) In seiner noch immer nicht ganz veralteten Satire auf die Poeten seiner Zeit heißt es:

Durch Opitz's klaren Bach gehn wir mit trocknen Füßen;
Wo sieht man Hoffmanns Born und Lohnstein's Ströme fließen?

Es ist deutlich genug, wem hier der Vorzug gegeben wird.

§. 19.

Die hundertjährige Todtenfeier, welche Gottsched dem Dichter zu Ehren 1739 veranstalten wollte, kam nicht, wie man gehofft, zu Stande; veranlaßte indessen eine Unzahl schlechter Reimereien. Vielleicht nimmt den an sich löblichen Vorsatz ein Besserer im Jahr 1839 wieder auf, und findet dann eine bessere Zeit.

Der Ausgaben, welche von den Opitzischen Werken veranstaltet worden sind, giebt es ziemlich viele, doch haben sich einige sehr selten gemacht. Die erste Ausgabe erschien zu Straßburg 1624 und ward von des Dichters Freunde J. W. Zinkgref besorgt; die von Opitz selbst veranstaltete Sammlung kam zu Breslau heraus 1625. Die bequemste sauberste und vollständigste ist indeß erst 1644 zu Amsterdam in drei Theilen erschienen. Die neueste Ausgabe, welche Bodmer und Breitinger veranstalteten, erschien zu Zürich 1745; doch konnte nur der erste Theil erscheinen, da sie durch die von Triller besorgte verdrängt wurde. Diese letztere, welche aus vier Bänden besteht, zeigt indeß nur zu sehr, wie wenig Triller, als ein Gottschedischer Schüler Opitzens Geist zu fassen im Stande war. Er beging sogar die Keckheit, mehrere der trefflichsten Gedichte desselben mit beschränktem Sinne zu verändern.

---

§. 20.

Anhang.

Da man mich versichert, daß die oben erwähnten beiden Gedichte nur sehr wenigen Lesern bekannt sein würden, indem sie sich unter so manchen größeren fast verstecken, so theile ich sie hier gern mit, weil sie vielleicht Manchen ver-

anlassen werden, eine nähere Bekanntschaft mit Opitzens lyrischen Gedichten zu suchen.

1.

Ich empfinde fast ein Grauen
Daß ich, Plato, für und für
Bin gesessen über dir;
Es ist Zeit hinaus zu schauen
Und sich bei den frischen Quellen
In dem Grünen, zu ergehn
Wo die schönen Blumen stehn,
Und die Fischer Netze stellen.

Worzu dienet das Studieren
Als zu lauter Ungemach?
Unterdessen lauft der Bach
Unsers Lebens, das wir führen
Ehe wir es inne werden
Auf ihr letztes Ende hin,
Dann kömmt ohne Geist und Sinn,
Dieses alles in die Erden.

Hola, Junger, geh' und frage,
Wo der beste Trunck mag seyn,
Nimm den Krug, und fülle Wein.
Alles Trauren, Leid und Klage,
Wie wir Menschen täglich haben,
Eh uns Clotho fortgerafft,
Will ich in den süßen Saft,
Den die Traube giebt, vergraben.

Kaufe gleichfalls auch Melonen
Und vergiß des Zuckers nicht;
Schaue nur, daß nichts gebricht;
Jener mag der Heller schonen,
Der bei seinem Gold und Schätzen
Tolle sich zu kräncken pflegt,
Und nicht satt zu Bette legt.
Ich will, weil ich kann, mich letzen.

Bitte meine gute Brüder
Auf Musik und auf ein Glas:
Kein Ding schickt sich, dünkt mich, baß,
Als ein Trunck und gute Lieder.
Laß ich schon nicht viel zu erben;
Ey so hab ich edlen Wein:
Will mit andern lustig seyn,
Muß ich gleich alleine sterben.

2.

Ist irgend zu erfragen
Ein Schäfer um den Rhein
Der sehnlich sich beklagen
Muß, über Liebes Pein,
Der wird mir müssen weichen,
Ich weiß sie plagt mich mehr:
Niemand ist mir zu gleichen,
Und liebt er noch so sehr.

Es ist vorbey gegangen
Fast jetzt ein volles Jahr
Daß Phyllis mich gefangen
Mit Liebe ganz und gar,
Daß sie mir hat genommen
Gedanken Muth und Sinn:
Ein Jahr ist's, daß ich kommen
In ihre Liebe bin.

Seitdem bin ich verwirret
Gewesen für und für
Es haben auch geirret
Die Schafe neben mir;
Das Feld hab ich verlassen
Gelebt in Einsamkeit
Hab alles müssen hassen
Warum ein Mensch sich freut.

Nichts hab ich können singen,
Als nur ihr klares Licht;
Von dir hab ich zu klingen
Die Lauten abgericht;
Wie sehr ich sie muß lieben,
Und ihre große Zier
Das hab ich fast geschrieben
An alle Bäum allhier.

Kein Trinken und kein Essen
Ja nichts hat mir behagt,
Ich bin nur stets gesessen
Und habe mich beklagt:
In diesem schweren Orden
Verändert alles sich
Die Heerd ist mager worden,
Und ich bin nicht mehr ich.

Sie aber hat die Sinnen
Weit von mir abgekehrt,
Ist gar nicht zu gewinnen,
Als wär ich ihr nicht werth;
Da doch, was ich gesungen
Im Brittenland erschallt,
Und auch mein Thon gedrungen
Bis durch den Böhmer Wald.

So hab ich auch darneben
Ich habe was bey mir,
Das ich nicht wollte geben
Um alles Vieh allhier,
Das an des Neckers Rande
Im grünen Grase geht:
Mein Lob wird auf dem Lande
Und in der Stadt erhöht.

Jedoch nach nach diesem allen,
Frag ich nicht sonders viel,

Der Phyllis zu gefallen
Klingt bloß mein Saitenspiel,
Weil nichts ist, das auf Erden
Mir ohne sie gefällt;
Kann ihre Gunst mir werden
So hab ich alle Welt.

---

§. 21.

Den Schluß dieses ganzen Abschnittes mache Paul Flemming mit einem Sonett, in welchem er Opitzens Tod feiert:

So zeuch auch du denn hin in dein Elyser Feld,
Du Pindar, du Homer, du Maro unsrer Zeiten
Und untermenge dich mit jenen großen Leuten
Die ganz in deinen Geist sich hatten hier verstellt.

Zeuch jenen Helden zu, du jenen gleicher Held
Der jetzt nichts gleiches hat, du Herzog deutscher Saiten,
O Erbe durch dich selbst der steten Ewigkeiten,
O ewiglicher Schatz, und auch Verlust der Welt.

Germania ist todt, die Herrliche, die Freie,
Ein Grab verdecket sie und ihre ganze Treue,
Die Mutter die ist hin, hier liegt nun auch ihr Sohn,

Ihr Rächer und ihr Arm. Laßt, laßt nur alles bleiben,
Ihr, die ihr übrig seid, und macht euch nur davon.
Die Welt hat wahrlich mehr nichts Würdig's zu beschreiben.

§. 22.

Paul Flemming,

(geb. zu Hartenstein im Voigtlande, starb zu Hamburg am 2. April 1640.)

Er erhielt den ersten gelehrten Unterricht zu Meißen auf der hohen Schule, und studirte hinterher zu Leipzig die

Arzneiwissenschaft. Jugend, Gesundheit und Vaterlandsliebe begeisterten ihn schon damals zu manchem frisch blühenden Gedichte, doch leiden einige dieser früheren Erzeugnisse an dem Fehler des Zuvielsagens, so daß mit unter in manchem langen Gedicht nur einzelne Verse genügen, die sich indessen auch in ihrer Einzelheit als Epigramme oder lyrische Empfindungen in freier Form genießen lassen.

Von frühster Kindheit auf im Besitze einer ungetrübten Gesundheit und eines männlich strebenden Herzens, erwuchs in ihm eine in der damaligen Zeit nicht häufige Reiselust, und zwar eine im höhern Styl, indem er nicht bloß das Auge und das Ohr ergötzen und Neues erfahren, sondern die Welt, aus inniger Liebe für die Menschen, näher kennen lernen, und traulicher umfassen wollte. Da nun sein Gemüth immer mehr verwundet wurde durch den Anblick des leidenden Vaterlandes, so nahm er im Anfange seiner männlichen Jahre Theil an der großen Gesandschaft nach Rußland und Persen, welche der Herzog Friedrich von Holstein veranstaltete. Die eigentlichen Zwecke dieser Gesandschaft sind noch nicht gänzlich aufgehellt; in jedem Falle waren sie sehr bedeutend, und nicht ohne Phantasie, mehr für eine späte Zukunft als für augenblicklichen Vortheil berechnet. Vielleicht aber hatte die Phantasie auch zu großen Antheil daran, und so wollte sich die Wirklichkeit nicht fügen; doch tritt eben hier der Trost ein, daß Großes gewollt zu haben schon in sich Lohn habe. — Männer wie Flemming, Olearius und Aehnliche hatten ohnehin schon Freude genug in dem Gedanken, auf ihre eigne Hand etwas Tüchtiges, Bedeutsames, und — Romantisches unternommen zu haben.

§. 23.

Alles was eine Reise nur Gefahrvolles und Beschwerliches haben kann, traf die kühnen Reisenden wirklich: Hun-

ger und Durst, Schiffbruch und Ungewitter, und häufige blutige Misverständnisse mit den Fremden. Dieses leztere Ungemach wurde größtentheils durch den Anführer der Gesandtschaft selbst veranlaßt. Dieser, Otto Brüggemann geheißen, erscheint als ein seltsamer abenteuerlicher Mann, von dem noch vor kurzem ein geistreicher Schriftsteller mit Recht behauptet, er scheine sich den Wallenstein zum Muster genommen zu haben. Er brachte es jedoch bei seinen beschränkten Mitteln zu nichts weiter als zu einer wunderlichen Fratze des Friedländers, und ohne gerade bösartig zu sein, beging er in Augenblicken des Zornes der Gewaltstreiche so viele, daß wir es dem Perserschach durchaus nicht verdenken können, wenn er kein Vertrauen zu ihm fassen konnte und zulezt eine feindliche Kälte gegen die ganze deutsche Reisegesellschaft blicken ließ. Diese durch ihn verschuldete gänzliche Vereitelung des Zwecks, so wie manche jener einzelnen Gewaltstreiche zogen ihm bei seiner Zurückkunft einen Prozeß zu, der sich mit einem Todesurtheil für ihn endete. Hiebei zeigte es sich deutlich, daß nur theils natürliche theils gemachte Rohheit, und eine Fantasterei die vielleicht in gewissen Augenblicken in Verrücktheit überging, nicht aber Bosheit aus ihm gehandelt hatte, denn er ergab sich mit rühmlicher Geduld in sein Geschick, erkannte das Urtheil als gerecht, wünschte nur die Vergebung derer, die er beleidigt hatte, und starb mit heldenmüthiger Gelassenheit.

§. 24.

Wenn nun aber auch der Staatszweck jener Reise verfehlt wurde, so verdanken wir ihr doch zweierlei, was wir wohl höchst bedeutend nennen können: zuvörderst die Reisebeschreibung von Adam Olearius, von welchem unten die Rede sein wird, und die Reise unseres Paul Flemming

Nach dem eben genannten Olearius, seinem geliebten Freunde, hatte wohl keiner unter der ganzen Reisegesellschaft mehr durch Brüggemann gelitten als unser Dichter. Wenn wir erwägen, daß diese Reise sechs Jahre dauerte, in denen er fast immer umgeben war von dem tyrannischen Oberherrn, und nun sehen, daß er dennoch sich nie etwas vergab, sondern stets kräftig dastand, und gesichert heiter, so wird uns schon um deswillen einleuchten, daß ein mächtiger und stets hülfreicher Genius in ihm gewohnt habe. Dieser Geist möchte schwerlich durch ein einziges Benennungs-Wort klar zu machen sein, doch ließe er sich vielleicht am nächsten durch „fromme Gesundheit" bezeichnen. Die lehrte ihn alles ertragen was mit der Mannesehre verträglich ist, alles dulden ohne jemahls gebeugt zu werden.

Freilich hatte er selbst nie gewünscht, in der Heimath ein stilles und gemächliches Leben zu führen, in welchem gewöhnlich eine einseitig intensive Thätigkeit die Oberhand gewinnen mag; was aber die Trennung von der geistigen Heimath sei, das vermag der Mensch doch erst dann zu erkennen, wenn ihn die Fremde wirklich umfängt. Und so hatte auch er die Schmerzen des Heimweh's, die tiefsten weil sie die zartesten sind, innig empfunden; aber er war nicht in ihnen untergegangen. Er erlebte den Schmerz wie alle seine Landsleute, daß das geliebte Vaterland fast zu verbluten schien, denn nimmer dürfen wir uns denken, er sei geflohn, um dessen Seufzer nicht mehr zu hören. Er hörte sie und empfand das Leiden, aber er blieb nicht bloß fest wie viele der wackern, sondern auch jugendlich-fröhlich-muthig, wie fast keiner. Er sah die schönen Hoffnungen, die sich bei dem Beginn der Reise hegen ließen, durch den thörichten Uebermuth eines Einzelnen vereitelt; aber er blieb auch hier ein „Dennoch-hoffender," wohl erkennend, daß ja doch

nimmer die mit einer tüchtigen Idee unternommene Handlung verloren gehen könne.

§. 25.

Hier nun und von dieser Seite wollen wir ihn auffassen. Innigkeit, Innerlichkeit, intensive Gedrängtheit ist der Charakter der Deutschen, die überhaupt diesen Ehrennamen verdienen; aber Flemming hat nicht bloß diesen sichern Schatz im Innern, sondern auch das Talent der äußern Anschauung, in einem bei den Deutschen seltenen Grade. Er vernachlässigt es nie, und es macht ihm Freude, die Welt genau anzuschauen, und, indem er in klarer Seele ihre Bilder in sich aufnimmt, weiß er dieselbe poetisch geadelt wieder zurück zu geben. Es ist des Dichters schöne Eigenschaft die Sehnsucht wie die Gemüths-Stille, die Schmerzen wie die Freuden zum Gesang erheben zu können, und gerade dies ist es, was unsern Flemming auszeichnet. Er hatte sich selber ganz, darum durfte er sich hingeben; er war fest gesammelt, darum durfte er sich zerstreuen. Er scheuete bei seiner reinpoetischen Gesundheit keinen Schmerz, selbst nicht den der zartesten Wehmuth, aber lähmender Trübsinn durfte sich niemals ihm nahen, denn wo er auch sich befinden mochte, so stand er doch innerlich wie auf einem sonnigen Hügel, von wo herab er die Erscheinungen des bewegten Lebens freudig betrachtete und gläubig zu beziehen wußte.

§. 26.

Er erblickte in seinem kurzen Leben so manches weit entlegene Land, in das vielleicht noch nie der Fuß eines gebildeten Deutschen gedrungen war, er lernte Völker kennen, von denen bisher nur dunkle Gerüchte geredet hatten; aber

indem er die Eigenthümlichkeit so vieler Nationen erkannte, lernte er doch am meisten sich selbst erkennen und das, wenn auch nicht immer erfreuliche, doch stets ehrenvolle und herrliche Loos ein Deutscher zu sein. Alles was er that und litt hatte seine Wurzel in Gott und in der Liebe zum Vaterlande. Oft denkt er an dasselbe zurück, dessen er so ganz würdig war, an die Flur, die seine Heimath umgränzte, an die Menschen, die ihn einst mit Liebe umgaben, und er giebt Sprache den Wünschen, daß er sich nur noch einmal erfrischen dürfe „an der Lust des edlen Muldenflusses, der so sanfte geht in bergigen Gebüschen, da wo ihm Hartenstein den ersten Kuß geboten.“ Singen wolle er da ein „unerhörtes Lied,“ nicht von Krieg und Waffen, ein „Lied von stiller Ruh und sanftem Leben,“ wie der treffliche Dichter dort am Bober gethan, „Ein Lied, das Himmel hätt' und etwas solches fühlte, das nach der Gottheit schmeck', und rege Muth und Blut *).“

Es ward ihm verliehen was er wünschte, denn er vermochte in reiner Melodie auszusagen das heiße Gefühl der Religiosität von dem seine Brust durchglühet war, es auszusagen reiner und gediegener als die meisten der späteren Dichter.

27.

Hier ist mit besonderer Auszeichnung das Gedicht zu nennen welches die Sammlung eröffnet und überschrieben ist: „Klaggedicht vom unschuldigen Leiden Christi.“ — Ich theilte bereits in meiner Geschichte und Kritik der deutschen Poesie und Beredsamkeit einige Stellen aus demselben mit und wenn auch seit der Zeit durch diese und ähnliche

---

*) S. Paul Flemmings geist und weltliche Poemata, Jena, 1666, S. 90.

Bemühungen den Dichter wieder einzuführen bei seinen Landsleuten, die er so sehr geliebt hat, auch dieses Gedicht nicht mehr so gänzlich unbekannt ist als damals; so darf ich doch jene Stellen auch hier nicht zurückhalten, da sie zu Flemmings Charakteristik unentbehrlich scheinen.

Der Dichter hat erzählt, daß die Juden Barrabas Freiheit erbeten und Christi Tod verlangten. Dann ruft er aus:

O Urtheil ohne Recht, o Strafen ohne Sünden,
Messias muß nun fort, er muß sich lassen binden:
Zum Kreuz ist er verdammt. Des wahren Todes Tod,
Des Lebens Leben selbst kommt jetzt in solchen Spott.
Der Segen wird ein Fluch, auf das wir Segen hätten,
Vom Fluche frei und los: die Freiheit geht in Ketten
Auf daß wir würden frei. Sein Blut durchstreicht den Brief,
Der wider unser Blut zu Gott stets schrie und rief.
Er muß auf Golgatha das Kreuze selber tragen
Der unser Kreuze trägt. Er wird daran geschlagen
Streckt Händ und Füße weg, der doch in seiner Macht
Was Auf- und Niedergang, was Tag und Mitternacht
In sich umarmet hält — —
— — — — — — — — — — — —
Die Sonne trübt der Fall, der ihren Schöpfer trifft.
Sie macht den Tag zur Nacht, das blaue Schloß des Himmels
Entfärbt sich ob der That. Von Stürmen des Getümmels
Erblaßte Cynthia sammt ihrer goldenen Schaar
Und eilet an die Wacht, als hoch der Tag noch war.
Nocturnus wußte nicht, welch Pferd er satteln sollte,
Auch Alles bebete, gleich ob er fallen wollte
Die Wolken drängten sich und flohen schneller fort,
Neptunus konnte selbst vor Stürmen nicht zum Port.
Es zittert die Natur, weil jetzt ihr Vater zaget:
G o t t r e i ß e t s i c h v o n G o t t, v o r D u r s t d e r S c h ö p f e r k l a g e t. —

In diesem feierlich pathetischen Tone und besonnen gehaltenem Styl geht das würdevolle Gedicht fort, bis es sich am Schlusse zur sanftesten Beruhigung neigt:

Nimm an dies Sterbelied, nimm an den Grabgesang
Den, höchster Freund, aus mir dein grimmer Tod erzwang.
Erlöser, habe Dank, Blutbürge sei gelobet,
Ruhstifter, ruhe sanft, obgleich um Dein Grab tobet
Der Wächter ohne Macht: Schlaf ein, bis weder Tag,
Noch Wacht, noch Siegel dich im Grabe halten mag.

§. 28.

Mit dem gleichen Geiste der würdevollsten Frömmigkeit und demüthigen Hingebung sind auch die Gedichte „Andacht" und „an den Erlöser" erfüllt; doch ist begreiflich, daß sie nur den, der sich jene Gefühle noch zu erhalten gewußt hat, erfreuen, erheben und rühren können. Zum Glück sind indessen jene Gefühle in Deutschland so fest gewurzelt, daß man nur solche Gedichte wiederzugeben braucht, um einer innigen Theilnahme bei allen Besseren versichert zu sein. Eine solche Erinnerung hat auch den Nutzen, manche späterhin aufgedrungene, halb-geistliche und halb-weltliche, mit dem Himmel und der Welt zugleich kokettirende Lieder zu verdrängen und in ihr Nichts zurück zu führen.

Gar manche liebe Gedichte jener Art, die noch im siebzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in Kirchen gesungen wurden; sind späterhin den evangelischen Gemeinden entzogen worden, und, so viel ich weiß, ist in den meisten Gesangbüchern von Flemming nur eines geblieben. Nur Eines, aber ein Leid, „das Himmel hat und etwas solches fühlet das nach der Gottheit schmeckt und reget Muth und Blut." Ich meine das Lied: „In allen meinen Thaten"

Hier ist Flemming in seiner ganzen Eigenthümlichkeit, fromm und demüthig, aber stark und männlich, still und gelassen aber frisch und fröhlich. Und so sei denn auch er einer jener tausend und wieder tausend Beweise, daß das Christenthum nicht die Religion der Trauer und des Trübsinns sei, sondern die Religion der unendlichen Heiterkeit, und gar wohl dürfen wir hinzufügen, daß jede Heiterkeit, die nicht ihren Grund im Christenthum hat, nichts sei als Rausch und Tand und übertünchte Verworrenheit.

In dieser kräftigen Gesichertheit sehen wir Flemming fast überall in seinen Gedichten, z. B. in dem häufig wieder abgedruckten Sonett: „Sei dennoch unverzagt" u. s. w. und auf dieselbe Weise feierte er die edle Standhaftigkeit des Zürchers Rudolf Stadler, eines Hofuhrmachers zu Ispahan. Dieser Mann hatte das Unglück, einen persischen Räuber, der bei der Nacht in sein Haus einbrach, in der Nothwehr zu erschießen, und die Freunde des Entleibten forderten, daß der kaum geduldete Christ für diese That mit dem Leben büße. Der König hätte ihn gern gerettet, mußte aber dem Andrange nachgeben, doch versprach er dem Schweizer Leben und Gnade, wenn er dem Christenthum entsagen wolle. Stadler erwiederte, „er sei keineswegs gesinnet, um des Königs Gnade, Christi Gnade zu verscherzen; den Leib wolle er willig und gern dem König aufopfern; nicht aber seine mit Christi Blut theuer erkaufte Seele," worauf er getrost in den Tod ging. Ein solcher Mann verdiente, auch im Liede zu leben, und Flemming war wohl würdig ihn zu feiern:

Dein tapffrer Christen-Muth, du werther Schweitzer du,
Ist ewig lobenswerth, denn da du könntest leben,
Hast du dich willig hin in deinen Todt gegeben,
Was deinen Leib bringt um, das ist ein kurtzes Nu,

Die

Die Seele floh davon ihr kam kein Säbel zu.
Nun siehst du um dich her die Saraphinen schweben,
Schaust an dieß große Nichts, um welches wir so streben,
Lachst deine Mörder aus, und jauchzest in der Ruh,
Hier ist dein Märtrer-Kranz, du Redlicher, du Treuer,
Den nimm mit dir in's Grab, wir wollen deinen Preiß
Durch die erlöste Welt bei allen machen theuer,
Dein Vaterland soll sein der Erden weiter Kreiß,
Wer so wie du verdirbt, der bleibet unverdorben,
Lebt wann er nicht mehr lebt, und stirbet ungestorben.

§. 29.

Des Dichters höchster irdischer Wunsch war: nach so langen, gefahrvollen Irrfahrten das Vaterland wieder zu sehen, und er ward ihm gewährt. Auf dem Heimwege ward ihm, dessen Herz bisher für jedes Schöne mit mehr oder minderer Neigung erhoben worden war, das Glück der reinsten Liebe zu Theil, die für sein ganzes Leben entscheiden sollte. Mit doppelter Freude begrüßte er jetzt das Vaterland, und wählte Hamburg zu seinem Wohnort, wo ihm die Ausübung seiner edlen Wissenschaft, der Arzneikunde, die besten Aussichten bot. Er war beschäftigt, sich und seiner Braut hier eine trauliche Stätte zu bereiten, und seine Gedichte zu sammeln und zu ordnen, die bisher nur locker und lose durch die Welt geflattert waren, als ihn ein Fieber — vermuthlich die Folgen der langen, zu großen, Anstrengung — auf's Krankenbette warf, von dem er nicht wieder aufstehen sollte. Er hatte das gleich geahnet, und begrüßte den Tod wie ein ächter Dichter und Christ.

Hiebei ist etwas sehr Merkwürdiges und Erfreuliches zu erzählen. Flemming hatte sich von jeher in seiner dichterischen Begabtheit sehr glücklich gefühlt; aber von Stolz oder gar von beschaulich prunkender Selbstgefälligkeit war

nie eine Spur in ihm gewesen. Er hatte die Poesie betrachtet wie eine heilig fröhliche Kunst, mit der man sich und andern die lauterste Freude bereitet; doch über das Maaß seiner Talente hatte er schwerlich jemals nachgedacht, oder doch wohl nur ein sehr mäßiges sich zugesprochen. Da man, um selbst etwas zu sein, vor allen Dingen sich erst die Fähigkeit erwerben muß, fremdes Verdienst anzuerkennen, und nicht anzuerkennen allein, sondern mit feuriger Liebe zu betrachten, so konnte es nicht fehlen, daß Flemming, der selbst viel war, auch diese Eigenschaft des freudigen Anerkennens besaß.

§. 30.

Opitz erschien ihm als das zu seiner Zeit leuchtendste Muster der deutschen Dichter, und mit wahrer Herzenslust nimmt er jede Gelegenheit wahr, wo er ihn nur irgend rühmen kann, und er wurde bis ins Innerste erschüttert, als er auf der Heimkehr die Nachricht von dem Tode des Meisters empfing. Da strömten ihm in wohllautenden Sonetten die ungemessensten Klagen über den Verlust des Theuren, und es giebt kein Wort das ihm genügend schiene, das Lob des Mannes, und die Trauer über dessen Verlust auszusprechen. Er nennt ihn, wie wir oben vernommen haben den Herzog deutscher Saiten, den Pindar, den Homer, den Maro seiner Zeit, ja er ruft am Schlusse den verwaisten Dichtern zu „sie möchten nunmehr nur ganz aufhören, es gebe doch nichts Würdiges mehr zu beschreiben.“ Es ist wohl vergönnt, über solchen Ungestüm ein wenig zu lächeln; ohne Zweifel jedoch nur so wie man etwa über einen sehr geliebten Menschen lächelt, der einmal eine stattliche Ueberschwenglichkeit vorbringt; aber in und nach dem Lächeln hat man den vortrefflichen Mann nur noch lieber.

Noch einmal sei es gesagt: Nur wer so anerkennen und lieben kann, kann selbst etwas werden, und — Größeres als der geliebte Gegenstand.

§. 31.

So waltete denn also eine tiefe Bescheidenheit in des Mannes Brust, in dem wir jetzt wohl alle den talentvollsten aller deutschen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts erblicken, aber die Nähe des Todes, so scheint es, giebt den edleren Menschen eine höhere Klarheit, und so dichtete Flemming drei Tage vor seinem Ende — in dem er aber wie billig nur den reinen Anfang sah — folgendes Abschieds-Sonett:

Ich war an Kunst und Gut und Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren,
Frei, Meine; konnte mich aus meinen Mitteln nähren.
Mein Schall flog überweit: kein Landsmann sang mir gleich.
Von Reisen hoch gerühmt, vor keiner Mühe bleich,
Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Glut dies alles wird zerstören,
Dies, deutsche Klarien, dies Ganze dank ich euch.
Verzeiht mirs, bin ich's werth, Gott, Vater, Liebste, Freunde,
Ich sag Euch gute Nacht, und trete willig ab;
Sonst alles ist gethan bis an das schwarze Grab.
Was frei dem Tode steht, das thu' er seinem Feinde:
Was bin ich viel besorgt den Odem aufzugeben?
An mir ist minder nichts das lebet, als mein Leben.

§. 32.

Wir haben den Dichter so eben den begabtesten seines Jahrhunderts genannt, aber wir erkennen sehr wohl das Mangelhafte in manchen seiner Gedichte. Der Tod rief ihn bereits im vier und dreißigsten Jahre seines Wirkens ab

das heißt, in jener schönen Zeit wo wir uns des Genusses des Jünglings- und Mannesalters zugleich erfreuen und wo eine heitere helle Ruhe in unser Leben zu kommen pflegt. Flemmings Talente sind nicht völlig zur Reife gediehen, das heißt aber nur seine schönen Anlagen alle sind unter sich selbst noch nicht zur völligen Eintracht gelangt, wohl aber hat er einzelne vollendete Gedichte geliefert, wovon wir eben jetzt einen Beweis gegeben. Ferner: da er wie jeder andere ein Kind seiner Zeit ist, so trägt er auch manche Spuren und nicht immer die erfreulichsten derselben. Seine fröhliche Gesundheit verleitet ihn zuweilen zur Weitschweifigkeit und Breite, in der er sich selbst behaglicher gefühlt haben mag als der Leser, der ihm sonst jenes Gefühl von Herzen gönnt. Er liebt den Scherz wie billig, und er steht ihm wohl; aber er nimmt zuweilen auch mit zu wohlfeilem vorlieb, und da ihm das beschreibende Talent in vorzüglichem Maaße gegeben worden ist, so übt er es mitunter an Dingen, an denen wir gern rascher vorbei gehen möchten. Alle diese Fehler sind indeß von der Art, daß sie die Feder leicht tilgen kann, sollte sie auch durch einige wenige Gedichte von oben bis unten einen Strich machen müssen. Was übrig bleibt ist völlig genügend, um in ihm eine edle Zier und immer dauernden Ruhm unsers Vaterlandes zu erkennen.

§. 33.

Auch bei ihm ist die Geschichte der Kritik, die er erfahren, beziehungsreich und wichtig. Seine Zeitgenossen erfreuten sich seiner und liebten ihn herzlich, da aber fast alle seine Gedichte eine besondere Leichtigkeit haben, so meinten sie doch wohl, sie seien auch ziemlich leicht zu verfassen, und sie vermißten die Mühe, die sie nun einmal zu sehr schätz-

ten und die bei Opitz zuweilen sichtbar wird. Flemming selbst ordnete sich ja auch während seines ganzen Lebens dem Opitz unter, und so thaten sie es denn auch, indem sie jenes letzte entscheidendste Sonett entweder übersahen oder vergaßen.

Spätere, z. B. der wackere Grammatiker Schottel, lobten ihn obenhin und fast kaltsinnig wie man etwa einen ziemlich talentvollen Jüngling lobt, der es zu etwas Rechtem hätte bringen können, wenn er nicht so früh gestorben wäre. Nur Morhof macht hier eine schöne Ausnahme, indem er mit vielem Feuer den trefflichen Dichter preiset und insonderheit auf dessen Oden die Aufmerksamkeit der Deutschen zu lenken bemüht war. Indessen scheint sein Lob wenig Eindruck gemacht zu haben, und es ist ihm späterhin häufig der Vorwurf gemacht worden; als habe er manche Phantastereien in Schutz genommen. Dabei wurde den Flemmingschen Oden manches Böse nachgesagt, und man konnte (um doch ein Beispiel zu geben) dem Dichter nicht vergeben, daß in einem, fast möchten wir sagen „naturtrunkenen" Gedichte die Zeilen vorkommen:

Und die taumelnden Zypressen
Haben ihrer selbst vergessen,

wobei sich gute Gelegenheit fand schlechten Witz fliegen zu lassen.

§. 34.

Der trockene Neumeister spricht in seiner Dissertation gleichfalls nur mit kühlem Lobe von Flemming, doch macht er auf jenes Abschiedssonett nicht bloß aufmerksam, sondern läßt es von neuem abdrucken. Vielleicht wollte er damit sagen, es sei doch wohl gut, wenn man, um dieses Gedichtes willen, die Kritik Flemmings von neuem beginne, und

er habe nur nicht Lust und Zeit dazu. Möglich indeß und wegen seiner trockenen Natur wahrscheinlicher ist es, daß er jenes Sonett nur wieder bekannt machen ließ als ein Warnungszeichen, wie weit es mit der Ueberschwenglichkeit mancher sonst talentvollen Jünglinge gehen könne. Dafür lobt er sich den Lohenstein und Hoffmannswaldau, die reif genug geworden.

Diese Schule, ihren Führern folgend, welche selbst Opitzen nur nothgedrungen lobten, wie etwa der hochmüthige Herr einen guten Diener lobt, nahm überhaupt von Flemming fast gar keine Notiz. Er in seiner fröhlichen Natürlichkeit mußte den seltsam verkehrten, schwülstigen Leuten nothwendig lästig sein.

Nicht viel besser ging es ihm in der Folge. Bodmers herber und roher Geist konnte sich mit Flemming nimmer vertragen oder, was auch wohl möglich ist, erkannte ihn fast gar nicht, denn er stellt ihn in das gewöhnliche Gefolge Opitzens, glaubend, und den Glauben ungenirt aussprechend, er habe nur fremde Flüge nachgeahmt. Bodmer hat das geglaubt, er, der selbst nie eine eigene Idee gehabt, und von dem Wieland mit Recht sagt, er habe (als Schriftsteller) „gestohlen wie ein Nachtrabe.“

Gottsched hatte viel guten Willen Flemmingen zu rühmen, aber er that es vielleicht nur aus Patriotismus, denn unmöglich konnte sein dürftig magerer Geist, der stets zwischen zwei engen hölzernen Geländern ging, Freude finden an dem lebenswarmen reichen Dichter, der sich an den „Schneiderscherz“ der falschen Regeln nimmer gekehrt hat. Gottscheds Anhänger thaten wie er, und lobten Flemmingen in Prosa und in Versen; aber es ist nicht erfreulich, ihr „Willkommen Bruder,“ zu vernehmen. Dennoch soll ihr guter Wille anerkannt werden, da er wenigstens weit besser ist als rohe Absprecherei.

§. 35.

Späterhin erwarb sich Zachariä einiges Verdienst um den Dichter, oder vielmehr um einen ziemlich kleinen und nicht immer vorzüglichsten Theil desselben. Zachariä scheint doch wohl mehr durch Flemmings Leben und seltsame Abenteuer als durch den Dichter selbst angezogen worden zu sein. Der Letztere erfreut ihn nur in seinen beschreibenden und lehrenden Versen; von den Oden, Liedern und Sonetten will er nicht viel wissen. So trägt Zachariä allerdings selbst einen Theil der Schuld an der Kälte, mit der das Publikum seine Auswahl aus Flemming aufgenommen hat. Wer den andern Theil trägt ist klar genug, denn jene Auswahl, so mangelhaft sie auch ist, hätte doch mehr Dank verdient als ihr zu Theil geworden.

Nach Zachariä schien Flemming ganz vergessen, und es war wohl nur des Herkommens wegen, daß man ihm in halbvergessenen Lehrbüchern und gutgemeinten aber ungenügenden Beispielsammlungen ein Plätzchen einräumte, bis endlich Wilhelm Schlegel in zwei würdigen Sonetten, das Andenken des Dichters feierte. Als aber — es war bekanntlich 1800 — diese beiden Gedichte zum erstenmale im Druck erschienen, da fragten manche, wer denn doch wohl dieser Flemming sei, der „durch Wüsteneien, Barbaren, selbst bis an's Bett der Sonne vorgedrungen.“ Einige meinten kühnlich, er werde wohl mit zur sogenannten neuen Schule, die freilich nie existirt hat, gehört haben, und es möge doch wohl nicht viel an ihm gewesen sein; Andere, gründlicher gesinnt, schlugen in alten Aesthetiken und Beispielsammlungen nach und fanden, der Mann sei lange genug todt, und könne deshalb allenfalls ein wenig gelobt werden. Gelesen ward er fast gar nicht mehr, denn was die letzte Oster- und Mi-

chaelmesse gebracht war viel leichter zu bekommen und bequemer zu lesen.

§. 36.

Deshalb widmete ich in mehreren Schriften, insonderheit aber in meiner Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit, dem theuern Dichter einen ziemlich ausführlichen Abschnitt, in welchem ich seine Verdienste näher anzudeuten suchte. Da mir die Sache recht von Herzen ging, so fand was ich vorbrachte, einige Theilnahme, und ich habe seitdem mit Vergnügen gelesen und gehört, daß man seiner mit größerer Achtung und Liebe und mit besserer Kenntniß gedenkt als jemals.

Endlich ist auch noch vor kurzem durch Gustav Schwab eine Auswahl aus Paul Flemmings Gedichten erschienen, die mancher billigen Forderung ein Genüge leistet, besonders in Beziehung auf Flemmings Leben, welches genau und anziehend beschrieben worden. Es würde indessen die Ausbeute aus der Fülle der übergangenen Gedichte noch immer bedeutend genug sein, um den Wunsch rege zu erhalten, daß auch sie mögen an das Tageslicht gefördert werden.

§. 37.

Friedrich Freiherr von Logau,

(geb. 1604, gest. 1655.)

Von seinem äußern Leben wissen wir nichts weiter, als daß er die Stelle eines Kanzleiraths bei Ludwig IV., Herzoge von Liegnitz und Brieg, bekleidete, und Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft war, in der er den bescheidenen Beinamen des „Verkleinernden" führte. Ueber sein inneres Leben geben seine Gedichte den besten Aufschluß,

und er zeigt sich uns überall als einen sinnigen Mann voll tiefer Liebe für sein Vaterland, dessen Leiden und Irrungen er sich sehr zu Herzen nimmt, und bald mit Wehmuth, bald mit Witz, oft auch mit beiden zugleich betrachtet. Als einen würdigen Geschäftsmann, der, in großen Verhältnissen lebend, nichts häufiger vermißt als — Zeit zur Ausbildung seiner reinen und tiefen Anschauungen und Gedanken, der aber stets in der Erfüllung seiner Pflicht und in der Poesie des Lebens selbst seinen Trost findet. Da ihn jedoch ein großes Talent und eine unbezwingliche Neigung auch zu der Poesie treiben, wie sie sich in gemessener Rede offenbart, so wählt er die Gattung, welche in ihrer gedrängten Kürze die wenigste Zeit zum — Niederschreiben erfordert: das Epigramm, die Ueberschrift, das Sinngedicht, den Spruch. Solcher Gedichte gab er zuerst im Jahre 1638 nur zweihundert heraus, und im Jahre 1654 einen Band von dreitausend, denen er jedoch mit liebenswürdiger Liberalität noch 553 zugegeben hat.

§. 38.

Seine Zeitgenossen und die Nachwelt sind über hundert Jahre lang höchst ungerecht gegen ihn gewesen; denn man hat nur in ihm geblättert, nicht aber ihn gelesen, und so ist es gekommen, daß alle deutsche Literaturhistoriker und Kritiker jener Zeit von ihm reden wie von einem erträglich mittelmäßigen Epigrammatiker. Führen sie Sinngedichte von ihm an, so sind es gewöhnlich die schlechtesten, deren nothwendig unter einer so ungeheuren Anzahl sich auch einige finden. Wäre hier nicht von Deutschen die Rede, die doch in der Regel gutmüthig sind, so möchte man fast einen bösen Willen vermuthen; es ist aber nur Nachlässigkeit, doch freilich eine unverzeihliche. Manche jener soge-

nannten Kritiker scheinen auch in dem unglückseligen Wahn gestanden zu haben, als sei die ganze Gattung des Sinngedichts nicht sehr hoch anzuschlagen, und es dürfe ein Epigrammatiker schon zufrieden sein, wenn man in seinem Werke nur blättere. Bei Gottsched, der sonst allerdings eine große und nutzbare Kenntniß wenn auch nicht von dem Geist doch von den Titeln der Werke der altdeutschen Dichter hatte, ist jene elende Ansicht völlig deutlich. Er, der selbst die unbedeutendsten kannte und leider auch wohl beschützte, weiß nicht einmal Logau's Namen richtig zu schreiben, und behandelt ihn wie einen mittelmäßigen Mann, der einmal ein paar erträgliche Einfälle gehabt hat. Noch befremdender ist, daß der grundgelehrte Morhof unsern Dichter gar nicht kennt, denn er wandte sich an Wernike mit der Bitte, den europäischen Völkern zu zeigen, daß die deutsche Sprache auch die epigrammatische Kürze erreichen könne. Was er von Wernike verlangte, und was dieser, zuweilen kernig genug, doch ohne Anmuth erfüllte, hätte er bei Logau in der schönsten Fülle längst finden können.

§. 39.

Aber das allerhöchste Erstaunen wird uns dann erst ergreifen, wenn wir erwägen, daß Logau's Sohn, der Freiherr Balthasar Friedrich, der Freund Lohensteins, Hoffmannswaldau's und Christian Gryph's, ein gelehrter Mann und eifriger Beschützer der deutschen Poesie, das große Talent seines Vaters gar nicht gekannt zu haben scheint, und deshalb auch nichts für die Werke desselben, von denen in ihrer Vollständigkeit nur eine einzige und wie es scheint sehr kleine Ausgabe vorhanden war, gethan hat, — Er, der doch in seinem literarischen Eifer so weit ging, daß er Christian Gryph's „Entwurf der Ritterorden" wider Wil-

len des Verfassers drucken ließ. Was Wunder denn also, daß ein späterer Enkel, Heinrich Wilhelm von Logau, welcher 1737 ein „poetisches Vergnügen“ herausgab, sich das viel bessere poetische Vergnügen versagte, der Werke seines edlen Vorfahren zu gedenken. Es wäre dies doppelt zu wünschen gewesen, da der Enkel, im Besitz einiger Kenntniß von dem Verdienst des Vorfahren, seine eigenen matten Reime vermuthlich würde unterdrückt haben.

Aber auch schon in der früheren Zeit war der Name Logau, selbst in der literarischen Welt, ein gefeierter, denn wir finden einen Georg von Logau in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, als einen der besten Dichter, der sich nur in der Sprache vergriff, indem er die lateinische wählte; doch selbst dieser Umstand konnte unsern Friedrich nicht vor der ungerechtesten Zurücksetzung schützen. Er sollte nun einmal den traurigsten Beleg für deutsche Vergeßlichkeit abgeben.

§. 40.

Nur ein einziger Schriftsteller scheint mit Ernst daran gedacht zu haben, den Dichter seinen Landesleuten wieder zuzuführen, indem er ihnen im Jahr 1702 ein Werk unter dem Titel „S. v. G. (Salomon von Golau) auferweckte Gedichte“ übergab, wodurch deutlich genug gezeigt wird, daß er dieselben als begraben (ja wohl lebendig begraben!) anerkannt. Der Wille selbst mochte gut sein, aber leider konnte Logau wohl kaum in schlechtere Hände fallen als in diese. Dieser Auferwecker, der sich selbst nicht nennt, hat gleichsam nur zum Zeitvertreib den Logau vorgenommen, um ihn zu überarbeiten, erklärt aber nicht undeutlich, daß er ihn selbst dem Herrn von Hoffmannswaldau so wie überhaupt den neueren deutschen Poeten gebührend unterordne.

nannten Kritiker scheinen auch in dem unglückseligen Wahn gestanden zu haben, als sei die ganze Gattung des Sinngedichts nicht sehr hoch anzuschlagen, und es dürfe ein Epigrammatiker schon zufrieden sein, wenn man in seinem Werke nur blättere. Bei Gottsched, der sonst allerdings eine große und nutzbare Kenntniß wenn auch nicht von dem Geist doch von den Titeln der Werke der altdeutschen Dichter hatte, ist jene elende Ansicht völlig deutlich. Er, der selbst die unbedeutendsten kannte und leider auch wohl beschützte, weiß nicht einmal Logau's Namen richtig zu schreiben, und behandelt ihn wie einen mittelmäßigen Mann, der einmal ein paar erträgliche Einfälle gehabt hat. Noch befremdender ist, daß der grundgelehrte Morhof unsern Dichter gar nicht kennt, denn er wandte sich an Wernike mit der Bitte, den europäischen Völkern zu zeigen, daß die deutsche Sprache auch die epigrammatische Kürze erreichen könne. Was er von Wernike verlangte, und was dieser, zuweilen kernig genug, doch ohne Anmuth erfüllte, hätte er bei Logau in der schönsten Fülle längst finden können.

§. 39.

Aber das allerhöchste Erstaunen wird uns dann erst ergreifen, wenn wir erwägen, daß Logau's Sohn, der Freiherr Balthasar Friedrich, der Freund Lohensteins, Hoffmannswaldau's und Christian Gryph's, ein gelehrter Mann und eifriger Beschützer der deutschen Poesie, das große Talent seines Vaters gar nicht gekannt zu haben scheint, und deshalb auch nichts für die Werke desselben, von denen in ihrer Vollständigkeit nur eine einzige und wie es scheint sehr kleine Ausgabe vorhanden war, gethan hat, — Er, der doch in seinem literarischen Eifer so weit ging, daß er Christian Gryph's „Entwurf der Ritterorden“ wider Wil-

len des Verfassers drucken ließ. Was Wunder denn also, daß ein späterer Enkel, Heinrich Wilhelm von Logau, welcher 1737 ein „poetisches Vergnügen" herausgab, sich das viel bessere poetische Vergnügen versagte, der Werke seines edlen Vorfahren zu gedenken. Es wäre dies doppelt zu wünschen gewesen, da der Enkel, im Besitz einiger Kenntniß von dem Verdienst des Vorfahren, seine eigenen matten Reime vermuthlich würde unterdrückt haben.

Aber auch schon in der früheren Zeit war der Name Logau, selbst in der literarischen Welt, ein gefeierter, denn wir finden einen Georg von Logau in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, als einen der besten Dichter, der sich nur in der Sprache vergriff, indem er die lateinische wählte; doch selbst dieser Umstand konnte unsern Friedrich nicht vor der ungerechtesten Zurücksetzung schützen. Er sollte nun einmal den traurigsten Beleg für deutsche Vergeßlichkeit abgeben.

§. 40.

Nur ein einziger Schriftsteller scheint mit Ernst daran gedacht zu haben, den Dichter seinen Landesleuten wieder zuzuführen, indem er ihnen im Jahr 1702 ein Werk unter dem Titel „S. v. G. (Salomon von Golau) auferweckte Gedichte" übergab, wodurch deutlich genug gezeigt wird, daß er dieselben als begraben (ja wohl lebendig begraben!) anerkannt. Der Wille selbst mochte gut sein, aber leider konnte Logau wohl kaum in schlechtere Hände fallen als in diese. Dieser Auferwecker, der sich selbst nicht nennt, hat gleichsam nur zum Zeitvertreib den Logau vorgenommen, um ihn zu überarbeiten, erklärt aber nicht undeutlich, daß er ihn selbst dem Herrn von Hoffmannswaldau so wie überhaupt den neueren deutschen Poeten gebührend unterordne.

Ein solcher Mensch konnte natürlich nur schlecht wählen und das Schlechtgewählte nur schlecht verändern; ja um das Uebel vollständig zu machen, hat er noch eine große Menge von unbedeutenden albernen und im höchsten Grade zuchtlosen Gedichten von andern längst vergessenen Poeten zugegeben. Ihm selbst aber haben diese heillosen Scherze so wohl gefallen, daß er die ganze Sammlung auf dem Titelblatte „heroischen Geistern" widmet.

§. 41.

Für alle diese Ungerechtigkeiten sollte Logau endlich bei der späten Nachwelt Ersatz finden. Ein nunmehr günstiges Geschick wollte, daß vielleicht in der regsten Zeit unserer Literatur der regsamste aller damaligen Schriftsteller, Lessing, die Werke des Vergessenen fand, dessen Werth, wie sich von selbst versteht, sogleich erkannte und mit schönem Feuer und reinem Eifer der Mitwelt verkündete. (S. Literaturbriefe 36 u. 43). Im Jahre 1759 kam endlich die aus zwölf Büchern bestehende Auswahl der Sinngedichte heraus, ein Werk, für welches wir allerdings den Herausgebern Lessing und Ramler sehr zu danken haben, das jedoch keinesweges in jeder Rücksicht als genügend erscheinen kann. Zuvörderst wäre in jedem Falle aus den 3553 Gedichten des Originals noch gar manches Schätzbare nachzulesen; doch wenn wir auch hier den Umstand gelten lassen wollen, daß das deutsche Publikum auch durch ein scheinbares Zuviel leicht verschüchtert werden kann, so ist doch Ramlers überharte Feile, die bekanntlich mitunter zur völligen Raspel wird, hier oftmals sehr störend, lästig und Geistlähmend. Wie aber der Irrthum, als solcher, überhaupt keine Gränze hat, so wuchs auch der Irrthum der Ramlerischen Feile fast mit jedem Jahre; daher ist es gekommen, daß in

der neuesten Auflage jener Sinngedichte (vom Jahre 1791) mit noch größerm Starrsinn gegen den Geist des lieben Alten angekämpft worden ist.

§. 42.

Desto grösseres Lob verdient Lessing, theils für sein Finden und Verkünden des Dichters, theils für seine Anmerkungen über die Sprache desselben. Zwar weiset man ihm in dieser Hinsicht nur die zweite Stelle nach Opitz an, denn auch Tscherning wird über ihn gestellt; dennoch heißt es gleich darauf sehr richtig: „das Sinngedicht konnte ihm (dem Logau) die beste Gelegenheit geben, die Schicklichkeit zu zeigen, welche die deutsche Sprache zu allen Gattungen von Materie unter der Bearbeitung eines Kopfs erhält, der sich selber in alle Gattungen von Materie zu finden weiß. Seine Worte sind überall der Sache angemessen: nachdrücklich und körnicht wenn er lehrt; pathetisch und vollklingend, wenn er straft; sanft einschmeichelnd, angenehm tändelnd, wenn er von Liebe spricht; komisch und naiv, wenn er spottet; possierlich und launisch, wenn er bloß Lachen zu erregen sucht.“

Mit Recht betrachtet deshalb Lessing den Dichter auch als eine wahre Fundgrube für die Sprachforscher *); aber

*) Wer würde es glauben, wenn es nicht mit deutlichen Buchstaben gedruckt zu lesen wäre, daß Lessing in dem kleinen Wörterbuche, welches er für die Ausgabe des Logau verfaßte, bei dem Worte „bieder“ klagen mußte: „Wir lassen dieses alte, der deutschen Redlichkeit so angemessene Wort muthwillig untergehen.“ Er beruft sich auf Frisch, der den Passionsgesang anführe: „O Mensch bewein dein Sünde groß u. s. w.“ worin es noch vorkomme. Er rühmt dann ferner die nachdrücklichen Composita „Biederweib, Biederherz, Biederwesen“ und vorzüglich „Biederlob,“ welches das Lob bedeute, das ein Bie-

weil er dies ist, hätte auch noch viel mehr von ihm aufgenommen werden können.

§. 43.

Betrachten wir nunmehr den Dichter selbst, so ist allerdings unwidersprechlich was von den Herausgebern angeführt wird, daß wir in ihm allein einen Martial, einen Catull und Dionysius Cato besitzen. Aber ich möchte nicht gern bei diesen Bezeichnungen durch alte Namen stehen bleiben, sondern wir wollen überhaupt in ihm anerkennen: Unerschöpflichkeit bei der größten Originalität, denn unter hundert Sinngedichten findet sich kaum eines wo er etwas entlehnt hat — Leichtigkeit, Anmuth, großartige Satire, ernste Sinnigkeit, blühender, derber, feiner, scharfschneidender, gutmüthiger, Witz. Auch er ist, wie Opitz, Flemming, Gryph und wie alle seine dichtenden Zeitgenossen verwundet durch die greuelvolle Zeit; aber diese Wunde hat ihn nicht nur nicht um die Gesundheit, sondern auch nicht um die Beweglichkeit und Raschheit des Geistes gebracht. Auch bei den tiefsten Leiden ist ihm noch ein Lächeln übrig geblieben, ein kleines wenigstens, ohne welches ein Dichter nie sein kann, wenn er als Dichter l e b e n will.

§. 44.

Boileau erklärt bekanntlich, das Epigramm sei oft nichts weiter als ein mit zwei Reimen geschmücktes Bonmot, ein Ausspruch, der dem etwas welken Manne nicht viel Mühe kann gemacht haben. Es soll nicht geleugnet werden, daß sich dergleichen gereimte Bonmots auch bei

---

dermann dem andern ertheile. — — Darauf aufmerksam zu machen war also nöthig im Jahr 1759!

Logau finden; fast immer aber ist ihm das Epigramm, wie billig mehr, viel mehr: — eine Ueberschrift zu den bedeutendsten Lebenskapiteln, oft ein in die Kürze gezogenes Lebenskapitel selbst, eine Ouvertüre zu der Lebensoper, deren Charakter in wenigen Accorden angedeutet wird, ein kleiner Lebensgenius, der den Lebensgott bekränzend erklärt, oft eine Biene, die nur leise stechend gleich den erfreuenden Honig stechend mitbringt, ein goldener Pfeil, dessen bloße Schwingungen schon erfreuen, und der fast immer an das rechte Ziel gelangt, oft eine kleine Welt, die doch so groß ist, sich aber schonend scherzend verhüllt und — klein gemacht hat. In der That würde nur ein sehr geringes Talent vonnöthen sein, um aus manchen zwei- oder vierzeiligen Sinngedichten ein Gedicht von hundert Zeilen zu verfertigen, das mit Ausnahmen der — doch wohl eigentlich überflüssigen — 96 oder 98 Zeilen recht gut sein möchte.

§. 45.

Logau selbst scherzt mitunter über die große Menge seiner kleinen Sinngedichte; aber es fehlt ihm doch auch keinesweges ganz an größeren, von denen manche als Lehrgedichte, manche als Catullische Lieder, ohne doch im Mindesten nachgeahmt zu sein, gelten können. Zugleich erzählt er uns, daß er in seiner Jugend gar viel von Liebe gesungen habe, welches ihm jedoch alles im Kriege abhanden gekommen sei.

Was in meiner Jugend Maien
Von der Venus Kindeleien
Ich getändelt auf Papier
Dieses auch entführt er mir u. s. w.

Da er selbst dem Mars diesen Raub verzeiht, so wollen wir uns nicht mehr weiter über diesen Verlust grämen, son-

dern uns desto mehr an das halten, was sich gerettet hat. Niemand glaube, Logau ganz zu kennen, der ihn nur durch die Ramlerische Ausgabe kennt; aber wie lernt man ihn kennen, da die Originalausgabe so überaus selten ist, daß in ganz Deutschland vielleicht kaum noch vier oder sechs Exemplare aufzutreiben sein möchten. Mir selbst hat ein günstiger Zufall eines dieser seltenen in die Hand gespielt, und ich halte für meine Pflicht, hier aus demselben zu geben was zu des Dichters Charakteristik nöthig und bedeutend ist. Der Titel lautet „Salomons von Golau deutscher Sinngetichte dreitausend,“ welcher, in Kupfer gestochen, zwischen zwei höchst widerwärtig gezeichneten Genien, Lust und Kost, so wie unter einer schwebenden Fama, (hier: Gerüchte) die ein Nachtwächterhorn zu blasen scheint, aufgestellt ist. Unten sitzen an einem großen verhangenen Tische drei Männer stattlich gekleidet, aber mit sehr uninteressanten Gesichtern, als hielten sie Gericht über die Gedichte, welche in einiger Ferne, so daß sie dieselben nicht lesen können, aufgeschlagen liegen. Dann folgt der gedruckte Titel nebst der Unterschrift „Breßlav In Verlegung Caspar Kloßmanns, Gedruckt in der Baumannischen Druckerey, durch Gottfried Gründern.“ Eine Jahrszahl fehlt. Die Seitenzahlen endigen mit jedem Tausend der Gedichte, das erste hat 237, das zweite 194, das dritte 190 Seiten, die Zugabe geht dann bis 261.

§. 46.

Der Inhalt der Gedichte ist allerdings höchst mannigfaltig, denn ein Theil derselben, welcher reine Lebenserfahrungen mittheilt, ist so reich, daß wir ihn in keine einzelne Fächer, die wir ohnehin nicht lieben, eintheilen mögen, ein anderer ist rein christlichen Inhalts, tröstlich, sanft und kräf-

kräftig, und, wenn auch manche mittelmäßige hier mitunter laufen, so verdient es doch Rüge, daß Ramler von dieser Gattung so sehr wenige aufgenommen. Ein anderer Theil schildert meist mit Bitterkeit das Hofleben, ein anderer (der bei weitem schlechteste) wird selbst zuchtlos, indem er sich gegen die Zuchtlosigkeit in den Verhältnissen unreiner Liebe und verletzter Eheheiligkeit richtet, ein anderer und nicht geringer schildert den damaligen Krieg und dessen Folgen. Dieser letzte Theil ist auch historisch sehr wichtig, und um so wichtiger, da über jene Zeit so manche große Irrthümer bei der Mehrheit des deutschen Publikums sich festgesetzt haben. Man hat gar manche neuere Darstellungen desselben, in denen jener Krieg fast romantisch erscheint, mit großem Vergnügen gelesen; und als lebhaft geschriebene Halb-Romane lassen sie sich auch mit Interesse lesen; doch von dem Kriege erfahren wir wenig, wohl aber manches Irrige. Hören wir deshalb über tragische Weltbegebenheiten unsern Logau mit gebührender Aufmerksamkeit an, ihn, den Zeitgenossen, der genau bekannt war mit Fürsten und Edelleuten, mit Staatsmännern und Kriegern, Bürgern und Bauern, ihn, der alles theils gesehen, theils selbst durchkämpft hatte. — Wir lassen ihm dabei gänzlich seine alte Sprache.

Die unartige Zeit.

Die Alten konnten frölich singen
Von tapffern deutschen Helden-Dingen
Die ihre Väter außgeübet.
Wo Gott noch uns ja Kinder giebet;
Die werden unsrer Zeit Beginnen
B e h e u l e n, nicht besingen künnen.

Die blühende deutsche Sprache.

Deutschen sind so alte Leute,
Lernen doch erst reden heute,

Wann sie lernen doch auch wollten
Wie recht deutsch sie handeln sollten.

An die Schweden.

Alles Inselt von dem Vieh, das ihr raubtet durch das Land,
Asche von gesammtem Ort, den ihr setztet in den Brand,
Gebe Seife nicht genug: Auch die Oder reichte nicht,
Abzuwaschen innren Fleck, drüber das Gewissen richt;
Fühlt es selbsten was es ist, ich verschweig es jetzt mit Fleiß,
Weil Gott was ihr ihm und uns mitgespielet, selbsten weiß

Haus-Wesen.

Viel erdulden, nichts nicht fechten,
Schaden leiden, doch nicht rechten;
Andere völlen, sich entleeren;
Lohnen, doch den Dienst entberen;
Immer geben, nimmer nemen;
Nimmer lachen, immer grämen;
Herrschen, gleichwol dienen müssen;
Viel verwenden, nichts geniessen;
Wenig haben, offte geben;
Selbsten fallen, andre heben;
Wann dann Gut, Blut, Mark und Kräfften
Liegen für so viel Geschäfften,
Wie der alte Hund den Knüttel
Dulden den Rebellen-Tittel;
Dieses bringt die Wirthschaft mitte
Lobt sie, lieben Leut, ich bitte!

Aus einem Gedicht: „Deutsche Sprache."

Die Musen würckten zwar durch kluge Tichter-Sinnen,
Daß Deutschland sollte deutsch und artig reden künnen;
Mars aber schafft es ab, und hat es so geschickt
Daß Deutschland ist Blut-arm, drum geht es so geflickt.

§. 47.

In einem langen Gedicht „Die aufgeweckte Chimära“ heißt es:

Es ist der tolle Krieg; der sein selbst eigne Wiege
Hat um und um gestürtzt, daß unten oben liege
Es ist der thör'chte Krieg; der sonsten nichts ersiegt,
Denn daß er sagen mag „doch haben wir gekriegt.“

Dieser Krieg, lehrt das Gedicht, sei zuerst ein Löwe gewesen, habe kühne Thaten verübt und Deutschland sei noch deutsch gewesen. Dann kam der „süße Brauch auf, fette Beute zu machen,“ selbst aus dem „was Gott gehabt.“ Sold zahlte man nur selten noch, und so ward der Krieg zu einer — Ziege. Man machte keinen Unterschied mehr zwischen Freund und Feind, vertrieb den Wirth vom Hause, und nahm alles was man fand wie eine schuldige Gebühr.

Als wie der scharffe Zahn der Ziegen auch die Rinden,
An Blättern nicht vergnügt, von Bäumen pflegt zu schinden

— — — — — — — — — — — —

Drauß kümmet nun der Drach, das Ende wird zur Schlange,
Der Krieg, der aller Welt bisher macht ängstlich bange,
Wird ärger noch als arg, keucht gar in's Teufels Art,
Wird rasend, so ein Mensch noch wo gefunden ward
Der Gott, der Ehre, Zucht und Recht wüntscht nachzustreben,
Will gar nicht daß ein Mensch auff Erden mehr soll leben
Der nicht Soldate sey, und ihm sich ähnlich macht,
Und was nur menschlich ist, verwirfft, verbannt, veracht.
Sein Gifft schont keinen Stand, Amt, Würde, Freundschaft, Ehre,
Was lebt, lebt darum noch, daß er es gantz verstöre,

Dennoch führt er so den Krieg,
Daß Geduld behält den Sieg,
Daß die Hoffnung kriegt die Kron,
Und bestand den rechten Lohn.

Wer aber so gesinnt ist, dem dürfen wir zutrauen, daß er nicht auf grelle Uebertreibungen ausgehe.

Uns aber sei die Erinnerung an jene Zeit, so sehr sie auch unser Herz verletzt, eine Aufmunterung zur freudigen Dankbarkeit, über die unendlich glücklichere und rühmlichere Zeit, in der wir leben.

§. 49.

Gern theilte ich hier noch gar manche liebe Gedichte aus der füllreichen Sammlung mit, aber der Raum dieses Werks erlaubt nur noch wenige ausgezeichnete aufzunehmen um doch nicht mit jenen trüben Kriegsepigrammen zu schließen.

Der natürliche Mensch.

Ein Maulwurf in dem Geistlichen, im Weltlichen ein Luchs
Ein Esel in dem Nützlichen: im Schädlichen ein Fuchs,
Ist jeder Mensch der seinen Geist
Der Himmlisch ist, mit Erde speist.

Frage.

Wie willst du weiße Lilien zu rothen Rosen machen?
Küß eine weiße Galathee: sie wird erröthend lachen.

Grabschrift eines lieben Ehegenossen.

Leser, sieh! Erbarme dich dieses bittern Falles!
Außer Gott war in der Welt was hier liegt, mir Alles!

Dienstag und Freitag.

Eh als der Freitag kümmt, kümmt Dienstag immer vor:
Welt spannt zuvor in's Joch, eh Himmel hebt empor.

Gute Werke.

Daß Gott mir durch sein Werk in mir den Glauben stärke
Für diß Werk gelten nichts viel tausend meiner Werke.

Die Augen.

Wie viel Augen hat der Himmel, da er mit die Erd anblickt?
Was für Augen hat die Erde, die sie auf gen Himmel schickt?

Braut und Bräutigam.

Lieb und Haß bepaart sich, die sonst gezweit;
Liebe: zur Gesellschaft, Haß: der Einsamkeit.

Stunden-Glocke.

Die Glock ist unser Wächter und saget uns die Stunden
Nicht die, die kummen sollen, nur die die weg sich funden.

An den Leser.

Leser wie gefall ich Dir?
Leser wie gefällst Du mir?

Der Mai.

Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde,
Daß sie, jetzo eine Braut, künftig eine Mutter werde.

Das letzte Epigramm ist allgemein gekannt und allgemein bewundert, und schwerlich dürfte sich in irgend einer Sprache ein Maigedicht finden, das mehr sagt, und in zwei Zeilen gewiß nicht. So ist auch das vollendet naive Sinngedicht „an den Leser" durch Jakobi's Allwill berühmt geworden, aber vergessen scheint, was doch deutlich genug ist, daß dieses Gedicht gewissermaßen für alle bedeutende Werke, als beruhigendes Motto paßt.

Ich schließe diesen Abschnitt mit dem erneuerten Wunsche, den Logau, seiner Urgestalt genähert, dem deutschen Publikum von neuem überliefern zu können. „Genähert" sage ich, denn was die Rohheit und Zuchtlosigkeit der Zeit, die auch ihm in einzelnen unglücklichen Momenten nicht fern blieben, eingegeben haben, soll, wie billig, gänzlich unterdrückt werden. Bleibt ihm doch des Trefflichen so viel.

§. 50.

Andreas Gryph,

(geb. zu Glogau in Schlesien am 2 Oktober 1616, gest. als Landsyndikus des Fürstenthums Glogau am 16 Julius 1664.)

Früh berührt von dem Leiden Deutschlands zeigte er sich schon als Jüngling wie ein kraftreicher Mann, bis endlich im Jahr 1636 Verfolgung ihn veranlaßte, das unglückliche Vaterland zu fliehen, worauf er, mit steter Sehnsucht nach der Heimath, zehn Jahre lang bald in Holland, Frankreich, England und Italien sich aufhielt. Die Fremde hatte keine andere Wirkung auf ihn, als daß sie ihm neue Anschauungen und Kenntnisse gewährte; aber auf sein Gemüth machte sie gar keinen andern Eindruck, als es in sich selbst zu stärken, denn er war einer der allerentschiedensten Deutschen, wenn anders zugegeben wird, daß intensive Gedrängtheit deren Hauptcharakter ausmacht.

Im Jahr 1646, wo die Verhältnisse für ihn ein wenig günstiger wurden, kehrte er mit großer Herzensfreudigkeit nach Deutschland zurück, und nur diese erklärt uns, wie er, einer der allerernsthaftesten, mitunter sogar schwersinnigsten Dichter auch Lustspiele und Possen habe schreiben können. Bereits im folgenden Jahre erhielt er, mit rühmlicher Auszeichnung seines Fürsten, die Stelle des Landsyndikus des Fürstenthums, und mit großer Wärme und Liebe wurde jetzt alles aufgenommen was der so früh geprüfte Mann seinen Landsleuten als Dichter übergab, denn ganz besonders erfreute er dieselben durch den Gedanken, daß sie in ihm auch einen sehr bedeutenden dramatischen Künstler besäßen, dessen Mangel sie bisher gar wohl gefühlt hatten. Endlich ward er auch Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, dessen glänzendes Oberhaupt ihm den höchsten Beinamen des „Unsterblichen" beilegte, den jedoch der bescheidene Mann abzulehnen bemüht war. Er starb, innig betrauert, in seinem staatsbürgerlichen Beruf, vom Schlage getroffen in der Mitte der versammelten Landstände.

§. 51.

Gryph's Talent hat sich nach manchen Seiten hin ausgesprochen. Seine Epigrammen bezeichnen oft einen nicht unbedeutenden Gefühls- oder Reflexions-Moment, doch erlaubte ihm sein frommer Sinn nur selten, jenen Dichtungen den Stachel zu geben, nachdem er, durch einseitige Theorie verführt, streben zu müssen glaubte. Weit größer ist er im Sonett, in welchem er sogar zuweilen Flemming übertrifft und selten ihm nachsteht. Hier ist es — so schrieb ich bereits vor achtzehn Jahren — wo sich seine Individualität am deutlichsten und anziehendsten offenbart. Wir sehen ihn hier als einen nachdenklich frommen, rüstigen, fleißigen

daß die zu häufigen Betrachtungen über Grab, Tod und Verwesung oft etwas Ermüdendes haben, und daß sein Ernst zuweilen in Schwermuth übergeht. Der wahre Dichter wird die Nichtigkeit des irdischen Lebens nicht so materiell fassen, wie Gryph häufig gethan, und es ist bereits von einem früheren Kritiker mit Recht bemerkt worden, daß in seinen Vorstellungen von der Nichtigkeit des Lebens, das Leben zugleich selbst verschwindet. Wir begreifen recht wohl daß eine Zeit wie die, welche Gryph gelebt hatte, also wirken konnte; aber wir dürfen mit Recht bedauern, daß sie auf ihn so gewirkt habe.

Indessen würden weder die Epigramme, noch Sonette, noch Oden bei den Zeitgenossen und der Folgezeit einen so bedeutenden Ruhm begründet haben als Gryph wirklich genießt, indem man doch nun einmal die Oberstelle an Opitz vergeben hatte. Den höchsten Ruhm erreichte Gryph durch seine Schauspiele, die deshalb der genauesten Betrachtung, auch noch heute werth sind.

Zuvörderst wollen wir seine reine Lust und Liebe zur Sache anerkennen, die, wäre sie nicht so ächt gewesen, durch den traurigen Umstand, daß er fast gar keine deutsche Bühne und stehende Schauspielergesellschaft vorfand, gar wohl hätte zurückgeschreckt werden können. Einige herumziehende Komödianten, und ein Publikum, das vor der Bühne kaum wußte, was es verschmähen, viel weniger fordern dürfe, konnte unmöglich reizen, für sie zu dichten, und dennoch möchte man wünschen, er hätte es gethan, nämlich so, wie ein Dichter das thun kann, indem er sie zu sich heraufzieht. Gryph hat zuweilen allerdings auf das Volk Rücksicht genommen, und gesucht es zu erheben und zu erfreuen. Da er aber dabei große Schwierigkeiten fand, und selbst den Vorwurf tragen muß, daß er dem romantischen Sinne des

Volkes nicht genug zu bieten hatte, so scheint er zuletzt fast nur nach dem Beifalle der Gelehrten oder solcher Personen gestrebt zu haben, die den höchsten Genuß im Drama in den eingestreuten Reflexionen und Sentenzen suchen.

§. 54.

Die hierher gehörigen Werke sind:

1) „Leo Arminius“ wurde in früheren Zeiten für sein vortrefflichstes Schauspiel gehalten, vielleicht weil es in einzelnen pathetischen Scenen hervorragt, und einige Handlung zu haben scheint, die manchen anderen Schauspielen unsers Dichters fast gänzlich fehlt. Dennoch ist hier, wie gesagt, die Handlung nur eine scheinbare, und der Umstand, daß zwischen Leo und Michael Balbus doch eine Art von Kampf sichtbar wird, der erst im letzten Akte mit dem Tode des Leo endigt, erregt einiges Interesse. Kräftigkurze und überlang geschweifte Sentenzen, ächtes Feuer und gemalte Flammen wechseln seltsam.

2) „Catharina von Georgien.“ Da dieses Trauerspiel, wie fast alle Gryphischen Werke höchstwahrscheinlich auf die Bühne gebracht worden ist, so giebt es einen Maaßstab von dem, was die — Nerven unsrer Vorfahren haben ertragen können. Diese Catharina wird nämlich von dem Schach Abas, dessen Liebe sie, die Tugendhafte, die aber auch von ihrer Tugend ausnehmend viel redet, mit Recht verschmäht hat, auf das grausamste gemartert, und der Dichter wagt es, die halb gestorbene und zerrissene Dame auf die Bühne zu bringen, daß Jeglicher ihren Jammer sehe.

3) Noch übler, in Hinsicht des gänzlichen Mangels an Handlung, steht es mit dem „sterbenden Papinian,“ einer Tragödie, welche ehedem wegen ihrer endlosen Sentenzen sehr bewundert worden ist. Dasselbe gilt von dem Trauer-

spiel „Karl der Erste,“ der letzten Arbeit des Dichters. Hier ist überall eine ganz besondere Anstrengung sichtbar, aber auch eine Trockenheit in der Anordnung und ein Haschen nach Effect wie wir es sonst niemals an Gryph bemerken. Aber alles ist vergeblich, und eine gewöhnliche Zeitungsrelation von der Hinrichtung dieses unglücklichen Königs möchte vielleicht tiefer rühren als dieses Trauerspiel in fünf Aufzügen.

§. 55.

Und dennoch bei allen diesen großen, ja wenn man will ungeheuren Fehlern, bleibt Gryphs Talent ein bedeutendes, welches allein in seiner anziehenden Persönlichkeit gegründet ist. Eine zuweilen bleischwere Gelehrsamkeit und das Streben den Gelehrten zu gefallen, hindert ihn am romantischen Fluge. Dieser Umstand und sein durch den Jammer des Vaterlandes verletztes Gemüth — welches wir nie vergessen müssen, um ihm und den Dichtern seiner Zeit nicht Unrecht zu thun — verengen seine Bahn; aber auf dieser Bahn steht er rühmlich, und der genausten Betrachtung werth. Er bleibt bei aller innern Verletzung dennoch stark und die Sprache begünstigt ihn, besonders in der ruhig feierlichen Rede, so daß wir, troß aller oben angegebenen Fehler mit inniger Liebe auch bei seinem Trauerspiel verweilen.

Am meisten aber finden wir den Dichter in seinem Drama „Cardenio und Celinde, oder unglücklich Verliebte.“ Dieses Stück, bei welchem der Verfasser selbst besorgt gewesen, daß es nicht gefallen werde, weshalb er eine um Nachsicht bittende Vorrede hinzugefügt hat, ist in früheren Zeiten fast ganz übersehen oder mit langweilig unächter Vornehmheit getadelt worden; und ich glaube fast sagen zu dür-

fen, daß es zum erstenmal mit Auszeichnung in meiner Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit genannt worden ist. Zwar hat Gryph aus seinem romantisch wunderbaren Gegenstande, der dem Trauerspiel überaus günstig ist, bei weitem nicht gemacht, was ein sich freier fühlender Dichter würde gemacht haben, zwar treffen ihn insonderheit zwei Vorwürfe; daß er den über die Liebe siegenden Tod zu materiell genommen, und die wunderbare Geisterwelt, welche in dieses Stück entscheidend eingreift, weder dramatisch noch novellenartig vorbereitet hat; — dennoch bleibt ihm manches Verdienst. Die geheimen Schauder einer verbrecherischen Leidenschaft, und die noch tieferen einer überirschen und unterirdischen Welt, werden hier zwar mehr rhetorisch als dichterisch herauf geführt; doch liegt selbst in diesem Rhetorischen, so schwer es auch mitunter einhertritt, ein gewisser Reiz, den wir bei andern dramatischen Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts fast ganz vermissen; obwohl die Gründlichkeit mit der Gryph hier wie überall verfährt, mehr als Gemeingut aller besseren Dichter seiner Zeit betrachtet werden muß. — Der Schluß des Ganzen hat eine wehmüthig fromme Feierlichkeit, und wenn auch das irdische Leben fast vor unserm Blicke verschwindet, oder, was noch schlimmer ist, fast nur als Last erscheint, so werden wir doch, wenigstens Theilweise beruhigt, durch den Ersatz, den uns der Dichter selbst in dem einseitig aufgefaßten Gedanken des Todes bietet.

§. 56.

Es ist bekannt, wie oft sich die Dichter irren können, wenn sie den Werth ihrer Werke nach dem Maaß der Anstrengung, oder gar nach deu mehrern oder weniger Jahren berechnen, die sie bei deren Abfassung zählten; aber an-

erträglich ist es, wenn selbst Kritiker ihnen darin blindlings folgen. So hielt Gryph den Cardenio und Celinde für ein unreifes Jugendwerk; das möchte hingehen, hat sogar etwas naiv=anziehendes; daß aber so manche Beurtheiler des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ihm auf's Wort geglaubt, ohne sich lange zu besinnen das Ganze für mislungen erklärt haben, zeigt von betrübtem Leichtsinn, den sich kein deutscher Mann erlauben sollte.

Als Gegensätze stehen hier die bereits genannten Trauerspiele; der sterbende Papinian und Karl I. von England. Beide Stücke sind in sehr reifen Jahren (1659 und 1663) mit größter Anstrengung und rühmlichster Sorgfalt geschrieben und doch ist von ihnen nichts weiter zu sagen, als daß sie verfehlt und fast ungenießbar sind. Papinianus, der, wie billig, einen Brudermord für eine große Sünde erklärt, und für dieses Urtheil von einem tyrannischen Kaiser getödtet wird, kommt in dem Stück, das seinen Namen führt, zu nichts weiter als zum Reden, und obwohl er manches recht Gute spricht, so kann er uns doch nicht sehr beschäftigen. Da ferner sein Tod unvermeidlich ist, so möchte man ihm denselben fast schon im ersten Akte wünschen, damit er weniger zu leiden und zu sprechen habe. Fast dasselbe gilt von Karl, welches Stück obendrein noch durch eine Menge von physiognomielosen Personen und uninteressanten Gespenstern, die alle nichts zur Handlung beitragen, lästig wird. Selbst eine gewöhnliche Rührung, die doch hier so leicht zu erreichen war, hat Gryph nicht erreicht.

§. 56.

Ich übergehe einige andere wenig bedeutende Stücke, die größtentheils Nachbildungen nach — über die Gebühr geschätzten — niederländischen Mustern sind, um für die

beiden sehr berühmten Lustspiele unseres Dichters einigen Raum zu gewinnen. Das erste „Wählende Liebhaber," bekannter unter seinem zweiten Titel „Horribilicribrifax" ist vielleicht ein ganzes Jahrhundert ein Lieblingsstück der Deutschen gewesen, eine Auszeichnung, die wohl nur sehr selten einem Lustspiel zu Theil werden dürfte. Es verdient auch noch heute die genauste Betrachtung, nicht sowohl wegen seines poetischen Werthes, als wegen seiner wahrhaft historischen Bedeutung, denn es beantwortet die wichtige Frage, was auf der Bühne unsern lieben Vorfahren im Ernst und im Scherze wohlgefiel. Der Ernst mußte sehr ehrbar und feierlich, oder wehmüthig rührend erscheinen. Als Repräsentanten dieses Ernstes stehen hier Palladius, Bonosus und Cleander. Steif und geschnürt sind sie alle, doch hat sich der Statthalter Cleander, wie billig, auch auf sogenannte Klugheit gelegt, und zeigt nicht übel Lust als eine Vorahnung des Sarastro zu glänzen. Sie wickeln sämmtlich ihre Redensarten von dicken rhetorischen Knaueln, ohne sich jemals zu verwickeln, sehr geschickt ab; ja ich möchte fast behaupten, daß sie, in ihrer (man verzeihe das seltsame Wort) interessanten Langweiligkeit, noch lustiger sind als die lustige Person selber, obwohl sie das durchaus nicht ahnen.

Eine gewisse Gattung von fataler Klugheit, wird durch die Mutter Flaccilla repräsentirt, denn als ihre Tochter Sophia sie trösten will durch den guten Ausspruch: „Gott sorget dennoch für Uns und hat mehr als ein Mittel die Seinigen zu erhalten" erwiedert sie mit guter Zähheit: „Diese Worte füllen den Magen nicht, und tügen (taugen) weder zu sieden noch zu braten." Wie viel hundert zweckmäßig widerwärtige Mütter, Tanten, Hofmeisterinnen sind nach diesem Recepte für die Bühne componirt worden.

§. 58.

Der rührende Ernst und die tugendhafte Wehmuth wird von dem Dichter der so eben erwähnten Sophia übergeben, die auch beides recht gut zu verwalten versteht. Sie heißt gleich im Personenverzeichnisse des Scherzspiels „eine keusche doch arme adeliche Jungfrau,“ und zeigt sich sanft und liebenswürdig, indem sie, um der armen zähen Mutter Nahrung zu verschaffen, ihr schönes volles Haar abschniedet, und es zum Verkaufe ausbieten läßt. Wie leicht hätte bei dieser Gelegenheit unser Dichter in eine gewisse ästhetische Weichlichkeit verfallen können, wäre er nicht zum Glücke — Gryph gewesen. Sophia bleibt gleich entfernt von Weichlichkeit und Tugendkoketterie; aber sie geht gegen das Ende aus ihrem Charakter hinaus, da jener ältere Bruder des Sarastro, der Statthalter Cleander in seiner Tugendprüfung zu hart und arg verfährt. Das arme Kind ruft die tragischen Worte aus: „Gute Nacht Himmel, sei zum letztenmal gegrüßet Erde, verziehe ich weiter?“ Dann „holet sie mit dem bloßen Messer aus,“ wird aber Gottlob von der bösen Sünde abgehalten, von dem nunmehr befriedigten Statthalter zur vornehmen Gemahlin erkoren, und sogleich mit reichen Kleidern angethan, damit das Publikum mit eignen Augen sehe, es sei dem guten, schlimmen und vornehmen Manne ein wirklicher Ernst. Dieses (damalige) Publikum kannte Gryph ohne Zweifel sehr genau: Es wollte im Trauerspiel nicht bloß Blut, sondern Martern sehn, — wer den dreißigjährigen Krieg erlebt hatte, kannte jede Art des Blutvergießens und jede Art des Marterns — und im Lustspiele mußte selbst eine Dame mit dem bloßen Messer ausholen, wenn man sie in der That und Wahrheit bemitleiden sollte. — Wie oben bei der Mutter, der Mut-

ter vieler Komödienmütter, darf ich wohl auch hier hinzusetzen, daß diese Sophia hundert und wieder hundert wehmüthige Komödienjungfrauen der neueren Zeit anführt, und zwar mit den größten Ehren, denn man vergleiche sie nur mit den Kotzebueschen Personen dieser Art, und ihr großes Uebergewicht wird jedem bald deutlich werden.

§. 59.

In der Zeichnung der entschieden scherzhaften und komischen Personen, der weiland reformirten Hauptleute Horribilicribrifax und Daradiridatumdarides, des verdorbenen Dorfschulmeisters Sempronius und der alten Kupplerin Cyrilla, hat der Dichter alles aufgeboten, um Lust und Lachen zu erregen und es ist ihm ohne Zweifel in früheren Zeiten damit gelungen; indessen müssen wir gestehen, daß gerade hier die schwächste Parthie seines Stückes sei *). Möge es immerhin am Schlusse jenes Krieges gar manche prahlerische Hauptleute gegeben haben; bei diesen Gryphischen ist alles so unendlich übertrieben, daß sie in jedem Augenblicke fast mit sich selbst Spott zu treiben scheinen. Sie ermangeln jeder innern Haltung, und geben deshalb der Anschauung gar kein Bild. Das letztere kann man zwar von Sempronius und Cyrilla nicht sagen; aber das Bild ist kein er-

*) Interessant ist die Scene zwischen dem prahlerischen Daradiridatumdarides und der nicht minder leichtsinnigen Selenissa, als sie endlich dahinter gekommen sind, daß sie sich gegenseitig betrogen haben (Akt V, 3). Sie erinnert lebhaft an einen ähnlichen Auftritt in Beaumont und Fletchers Lustspiel: Rule a wife and have a wife, (welches auf unsern Bühnen durch eine schwache Bearbeitung von Schröder, unter dem Titel: „Stille Wasser sind tief" bekannt ist) ein Umstand, der indessen nicht vorschnelle Vermuthungen veranlassen, wohl aber in ernste Erwägung gezogen werden möge.

freuliches, kein lustiges; und mit Recht hat man schon früher bemerkt, daß um die außerordentlich vielen Mißverständnisse zwischen diesen beiden Personen zu genießen, Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache unentbehrlich sei, die doch bei der Mehrheit des Publikums nicht wohl vorauszusetzen ist. So hat sich also in gewissem Sinne Gryph selber mit seiner eigenen Gelehrsamkeit geneckt, ein Fest, an dem doch nur seine gelehrten Freunde Theil nehmen konnten.

Merkwürdig bleiben jedoch bei der alten, widrigen Cyrilla manche seltsamen Liederanfänge Reime und Sprüche, die sie besonders in ihre Monologen verwebt. Sind jene schon alle ergänzt worden? Aesthetisch wichtig sind keine; historische Bedeutung möchte doch wohl einigen nicht abzusprechen sein.

§. 60.

Am gelungensten unter den rein scherzhaften Personen ist Florian, der Page des Palladius, der freilich nur als Beiläufer erscheint, aber vielleicht zu seinem Glücke, denn dieser Umstand hinderte den Dichter seinen ganzen poetischen Farbentopf auch über ihn auszugießen, so daß er am leichtesten und frischesten auftreten kann. Er, der nur von Küssen und Scherzen, süßem Wein und Marcipan *) lebt, trägt

---

*) Ueber die Koch- und Backkunst unserer lieben Vorfahren wissen wir freilich fast gar nichts; doch ist sie in keinem Falle so einfach gewesen, als manche vielleicht glauben möchten. Auch der Wein wurde nicht selten geglüht, und durch Zucker, Gewürz und Obstsaft pikanter gemacht, welches besonders den Dichtern zugesagt haben muß, da sie gern davon reden. Befremdend aber bleibt, wie häufig auch vom Confect die Rede

wie mich dünkt, die ganze Schaar von Cherubins (S. Figaro) und vielen hundert seltsam verliebten, mädchenhaften Knaben, welche durch deutsche Komödie und Romane hinlaufen, in sich, aber ich kann es ihm unmöglich danken, daß er uns mit dieser Erbschaft beschenkt hat, oder vielmehr den Dichtern nicht, daß sie ihm solche Erben gesetzt haben. Auch ist er wirklich viel besser als Cherubin, der bekanntlich voller Prätensionen ist und dadurch unerträglich wird, während der gar nicht berühmt gewordene Florian sich und andere harmlos gehen läßt.

So viel nun aber auch an dem genannten Lustspiel zu loben ist, so fehlt doch gar viel um es ganz zu loben. Die Scenen sind nur locker an einander gereiht, aber sie greifen nicht in einander. Wäre das Wort erlaubt, so würde ich sagen, sie „durchadern“ sich nicht aus einem Mittelpunkte heraus, und in denselben zurück. Das Lustspiel scheint in jedem Augenblicke auseinander fallen zu wollen, und wird weniger von dem Dichter als von dem — Buchbinder zusammen gehalten.

§. 61.

Noch größern Beifall erwarb sich nicht bloß in frühester sondern auch in neuer — z. B. bei dem vor einigen Jahren verstorbenen verdienstvollen Bredow — das zweite Lustspiel Gryphs: „Absurda comica, oder Herr Peter Squentz.“ Ich nenne es das zweite, da es gewissermaßen nur als bescheidenes Nachspiel betrachtet sein will, obwohl es laut Vor-

---

ist, dessen Flemming in dem herrlichen Strafsonett an die Deutschen ausdrücklich gedenkt:
„Jetzt fällt man in's Confect, in unsre vollen Schalen“ u. s. w.
weshalb G. Schwab es nicht hätte in: „Jetzt fällt man uns in's Mahl“ verwandeln sollen.

rede früher gedichtet worden ist als Horribilicribrifax, von dem wir mit ziemlicher Gewißheit vermuthen können, daß er gegen Ende des Jahrs 1648 oder in dem darauf folgenden erschienen ist, indem hier von dem Frieden zwischen dem deutschen Kaiser und der Krone Schweden wie von einer Neuigkeit gesprochen wird.

Peter Squentz schildert uns, wie arme unbeholfene Bürgersleute nebst einem Pickelhering vor überaus vornehmen Personen ein „lustiges Trauerspiel,“ Pyramus und Thisbe aufführen. Es erinnert sich dabei wohl ein jeder, daß etwas Aehnliches im „Sommernachtstraum“ geschieht; aber es thut fast weh, bei Peter Squentz jenes überaus lieblichen Stücks zu gedenken. Dennoch fragt es sich: wie kam Gryph auf einen Gedanken, den Shakspear einmal gehabt hat? Es wäre schön, wenn er, der in Shakspears Sterbejahr geboren ward, von ihm geerbt hätte; aber es ist leider nicht so. Er selbst erklärt in seiner Vorrede, daß er sein Stück einem andern Stücke verdanke, welches ein in allerhand Sprachen und mathematischen Wissenschaften „ausgeübeter“ Mann, Daniel Schwenter zu Altdorf auf den Schauplatz geführt habe. Dann sei es nach und nach zu ihm gekommen, von ihm „besser ausgerüstet“ und mit neuen Personen vermehrt. Wo aber hat Daniel Schwenter den Gedanken her? Schöpfte er mit Shakspear aus Einer Quelle? oder sah vielleicht Gryph den Sommernachtstraum in London und nahm er sich aus dem zarten Gewebe nur das Zwischenspiel heraus, von dem sich vermuthen ließ, daß es auch auf die Lachmuskeln seiner Landsleute wirken werde? Es ist nicht wahrscheinlich, weil Gryph der grundehrliche, der hier ja ohnehin nicht auf Originalität Anspruch macht, es erzählt haben würde, und so bleibt eine Dunkelheit, die durch die bloße Versicherung einiger

Literarhistoriker, es sei keine vorhanden, gewiß nicht aufgehellt wird.

§. 62.

Was nun das Stück selbst betrifft, so schadet ihm zuvörderst der Umstand, daß hier ein Etwas, das offenbar nur zu einem Zwischenspiel sich eignet, als ein für sich bestehendes Ganze geboten wird. Ferner sind die Personen mehr mitleidswürdig, zuweilen auch wohl gar Ekel erregend als wahrhafte Lust erweckend. Eine Satire auf schlechte Meistersänger und schlechte Komödianten konnte als solche selbst wohl in der damaligen Zeit nicht gefallen, wo es gar kein Theater gab, wo die Meistersängerzunft fast ganz verblüht war, und die einzelnen Sprößlinge, die sich vielleicht hie und da fanden, matt abwelkten. Das Stück selbst, welches in diesem Spiel aufgeführt wird, zeigt kaum eine Spur von wahrer Scherzhaftigkeit, sondern ist fast nur widrig platt. Die vornehmen Personen, vor denen das Spiel aufgeführt wird, stehen nicht viel höher als die Leute, über die sie spotten, und der einzige Weg, welcher noch übrig gewesen wäre, dem Ganzen aufzuhelfen ist von Gryph versäumt worden. Dieses Mittel wäre: ironische Behandlung jener Personen, die, um des Spottes willen, den sie mit den armen Komödianten treiben, über allen Spott hinaus zu sein glauben. Daß Shakspear dies, in Beziehung auf die Hofleute, welche der Komödie im Sommernachtstraum zusehen, wirklich gethan, ist meines Wissens noch nicht zur Sprache gekommen; man braucht aber sein Werk nur mit Aufmerksamkeit zu lesen um es deutlich zu erkennen. Derselbe Fall ist mit seinem Lord in dem Vor- und Zwischen-schenspiele seiner Komödie „Zähmung einer Widerspenstigen," denn indem dieser stattliche Herr seine ganze Kraft, seine

ganze Hausgenossenschaft und eine wohlgeübte Schauspielergesellschaft aufbietet, um einen betrunkenen Kesselflicker zu mystificiren, wird seine eigne innere Langweiligkeit höchst ergötzlich klar, und der Kesselflicker erscheint fast als eine lustig-erhabene Person, so wie denn überhaupt wohl in den meisten Fällen der Mystificirer noch unter dem Mystificirten steht.

§. 63.

Ist es nun so übel bestellt mit dem Gryphischen Nachspiel, so müssen wir uns allerdings wundern, daß dasselbe einen so großen Ruhm gewonnen hat, indessen erklärt die damalige Zeit manches, in so fern sie nämlich sich den früheren besseren Lustspielen und Possen entwachsen glaubte, und doch fast keine neue hatte. Da mußte sie wohl genügsam sein, und sich an einige bessere Scherze halten, die sich auch allerdings in Peter Squenz finden. — Um aber nicht mit diesen meist tadelnden Bemerkungen den Abschnitt über den im Allgemeinen höchst schätzbaren Gryph zu schließen, so möge hier noch eines leidlich angenehmen, und wenn ich nicht irre, ihm allein zugehörigen Spiels gedacht werden, welches er an einer Stelle seiner Komödie mit dem Reim getrieben hat. Er läßt nämlich seinen Meister Bullabut, welcher in der Tragödie Pyramus und Thisbe die Wand vorstellt, also sprechen:

Ihr Herren, höret mir zu mit offenen Ohren
Ich bin von ehrlichen Leuten — gezeuget
Mein Groß-Vater ward gefangen und gebunden
Und wie man saget, so ist er — abgezogen.
Mein Vater war der Bettler-König,
Er hat mir warhafftig gelassen nicht gar viel,
Meiner Mutter hat es wol gelückt,
Daß man sie hat nach Fischen — gesand.

Dieses Nichtreimenwollen, während der Reim schon gegeben ist und gleichsam im Ohre schwebt, kann allerdings eine belustigende Wirkung thun, besonders wenn man es bei einer gewissen Gattung von reinen Witzgedichten anbringen würde, und der Spaß nicht zu lange anhielte. Das Letztere kann man dem Dichter nicht nachsagen, denn er hat sich mit vier und zwanzig solcher Zeilen begnügt; doch wäre allerdings ein witzigerer Gebrauch des guten Gedankens zu wünschen gewesen.

§. 64.

Wenn es billig war, daß die vier Dichter, mit denen wir uns so eben beschäftigten, den Reihen eröffneten, dem dieser Abschnitt gewidmet ist, da bekanntlich diese ganze Periode von Opitz und Flemming den Namen zu führen pflegt, so ist jetzt nicht minder billig, unsre Aufmerksamkeit zu richten auf zwei Männer, die, im Leben gewiß durch Neigung und Urtheil getrennt, doch beide reichbegabt, und voll redlichen Willens, durch Rede und Schrift ungemeinen Einfluß auf die Richtung des geistigen und gemüthlichen Strebens der Deutschen gehabt haben.

Jakob Böhme,

(geb. 1575 zu Alt-Seidenberg, einem Dorfe in der Ober-Lausitz, gest. am 13. November 1624 zu Görlitz.)

Dieser oft ungelesen verspottete, oft verkannte, oft überschätzte, seltsam originale, tiefsinnig dunkle Schriftsteller hat so ausgezeichnet auf die Gemüther, besonders der früheren Deutschen gewirkt, und ist insonderheit während der letzteren zwanzig bis vier und zwanzig Jahre von neuem dergestalt besprochen worden, daß er schon um deswillen auch hier den ihm gebührenden Platz einnehmen muß. Wer,

wie er, während seines Lebens und nach dem Tode sich durch fast alle nur denkbare Fegefeuer und — Triumphbogen fest aufrechtstehend hat hindurch arbeiten können, dem dürfen wir wohl schon um deswillen eine sehr robuste und tüchtige Natur zuschreiben, und in keinem Falle wird der Leichtsinn, der ohnehin den Deutschen am übelsten kleidet, über ihn reden dürfen.

Wir wissen von Böhme's Jugend nichts weiter, als daß sie eine sehr arme war, indem er bis zu seinem zehnten Jahre ohne allen Schulunterricht blieb, weil er das Vieh hüten mußte. Späterhin lehrte man ihn lesen und schreiben und leitete ihn zum Christenthum an. Dann kam er bei einem Schuster in die Lehre, hielt sich gut, ging nach der alten Weise auf die Wanderschaft, kehrte zurück nach Görlitz, ward Ehemann und Vater, und trieb daselbst das Schuhmacher Handwerk als Meister redlich bis an sein Ende.

§. 65.

Die Geschichte seines innern Lebens würde er selbst schwerlich haben schreiben können, denn bis zum sieben und dreißigsten Jahre, litt er nur jene fromme Begeisterung, die den Mittelpunkt seines Wesens ausmacht, aber er vermochte wohl nur selten jenes Leiden in klares Wort und That übergehen zu lassen. Nur erzogen durch die Bibel, die Natur, und sich selbst, fehlte ihm ohnehin anfangs das Medium der Sprache ganz, und auch späterhin fühlte er oftmals, obwohl sich seine Sprache immermehr ausbildete, die Mangelhaftigkeit des Ausdrucks, und verweist uns oftmals auf die Zeit wo er mit Engelszungen werde reden können.

In dem genannten Jahre (1612) riß er sich zuerst aus

jener nur leidenden Begeisterung los, und schrieb mit einer ihm selbst fast wunderbar erscheinenden Raschheit seine berühmte „Morgenröthe im Aufgang, das ist: die Wurzel oder Mutter der Philosophiä, Astrologiä und Theologiä aus rechtem Grunde, oder Beschreibung der Natür wie alles gewesen und im Anfang worden ist" u. s. w. Man sieht, die Aufgabe selbst ist eine unlösbare, und er selbst sah hinterher wohl ein, wie manches diesem Buche fehle, obwohl er, irrend, fast nur in der Sprache hie und da geirrt zu haben meint. Er selbst erklärt sich darüber in einem Briefe vom 14 August 1620 an H. P. K. folgendergestalt:

„Anlangende das Buch Morgenröthe, welches das erste ist, were an manchen Orthen nöthig besser zu erklären, dan der gantze Begrif war noch zu der zeit nicht gebohren in mir als ein Platzregen für übergehet, was der trift das trift er, also ging es auch mit dem feurigen Trieb, wiewohl mein fürhaben gar nicht war, daß es jemand lesen sollte, ich schrieb allein die Wunder Gottes, so mir gezeiget worden, für mich zu meinem Memorial, und es ist auch ohne meinen willen ausgangen, und ist mir gewaltsam entzogen worden, und ohne meinen Bewust publicirt worden, dan ich gedachte es mein lebenlang bey mir zu behalten, und hatte keinen Fürsatz damit, leider so hohen Leuten, wie geschehen bekannt zu werden, aber der Höchste, in dessen Händen und Gewalt alles stehet, hatte ein ander Fürhaben damit, wie es jetzt am Tage ist, daß es, wie ich berichtet worden, sol in vielen Städten und Landen bekannt seyn, welches mich zwar wundert, und doch auch nicht wundert, dan der Herr richtet sein Werk wunderlich und spielend aus über alle Vernunft, und sollte er einen Hirten darzu brauchen, dieweil ihm die Kunst und äußere Vernunft nicht will stat und

raum geben, so muß sein Fürsatz doch bestehen wider alles wüten des Teuffels."

§. 66.

Für Böhmes äußere Ruhe wirkte dieses Buch sehr nachtheilig, denn es fiel dem Pastor Primarius Richter zu Görlitz in die Hände, einem hoffährtigen, argen Polterer, der aber leider so viel Macht hatte, daß kaum jemand wagte, ihm sein öffentliches Wüthen gegen den bescheidenen Böhme zu untersagen. Es ist gar sehr der Mühe werth, von dem Betragen dieses Mannes etwas Näheres zu berichten, denn ein fratzenhafter Charakter wie der seinige konnte nicht allein stehen, sondern mußte der Genossen viele haben, und so dürfen wir den Schlagschatten jener Zeit nicht mit Stillschweigen übergehen. Zuerst brach er auf der Kanzel in Schmähungen gegen Böhme los, daß derselbe als ein unstudirter, einfältiger Bürgersmann von göttlichen Dingen zu reden und zu schreiben wage. Der Angegriffene ertrug alles schweigend; da aber der Priester auch gegen einen jungen höchst schüchternen Mann, einem Anverwandten (Schwager) Böhme's, mit einer fast unglaublichen Härte verfuhr, so daß der arme Jüngling fast schwermüthig darüber wurde *), so gerieth der Priester über Böhme's nicht

*) Die in ihrer Gemeinheit fast einzige Angelegenheit ist folgende: Der arme junge Mann, ein Bäcker, hatte kurz vor Weihnachten von dem Prediger einen Thaler geliehen, um dafür Weizen zu kaufen, und die Schuld nach dem Feste wieder abgetragen. Er fügte etwas Backwerk, (einen Striezel) als ein Zeichen seines Danks hinzu, hoffend, es werde der ungeistliche Geistliche ihm nunmehr die Zinsen (!) für die 14 Tage erlassen, während welcher er den Thaler gehabt. Der Prediger aber wurde höchst unwillig und dräute ihm „mit gräulichem Fluche" und verkündete ihm „Gottes Zorn," so daß der ver-

bloß bescheidene sondern demüthige Einmischung und Fürbitte dergestalt in Wuth, daß er mit gewaltigem Schelten seinen Pantoffel nach ihm warf. Böhme hob den Pantoffel auf, stellte ihn wieder zu des Gegners Füßen, und schied mit den Worten: „Herr, zürnet nicht, ich thue Euch kein Leid, seid Gott befohlen." Aber diese Sanftmuth reizte den Feind nur noch mehr, und am nächsten Sonntage nannte er Böhmen auf öffentlicher Kanzel einen Aufrührer, unruhigen, leichtfertigen Mann und Ketzer, einen Tumultuanten und Resistenten des heiligen Predigtamtes, der die Prediger beunruhige, sie in ihren Häusern überlaufe, und Ketzerbücher schreibe. Endlich forderte er den Magistrat und die ganze Stadt feierlich auf, „das Rachschwerdt wider Böhme zu ergreifen," damit Gott nicht Ursache habe, wider sie zu zürnen und „im Zorn die Stadt versinken zu lassen, gleichwie geschehen den Aufrührern, die dem Moses widerstanden."

§. 67.

Böhme stand während dieser ganzen Predigt an einem Pfeiler, der Kanzel gegenüber, und schwieg geduldig, bis alles Volk zur Kirche hinausgegangen war, und näherte sich dann endlich dem Prediger, der mit dem Capellan noch in der Kirche war, bescheiden bittend, ihm doch nur seine Missethaten zu nennen, damit er wieder gut machen könne was er etwa verschuldet. Der Prediger aber fing nach sei-

---

schüchterte Jüngling in gänzliche Melancholie verfiel und an seiner Seligkeit zu zweifeln anfing (!). Selbst Böhme's Zureden half nicht, der junge Mann antwortete nichts, sondern überließ sich einer stummen Verzweiflung, so daß Böhmen nichts weiter übrig blieb, als den Prediger selbst zu bitten, den Fluch zurück zu nehmen, die Zinsen zu bestimmen und zu empfangen.

ner Weise „gräulich zu injuriren und zu fluchen an," und rief: „Hebe dich weg von mir, Satan, trolle dich in Abgrund der Höllen mit deiner Unruhe! kannst du mich nicht zufrieden lassen? mußt du mich hier beschimpfen und molestiren? siehst du nicht, daß ich ein Geistlicher bin und in meinem Amte gehe?" Böhme erwiederte, er bitte ja nur, ihm zu sagen, was er ihm zu Leide gethan, und ersuchte zugleich den Capellan ihm bitten zu helfen; aber der Primarius rief seinem Bedienten zu, er solle die Stadtknechte holen, um den armen Bittenden aus der Kirche hinaus in den Thurm zu werfen, das verhinderte indessen der Capellan und Böhme ging schweigend nach Hause.

Am andern Tage versammelte sich der gesammte Magistrat um Böhme zu richten. Dieser erschien, konnte aber auf die Frage, was er dem Prediger zu Leide gethan, keine Antwort geben, als er wisse es nicht, könne es auch nicht erfahren, bitte deshalb die Herren, daß sie, als Obrigkeit, den Mann zu einer Antwort veranlassen möchten. Der Magistrat sandte nunmehr zwei Männer des Raths zu dem Prediger, mit der Bitte, entweder selbst auf dem Rathhause zu erscheinen, um seine Klage vorzubringen, oder sie ihnen, den Abgesandten, zu vertrauen. Aber der Pastor gerieth abermals in einen gewaltigen Eifer, rufend, er habe auf ihrem Gerichts- und Rathhause nichts zu thun; was er zu sagen habe, das sage er an Gottes Statt (!) von der Kanzel, da sei sein Rathstuhl und Profession-Bank; was er da gesaget habe, dem sollten sie nachkommen, und den leichtfertigen, losen, verwegenen Ketzer der Stadt verweisen, auf daß er nicht mehr dem heiligen Predigtamt widerstehe, und die Strafe Core, Dathan und Abiram über die ganze Stadt bringe u. s. w. Diese Antwort erschreckte die Herren des Rathes, dergestalt, daß sie aus Furcht vor der „Vehemenz"

ihres Predigers auf der Kanzel den Schluß faßten den unüberwiesenen getreuen Bürger durch die Gerichtsdiener aus der Stadt bringen zu lassen. Nur einige besser und kräftigergesinnte Rathmänner widersetzten sich, erklärten laut ihre Mißbilligung, und verließen, da sie nicht durchdringen konnten, ein Versammlung in der so Ungerechtes beschlossen worden war.

§. 68.

Böhme selbst blieb in gleichmäßiger Bescheidenheit und Ergebung, und bat nur, daß es ihm verstattet sein möge, noch einmal in sein Haus zu gehen, die Seinigen mitzunehmen, oder, wenn dies nicht erlaubt sei, sie doch wenigstens zu trösten. Aber auch diese Bitte wurde ihm abgeschlagen, denn, so hieß es, er habe ja selbst gehört, daß er „stracks vom Rathhause mit Schimpf und Spott zur Stadt hinausgeleitet werden solle.“ So geschah es wirklich, aber der schuldlose Mann blieb nur eine Nacht verwiesen, denn schon am andern Morgen versammelten sich die Rathmänner von neuem, stießen den gestrigen Schluß um, schickten nach allen umliegenden Orten Leute aus, um den verjagten Mann zurückzurufen, der denn auch endlich gefunden, und mit Ehren in die Stadt zurückgeführt wurde. — Welche Umstände diesen rasch veränderten Entschluß des Raths veranlaßt hatten, wissen wir nicht; vermuthlich hatte eine bessere Ueberlegung, Scham und Reue über die gestern begangene beispiellose Ungerechtigkeit hervorgebracht. (S. Dr. C. Weisers Relationsschreiben vom 21. Febr. 1651, ein Anhang zu der Amsterdammer Ausgabe von Böhme's theosophischen Sendschreiben, 1658. von neuem mitgetheilt in meiner Latona, 1811.)

So heillose Mißhandlungen wie diese mußten nothwendig bei allen Wohlgesinnten den höchsten Unwillen und auf

der andern Seite eine günstige Meinung für Böhme erregen, und so erwuchs für ihn aus dem Uebelscheinenden manches Erfreuliche. Mehrere würdige Edelleute, angesehene Gelehrte und Bürger nahmen ihn in Schutz, und es öffnete sich jetzt für sein geistiges Wirken ein größerer Raum. Anfangs hatte er indessen beschlossen, nichts mehr zu schreiben; aber, wie er selbst sehr richtig sagt, nur „sein äußerer Mensch" hatte diesen Entschluß gefaßt, bis es endlich dahin kam, daß der „innere den äußern gefangen nahm," wo dann kein Widerstand mehr Statt finden durfte. Man ließ ihm jetzt eine geraume Weile Ruhe, bis endlich eine seiner späteren Schriften, vermuthlich die über die Buße, den Dresdener Theologen bedenklich schien, weshalb er vorgefordert wurde, um sich zu verantworten. Er folgte dem Rufe, wurde in Dresden mit Wohlwollen aufgenommen, und vertheidigte sich vor den berühmtesten Doktoren der Theologie der damaligen Zeit, unter denen sogar auch der wohlbekannte streng lutherische, überaus mächtige Beichtvater Hoe *) war mit so vieler Würde und Bescheidenheit, daß man ihn mit dem Geständnisse des Nichtverstehens, aber auch mit Achtung entließ. Es ist in der That rührend und erbaulich, daß der grundgelehrte Doktor Gerhard erklärte, „er wolle die ganze Welt nicht nehmen und den Mann verdammen helfen," worauf der nicht minder gelehrte Doktor Meisner erwiederte: „Mein Herr Bruder, ich auch nicht; wer weiß was dahinter steckt? wie können wir urtheilen was wir nicht begriffen haben, noch begreifen können ob es recht, schwarz oder weiß sei. Gott bekehre den Mann so er irret, und erhalte uns bei

sei-

---

*) Bekanntlich hatte er sogar Einfluß und zwar sehr bedeutenden bei der politischen Stellung des Kurfürsten während des 30jährigen Krieges.

seiner göttlichen Wahrheit, gebe uns dieselbe je länger je besser zu erkennen, auch Sinn und Muth sie auszusprechen, und Vermögen sie fortzupflanzen!" (S. das oben angeführte Relationsschreiben.)

§. 69.

Diese Gesinnung sei auch die unsrige, und so gestehe ich unumwunden, daß manche Blätter, ja manche Bogen in den Böhmischen Schriften mir gänzlich dunkel sind, und daß es mir scheint, als sei er insonderheit dann am dunkelsten, wenn er methodisch zu construiren versucht. Es ist daher, dünkt mich, ein gänzliches Mißverständniß seiner Eigenthümlichkeit, wenn man ihn mit Plato vergleicht, von dessen dialektischer Virtuosität und klarer Auseinandersetzung der in sich einigen Ideen, dem deutschen Theosophen fast nichts zu Theil geworden ist. Fast alles ist bei ihm Bild, Gleichniß, farbige Gluth, während die Nacht, als Unterlage erscheint. Oft wühlt er auch wohl mit Lust in Riesenbildern, färbt selbst die Farben, spielt mit der Morgenröthe und mit der Nacht, und freut sich an der Kraft, die zu einem solchen Spiel gehört. Oft stört auch die Hinneigung zur Cabala, nimmt das Gemüth gefangen, und verliert sich in unersprießliches Grübeln. — Unter seinen Werken halte ich die Beantwortung der „vierzig Fragen von der Seelen Urstand, Essenz, Wesen, Natur und Eigenschaft, was sie von Ewigkeit in Ewigkeit sei u. s. w." (Amsterdam 1648), für eines der bedeutendsten, denn hier finden sich viel köstlich lichte Momente, z. B. manche Ideen über Nothwendigkeit und Freiheit, über den Tod, Seligkeit, Verdammniß *) u. s. w.; so wie vielleicht (denn nur von

*) So giebt er z. B. auf die Frage von der Pein der Verdammten unter andern folgende Antwort: „Sie sind frei,

einem Vielleicht, kann hier im Allgemeinen die Rede sein), sein kürzestes Werk „de Regeneratione das ist: Von der neuen Wiedergeburt u. s. w.“ seine Idee von wahrer Gottseligkeit am deutlichsten und praktischten mittheilt.

§. 70.

Am rührendsten und erfreulichsten ist mir B., wenn er sich selbst anschaut, das reine Ringen mit sich selbst und — mit dem Herrn, ob er gleich fast immer — man verstatte das Wort — verwundet aus diesem Kampfe zurückkommt. Verwundet; aber gesegnet. In ihm wohnt eine Musik, die er gerade dann am wenigsten begreift, wenn er sie in ihre einzelnen Töne zerlegen möchte, eine Musik, die ihn, wie bekannt, selbst in der Stunde seines Todes nicht nur nicht verließ, sondern gerade dann vielleicht am tröstlichsten ward, und selbst seinem irdischen Ohr vernehmlich wurde. So steht er da, wie eine alte gothische Burg, die man nicht anders als mit süßem Schauder betreten sollte, weil drinnen seltsame Geister hausen und wunderbare Stimmen tönen.

Ein so ganz eigenthümlicher Schriftsteller, wie Böhme, muß auch wohl einen ganz eigenthümlichen Styl besitzen, und so findet es sich denn auch allerdings. Er hat niemals die Sprache von andern gelernt, sondern sie (so wie Al-

---

in nichts eingesperrt; sie mögen fahren so tief sie wollen, so ist überall der Abgrund und die Finsterniß, und sind doch auf der ersten Stelle; je tiefer sie sich begehren zu schwingen, je tiefer fallen sie und sind doch nirgend an einem Ende oder Grunde.“

Ganz im Gegensatze mit der gewöhnlichen Ansicht ist hier das Gräßliche einer unharmonischen, im Unbegränzten zerfallenden Willkühr kräftig angedeutet worden.

les) durch sich selbst allein; und dieser Umstand rächt sich ohne Zweifel, sobald er Wörter bildet, die nach dem Lateinischen aussehen. Da er aber das Beste hat was der geistige Mensch haben kann; selbst eigene, von Grund aus erzeugte, mit dem Aufgebot jeglicher Kraft geborene Ideen, so ist er dadurch im Besitze eines Zauberstaabes dem unsere Sprache liebend folgt. — Unsere Sprache, sage ich, die, jedem Hoffärthigen, mit der Wissenschaft nur eitel Spielenden sich versagt; aber vertraut jeder edeln Natur, dem unermüdeten Ringer sich gern öffnet, und gleich mit erscheint in ihrer ganzen Bedeutsamkeit, so oft jene Ideen und Anschauungen sich in des Mannes Brust erzeugen.

Böhme selbst meint in dem oben angeführten Sendschreiben von seinen Schriften, „man solle sie nicht ansehen als eines großen Meisters; denn Kunst ist nicht darinnen zu sehen, sondern großer Ernst eines eifrigen Gemüthes das nach Gott dürstet, in dem der Durst große Dinge empfangen, wie der Erläuchtete wohl sehen wird, und ohne das Licht keinem recht käntlich oder begreiflich sein wird, wie es der Leser in der that also empfinden wird, und hat doch auch leichter oder dem Verstand näher nicht mögen geschrieben werden: Wiewohl ich vermeyne, sie sind helle und einfältig genug in einer solchen tieffe; so aber etwas wäre das zu schwer sein wolte, könnte ichs wohl etwas einfältiger fürbilden wan mir das angemeldet würde.“

§. 71.

Indem die letzte Meinung, er könne es deutlicher machen, doch wohl zu bezweifeln sein möchte, halten wir uns hier bloß an das tief bescheidene Wort, es sei nicht Kunst darin, dasselbe ablehnend durch die Erkenntniß, daß doch nur in einem Gottinnigen Gemüthe die Kunst wohnen

könne; nur daß der Gottinnige, wenn er von sich selber spricht, das Wort Kunst zu vermeiden pflegt.

Abraham von Frankenberg, Böhmes Freund und Verehrer schildert uns seinen Meister mit folgenden kurzen Worten: „Seine äußere Leibesgestalt war verfallen und von schlechtem Ansehen; kleine Statur, niedrige Stirn, erhabene Schläfe, etwas gekrümmte Nase, grau und fast himmelblau blitzendes Auge, kurzer dünner Bart, kleinlautende Stimme, aber holdseliger Rede, züchtig in Geberden, bescheiden in Worten, demüthig im Wandel, geduldig im Leiden, sanftmüthig von Herzen.“

Ich füge zu dieser Schilderung meine eigene Ansicht, um sie der Prüfung denkender Leser vorzulegen: Böhme gehörte nicht zu der Gattung von begünstigten Menschen, bei denen das Göttliche, welches sie in sich tragen, stets auch äußerlich sichtbar wird, und auch äußeres Gedeihen und Wohlbefinden veranlaßt; nicht zu denen, bei welchen (wenn das kühne Wort verstattet ist) das göttliche Wort auch zur irdischen Speise wird. Er war ein Virtuose im Leiden, Anschauen und Sterben; weniger im reinen Denken, Handeln und Leben; vielleicht nur sehr selten fröhlich, aber oft heiter; glücklich gewiß nie, aber selig.

Es findet sich wohl noch sonst einmal Gelegenheit, diese hier nur sehr kurz angedeuteten Gedanken, die, wie leicht zu erachten, nicht bloß auf Böhme passen, näher anzusehen und zu entwickeln.

§. 72.

Böhme's Tod war ganz so rührend und erbaulich für die Umstehenden, als er sich bei einem so glaubensfesten und tief demüthigen Manne erwarten ließ, und der Bericht

davon wirkte bei entzündbaren Herzen auf eine so ausgezeichnete Weise, daß manche seiner Anhänger ihn für einen Heiligen und Märtyrer zu halten anfingen. Am lautesten zeigte sich die Begeisterung für ihn in Holland und England. In Amsterdam wurden zuerst seine Werke vollständig gedruckt, in so weit sie nur irgend zu erhalten waren, und in England bildete sich eine Sekte, die sich nach seinem Namen nannte, deren Mitglieder sich größtentheils durch frommen Wandel aber auch oft durch den Hang zur Mystik und dunklen Schwärmerei kennbar machten.

Weniger laut, aber nicht minder innig war der Eifer für Böhme in Deutschland. Hier bildete sich für ihn eine zwar nicht große aber sehr entschiedene, stille Gemeine, in welcher die Liebe für ihn gewissermaßen vom Vater auf den Sohn vererbt wurde. In gedruckten Schriften ist davon nur wenig zu erkennen, doch werden dem genauern Beobachter ihre Wirkungen sich nicht verbergen. Noch heut zu Tage giebt es manche stille Familie, die im Besitz von Böhme's Schriften, jedes andern weltlichen Buchs leicht entbehren zu können meint. Desto ungünstiger urtheilten die meisten Gelehrten, denn ihnen, wenn sie außer der Gelehrsamkeit nichts weiter hatten, war der Görlitzer Theosoph nur ein schädlicher Schwärmer, ein dunkler Enthusiast, ein auf der Gränze der Tollheit umwandelndes Gespenst. Viele haßten, viele verachteten, viele verspotteten ihn, aber nur sehr wenige lasen ihn, und ich kann unter allen deutschen Gelehrten der frühern Zeit fast nur einen Einzigen nennen, welcher sich öffentlich günstig über Böhme erklärt hat.

§. 73.

Es ist der verdienstvolle Morhof, dessen Worte im zweiten Bande des Polyhistor S. 554 also lauten: Exor-

tus est Jacobus Boehme, homo plebejus, sed miri ac singularis ingenii, cujus exstant tam theologica quam philosophica plena abstrusorum sensuumque cabalisticorum, de quibus quid dici debeat non liquet. Lutheranae ecclesiae membrum fuit, totiesque a theologis nostris in examen vocatus sic respondit, ut illum damnare non ausi sint. Quaecunque ab illo sunt scripta videntur quasi per enthusiasmum scripta, nec dissimulavit ipse visiones et somnia sibi divinitus, ut dicebat, oblata. Caetera vir erat pius, pacificus, nemini molestus, et quotidiano suo labore victitans. Scripsit prophetias de temporibus ultimis ineditas *), de quibus mira dixerunt, qui eas legerunt. Attingit quaestiones tam theologicas, quam philosophicas utilissimas. Synopsin doctrinae ejus recenset Henr. Morus in operibus suis philosophicis latine editis, qui damnare non audet virum hunc. Scripsit inter alia Responsiones ad 40 quaestiones de anima, quas ipsi proposuerat medicus aliquis, qui se plus ab ipso didicisse profitebatur, uno alteroque colloquio, quam longis per Orientem peregrinationibus. — Ein so wohlwollendes Urtheil fand indeß gar wenige Beistimmer.

Wo möglich noch ungünstiger wurde das Urtheil über Böhme bei den meisten Gelehrten des achtzehnten Jahrhunderts, denn obwohl die Untersuchung über ihn erst kaum begonnen hatte, so hielt man doch die ganze Sache für längst abgethan. Die sogenannte Aufklärung, welche in der letzten Hälfte des genannten Jahrhunderts nur zu

*) Ist über dieses Werk nirgends eine nähere Nachricht zu erhalten? Bei der großen Verehrung der Böhmischen Schüler für alles was der Meister hinterlassen, ist nicht wahrscheinlich, daß es sollte verloren gegangen sein.

oft mit der wahren verwechselt wurde, war etwas so bequemes und leichtes (indem sie fast nur in der Fertigkeit bestand, Nein zu sagen, zu dem, was sonst als groß und heilig gegolten hatte), daß man wahrlich nicht Lust hatte, mit dem tiefsinnig dunkeln deutschen Theosophen, der ohnehin ja nur ein armer Handwerker gewesen, zu lustwandeln. War doch ohnehin dieser Mann schon in früherer Zeit verlacht worden, und wer nicht ganz besondern Muth besitzt, und wem die Wahrheit nicht über alles geht, der scheut sich vor nichts so sehr, als vor dem Verlachtwerden, und es kann ihn nicht trösten, sollte er auch selbst im Innersten gezwungen sein, solche Verlacher für höchst jämmerliche Gesellen zu erklären. — Und nun vollends des Verlachten sich öffentlich annehmen, und noch dazu eines solchen, der die höchste Anstrengung anmuthet, das heißt wirklich etwas viel verlangt — obwohl nur eben das Rechte — und es ward nur selten gewährt.

§. 74.

Gegen das Ende des Jahrhunderts traten indessen vier wohlbekannte, geistreiche Männer auf, welche sich kräftig genug fühlten, allenfalls dem Lachen von nicht bloß vier, sondern vierhundert Lachern zu begegnen, weshalb sie denn auch gar kein Hehl hatten, daß sie den Böhme für einen der bedeutungsvollsten und tiefsinnigsten aller Neu-Europäischen Schriftsteller hielten; nur war zu beklagen, daß sie bei ihrer vielseitigen Thätigkeit verhindert wurden ihre Ansichten über den verkannten Landsmann genauer auseinander zu setzen. Das meiste Studium scheint ihm Novalis gewidmet zu haben, in dessen Schriften wir nicht selten an Böhme erinnert werden.

Zum Schluß, eine Erinnerung. — Der bekannte Phi

losoph Heraklit, aus Ephesus, schrieb ein Werk über die Natur, welches so schwer gefunden ward, daß man ihm deshalb den Beinamen des Dunkeln gab. Ihm gegenüber steht Socrates, in dessen reinem Geiste alles sonnenhell geworden; der las nun auch jenes tief dunkle Werk, und warf es keinesweges mit sprödem Lächeln oder mit der ihm sonst so wohl stehenden Ironie weg, sondern eben weil er die wahre Ironie besaß, hatte er diesmal gar keine, sondern mit reinem Ernst und der liebenswürdigsten Redlichkeit sagte er: was ich in dem Werk verstanden habe ist vortrefflich; was ich nicht verstanden muß voll von göttlichem Geist sein.

Also erzählt es Diogenes Laertius. — Böhme ist wohl kein Heraklit; doch ein sehr redlicher Tiefdenker, wenn auch schwer und dunkel. Lasset uns bei ihm und seines Gleichen der Worte des Socrates nicht vergessen.

§. 75.

Dem tiefen und dunkeln Böhme folge der helle

Johann Valentin Andreä

(geb. am 17. August 1586 zu Herrenberg im Würtembergischen, gest. am 27. Julius 1654 als Abt zu Adelberg und lutherischer Almosenier des Herzogs).

Selten vereinigt sich in einem einzelnen Manne so viel Ausgezeichnetes als in ihm: eine rein sittliche Gesinnung, bewährt in den mannichfaltigsten Lebensverhältnissen, umfassende Kenntnisse, Klarheit der Ansicht und sicheres Erfassen der Schwächen seiner Zeit, bei unermüdlichem Eifer ihnen abzuhelfen, Witz (doch ohne allen Humor, ja sogar ohne besondere Neigung zur Scherzhaftigkeit —) in einem Grade, wie wir ihn vielleicht bei keinem deutschen Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts wahrnehmen, u. s. w.

Rechnet man dazu noch das beispiellos große Aufsehen, welches seine Schrift über geheime theosophisch-chymisch-cabalistische Gesellschaften (die geistige Krankheit der Zeit) in ganz Deutschland veranlaßte, ein Aufsehen, das um so größer war, da man ihn, den satirischen Bekämpfer solcher Orden, mit seltsamem Mißverständniß für den Stifter der Rosenkreuzer-Gesellschaft ausgegeben hat, erwägt man ferner den großen Einfluß, den er bei manchen protestantischen Höfen Deutschland ausübte, so müssen wir uns billig wundern, daß das achtzehnte Jahrhundert ihn fast ganz vergessen hatte.

Selbst wenn man bereits an das große Talent der Deutschen, zu vergessen, gewöhnt ist, — eine Anlage um die Themistokles die Besitzer beneiden würde, — so regt sich doch in Beziehung auf diesen einflußreichen Mann noch einiges Erstaunen; aber wir wollen dabei nicht verweilen sondern unsern zum Glück noch nicht vergessenen Herder den aufrichtigsten Dank bringen, daß er den trefflichen Andreä aus der unverdienten Nacht gezogen, worin man ihn hatte sinken lassen. Diesen Aufsatz als allgemein bekannt voraussetzend, und zugleich eines neuern Werkes: „Johann Valentin Andreä und sein Zeitalter, dargestellt von Wilhelm Hosbach" (Berlin 1819) mit gebührender Achtung gedenkend, bleibt mir für den Zweck dieses Buches nur Folgendes zu erinnern übrig.

§. 76.

Andreä war ein ächter Theolog im Sinne der Reformatoren, gleich weit entfernt von nebliger Mystik, wie von starrer mit der Religion höchst unverträglicher unstatthafter Scholastik. Wie Johann Arndt sah er sein Zeitalter sinkend nach diesen beiden unersprießlichen Richtungen hin,

und, wie jener, suchte er dasselbe zu dem wahren, zur Anbetung des Göttlichen im Geist und in der Wahrheit zurück zu führen. Er hat nicht die Milde, nicht die Phantasie, nicht den Styl jenes vortrefflichen Mannes; aber er meint es im tiefern Sinne so wie jener, und übertrifft ihn an Gelehrsamkeit und Witz. Er scheint es selbst zu fühlen, daß er nicht genügend vermag auf das Volk im Allgemeinen zu wirken, darum wendet er sich unmittelbar an die Gelehrten, in denen er die Quelle des Uebels findet, und spricht zu ihnen — leider — in lateinischer Sprache. Doch liebt er, wie billig, sein Vaterland über alles, und ringt wacker mit der Sprache desselben, wenn es gilt, das Volk kräftig anzuregen. — — Was er will ist klar: die alte gediegene Luthers-Zeit; und es ist erfreulich, von ihm selbst die Namen zu vernehmen, die ihm besonders theuer sind. So führt er im zwei und vierzigsten Gespräch seines „Minippus" einen schreienden Verehrer der Gegenwart auf, der aber bald selbst durch die bloße Nennung der großen und ausgezeichneten Namen der Vergangenheit zur Ruhe gebracht wird. — Sonst pflegen die Schreier nicht so schnell sich abweisen zu lassen; aber Andreä will es in diesem Gespräche nun einmal so.

„Vergleiche mir einen," heißt es hier, „mit der Belesenheit Luthers, welche das ganze Alterthum einsog, mit seiner Schriftstellerei, welche uns ungeheure Werke hinterließ, mit seiner Thatkraft, die in die Bewegungen des ganzen Europa eingriff, mit seiner Gelehrsamkeit die mit allen ausgezeichneten Geistern seiner Zeit kämpfte; und diese vier unvergleichlichen Dinge besaß ein einziger Mensch. Ferner Erasmus, ein wahres Meer von Gelehrsamkeit, Philippus, aller Wissenschaften Anwald und Phönix, Brenz, Luthers Nacheiferer in Schwaben, Facius, ein rechter Schwelger in

Lektüre und Schriftstellerei; Prätorius, der vollkommene Kenner von achtzehn Sprachen, Zwinger, der treffliche Darsteller des menschlichen Schauspiels, Gesner, der bewundernswürdige Widersacher der Vergeßlichkeit, Copernikus, der Nachfolger des Atlas, Paracelsus, der Bändiger von Ungeheuern (??), und mehrere andere, wen haben sie der sich ihnen zu vergleichen wagt? der nicht weit mehr ihre göttlichen Talente bewundert als sie mit dem seinigen verdunkeln will? Der einzige Joseph Scaliger, der Fürst der Gelehrsamkeit, hat es zu unserer Zeit dahin gebracht, daß er allein mehr Sprachen als irgend ein Europäer inne hatte und ein Museum des ganzen Erdkreises, einen Inbegriff aller menschlichen Gelehrsamkeit in seinem Hause und in seiner Bibliothek besaß, der letzte Aufschwung vielleicht des menschlichen Geistes!"

§. 77.

Der Gegenredner erschrickt nicht ohne Grund vor diesen Namen; meint jedoch, es sei eben die Menge, die ihn in Verwirrung bringe, doch auch aus diesem Zufluchtsorte wird er verscheucht, und unumwunden erklärt sich Andreä über den Dunst einer oberflächlichen Literatur, über die dämmrigen, geputzten, vergoldeten, nicht ächten, kostbaren, nicht köstlichen Menschen, die man etwa gegen jene stellen möge. Das Gespräch endigt mit den Worten „die wahren Gelehrten möge das trösten, daß sie auch nach dem Tode noch leben, daß jene dagegen bei ihrem Leben schon für Todte gehalten werden können." (S. das oben angeführte Werk von Hosbach. S. 66. f.)

Es ist merkwürdig, daß in der Reihe der großen Männer auch Paracelsus genannt wird, dessen Lehre sonst Andreä stets bekämpft, allein beides kann wohl neben ein-

ander bestehen: Anerkenntniß der großen Talente des Mannes, und Widerstand gegen den Misbrauch, den er mit ihnen trieb. Wirklich besteht auch ein großer Theil der Verdienste unsers Andreä in der siegreichen Bestreitung der prunkenden Ueberweisheit des Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim (geb. 1487) und des obenerwähnten Arztes Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim (geb. in der Schweiz 1493 gest. zu Salzburg 1541). Es sei fern von uns den ganzen Geist dieser Männer mit der leicht auszusprechenden, fast tölpischen und doch sehr beliebten Bannformel „tolle Schwärmerei" abfertigen zu wollen; wenigstens darf nicht vergessen werden, daß, um als solche Schwärmer dazustehen, ein ungeheurer Schatz von Kenntnissen aller Art erfordert wird: Geschichte der Philosophie, insonderheit der esoterischen, oder doch dessen was als esoterisch geahnet werden kann in den Lehren des Zoroaster, Pythagoras, Empedokles, Platon u. s. w., in der Naturwissenschaft, Astronomie (Astrologie), Arzneikunde, ganz besonders aber in der vor allen Scienzien hochgeschätzten, magisch gedachten und behandelten Chymie, mit der sich neuplatonische und kabbalistische Mystik verband *).

§. 78.

Was die Wissenschaften dabei gewannen, und, auf der andern Seite, wie oft Uebermuth, Eigenmächtigkeit und

*) Auch reiche Sprachkenntnisse sind dem Agrippa nicht abzusprechen; dem Paracelsus aber fast ganz. Dieser, nur in den Geheimnissen der Natur lebend, und sich selbst gleichsam als den geweihten Priester derselben verehrend, ging zuletzt in seinem Uebermuth so weit, zu erklären, er bedürfe gar keiner überlieferten Kenntnisse und könne aus keinem Buche etwas lernen, denn in ihm wohne ein göttliches Licht, daß ihm alles deutlich zeige, so daß ihm der Kern und das Wesen der Dinge gänzlich enthüllt sei.

Mystik manchen Theil derselben willkührlich behandelten, das zu erörtern kommt nicht mir zu, und am wenigsten in diesem der Geschichte der schönen Literatur gewidmeten Buche; wohl aber muß hier bemerkt werden, daß Religion und Poesie bei solchen Bestrebungen, immer weiter sich aus dem Blick verloren, schon um deswillen, weil sie ein einfaches und tiefes, nicht aber hochmüthiges und nach bunten — Geheimnissen trachtendes Gemüth verlangen. Der alte einfache Christenglaube schien wohl gar manchen Nachfolgern jener Männer nicht tiefsinnig genug (!) und so glaubte man ihm durch eine magische Unterlage, und durch eine Säule von Mystik zu Hülfe kommen zu müssen. Die Unglücklichen vergaßen, daß das Christenthum selbst in seiner Reinheit schon so tiefsinnig und erfreulich tiefsinnig ist, daß wir Zeit und Ewigkeit bedürfen um dessen einzig wahrhaftige Geheimnisse zu ergründen; sie vergaßen ferner, daß der Weg, den sie einschlugen, nothwendig zu der Vergötterung der Natur führen müsse, und daß vielleicht kein Irrweg — so viel ihrer auch sind — weiter abführe vom reinen Christenthum als jenes mit Selbstgefälligkeit verbundene Anbeten der Natur *). Zugleich aber haben sie dadurch einigen unter den Neueren Gelegenheit gegeben, auf dem nunmehr gebahnten Irrwege weiter zu schreiten, oder, was noch bequemer ist, mit der unweisen Weisheit jener Männer, die nur Wenigen zugänglich und in staubigen Bibliotheken ruhte, zu prunken, als sei sie etwas Neues, und aus ihren (der Späteren) eigenen Mitteln entstanden.

---

*) Mit Selbstgefälligkeit, denn nur zu oft trifft es sich, daß wer am lautesten und gewaltigsten anbetet, sich selbst die erste Priesterstelle im Tempel der Natur zuerkennt. Nachwandelnde müssen dann vorlieb nehmen mit geringern Plätzen.

In welche Abgründe aber hätte jener stolze Agrippa-Paracelsisch-Weigelsche Irrthum führen können, wenn nicht Männer wie Arndt und Andreä, ein jeder nach seiner Weise, ihn bekämpft und so den Weg zu einer reinen Theosophie oder Christosophie — wie wir sie gegen die Mitte und das Ende des siebzehnten Jahrhunderts erblicken — gebahnt hätte.

§. 79.

Wenn ein geläuterter Verstand, ein reifes Urtheil, ein oft überraschender, siegender Witz, und eine tugendhaft männliche Gesinnung auf den Namen eines Dichters Anspruch geben könnten, so würden wir Andreä unbedenklich so nennen dürfen; da dies aber nicht Statt finden kann, so sind wir wenigstens verpflichtet, ihm nachzusagen, daß er einige Gedichte hinterlassen, die diesen Namen allerdings verdienen. An reinem Frühlingswehen, an heiligen Anklängen aus einer höhern Welt konnte es in einem solchen Leben nicht fehlen, doch hat Andreä in seiner Bedrängtheit, und in der mühvoll trüben Zeit sie nur selten metrisch auffassen können. — Dem sinnigen Leser darf ich deshalb seine geistliche Kurzweil sehr empfehlen, denn es waltet darin ein Herz, das sich in dem reinen Bronnen unsrer tiefsinnig-freudigen Religion erfrischt und gestärkt hat. Es ist alles recht einfältig, d. h. auf die rechte Weise einfältig und gern verschmähend den Prunk der Künstlichkeit. — Z. V.

Geistesfreud.

Mit Freuden will ich singen
Auf diese Morgenstund,
Recht soll mein Geist sich schwingen

In Gottes Huld Abgrund;
Ach, Herr, thu auf mein' Mund.

Mit Freuden will ich leben
Als mir mein Herr verleiht,
Richtig sei'm Wort nachstreben;
Innerlich Sorge weicht.
Ach! Herr mein Herz erleucht.

Das sind freilich nur redliche Herzenslaute, die auch wohl der Mittelmäßige nachlallen kann; aber bei Andreä sind sie ächte Gemüths-Ergießungen.

Sehr charakteristisch ist auch das kleine Lehrgedicht: „Christliche Gleichheit," aus dem hier wenigstens die Schlußzeilen mögen mitgetheilt werden:

Wem Weisheit ist wie Einfalt,
Der lobe Gott drum mannichfalt;
Wem Einfalt ist wie Weisheit,
Der dank' des Gott zu aller Zeit;
Wem das Leben ist wie der Tod,
Der preis' dafür seinen treuen Gott,
Wem der Tod ist wie Leben,
Soll des Dank sei'm Gott geben.

§. 80.

Ueber seine Art zu dichten hat sich Andreä selbst mit naiver Offenherzigkeit ausgesprochen.

An den Grübler.

Ohn kunst, ohn müh, ohn fleiß ich dicht,
Drumb nit nach deinem kopff mich richt,
Biß du witzt, schwitzt, spitzst, scheitzst (scheidest) im Sinn,
Hab ich angsetzt und fahr dahin;
Biß du guckst, buckst, schmuckst, truckst im Kopff,

Ist mir schon ausgeleert der Topff:
Biß du flickst, spickst, zwickst, strickst im Hirn,
Ist mir schon abgehaspt der Zwirn.
Gfelts dir nu nit wie ich ihm thu,
Machs besser nimb ein Jahr dazu.

Noch in seiner spätern Lebenszeit nahm die fruchtbringende Gesellschaft Andreä zum Mitgliede auf; allein er betrachtete dies keineswegs als eine Ehre, sondern äußerte sich über den Geist dieser Societät in dem Briefe an einen Freund auf eine sehr harte Weise: **talium nugarum, quas eruditionis nomine venditant, jam dudum satur, hoc genus hominum semipaganum, immo bis paganum abhorreo; quam enim non colluviem impietatis, lutulentiam gentilitatis monstra verborum rebus sacris, odis et numeris germanis vernaculaeque linguae sub illa Fructifera, verius Mortifera, societate inferunt!** —

Das Jahr 1648, in welchem dieser Brief geschrieben worden, erklärt die sehr übertriebene Säure seines sonst in einiger Hinsicht nicht ganz ungerechten Tadels. Er war alt geworden, und in einer Zeit alt geworden, von der jedes Jahr einen Gifttropfen für ihn, den Vaterlandsfreund, haben mochte. Darum halte ich es keineswegs für Laune, wenn er sich in jener Gesellschaft selbst den Beinamen des „Mürben“ beilegte, sondern für einen trüben Scherz, den er mit sich selbst trieb, einen Scherz, der sehr nahe war bei der traurigen Wahrheit.

§. 81.

Wenden wir uns jetzt zurück zu den schriftthätigen Männern, die man ausschließlich nach ihrer vorherrschenden Wirksamkeit mit dem Namen „eigentlicher Dichter“ zu bezeichnen pflegt, und zwar zu drei der katholischen Kirche angehörigen.

Frie-

Friedrich Spee,

aus dem adelichen, jetzt gräflichen Geschlecht der Spee von Langenfeld, wurde um das Jahr 1591 (nach anderen 1595) zu Kaiserswerth am Rhein geboren, trat schon als Jüngling in den Orden der Jesuiten, und starb am 7. August 1635. Er gehört zu den ausgezeichnetsten Männern des Jahrhunderts; ja in Einer Hinsicht steht er einzig da, denn er war der Erste, der öffentlich in einer Schrift Cautio criminalis seu de processu contra sagas liber (zuerst gedruckt zu Rinteln 1631) gegen den mit keinem Worte genugsam auszusprechenden Jammer und scheuslichen Gräuel der Hexenprozesse auftrat. Er hatte eine lange Zeit das Amt verwaltet, die Beichte der Unglücklichen zu hören, welche der Zauberei und des Bündnisses mit der Hölle beschuldigt waren. Aufgewachsen, wie alle seine Zeitgenossen, in dem Glauben an die Möglichkeit eines solchen Verbrechens, prüfte er die Beichten genau, fand fast überall nur phantastische Verworrenheit, die mit zuchtlosen und frevelhaften, aber in sich selbst leeren Bildern spielte, oder auch wohl gänzliche Schuldlosigkeit, der es nur an Muth gebrach, die gräßliche Folter zu bestehen, oder, wenn sie dieselbe versucht hatte, in der Pein Verbrechen gestand, die nie begangen werden konnten. Er fand das und sprach es aus, und mußte dennoch eine lange Zeit die armen Schlachtopfer zum Tode bereiten und führen. Darüber ward, wie er selbst erklärte, sein Haar frühzeitig grau, bis er selbst endlich, völlig klar in sich selbst geworden, jenes Buch schrieb, das des Segens so viel bereitet hat. Was er dabei wagte für seine äußere Ruhe, ja für seine irdische Ehre und Leben können wir nur dann recht ermessen, wenn wir jene Zeit erwägen, in welcher, (um nur zwei Beispiele anzugeben)

der Bischof von Bamberg 600 und der Bischof von Würzburg 900 Hexen, Zauberer und Teufelsbanner verbrennen ließ, welches späterhin (1659) durch die Behörden selbst, als sei hier von etwas gar Löblichem die Rede, in einer gedruckten Schrift bekannt gemacht wurde.

§. 82.

Wie so manches andere Verdienst wurde auch dieses große Verdienst unsers Spee späterhin fast vergessen, bis endlich unser trefflicher Leibnitz, wohl würdig einen Mann wie Spee zu loben, dieses erfreuliche Geschäft übernahm zugleich mittheilend, was ihm selbst Johann Philipp von Schönborn, Kurfürst von Mainz, der als Jüngling den edlen Geistlichen gekannt hatte, zu dessen Ruhme erzählt hatte. Was anfangs nur in einem Privatbriefe stand, erzählt Leibnitz späterhin in seiner Theodicee von neuem, und dennoch, obwohl dieses Werk, wie bekannt, überschätzt und in ganz Europa gelesen ward, muß Spees Verdienst abermals vergessen sein, denn fast durchgängig wird dem Christian Thomasius das Verdienst zugeschrieben, welches jenem gehört. Was Thomasius in Beziehung auf die Hexenprozesse späterhin that, — denn im Anfange war er mit nichten auf dem rechten Wege — ist gut und löblich zu nennen; aber es war denn doch ziemlich leicht und gänzlich gefahrlos. Er war Protestant, lebte unter dem Schutze zweier für den Protestantismus mit Eifer erfüllten mächtigen Fürsten, und fand denn doch jene mörderischen Prozesse schon im Abnehmen. Wie anders waren dagegen Spees Verhältnisse!

Weniger dürfen wir uns wundern, daß Spees Gedichte über ein Jahrhundert vergessen waren, da Deutschland, als eine bekanntlich unzärtliche Mutter, sich zuweilen um die Kinder, welche ihr viel Ehre machen, nicht sonder-

lich zu bekümmern pflegt. Spee ist als Dichter nichts weiter als ein liebes frommes Kind, und obwohl er als solches sehr viel ist, tritt doch dabei der ungünstige Umstand ein, daß in der größern Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts dergleichen liebe fromme Kinder nicht viel galten, sondern eher, falls es sich thun ließ, in den Winkel gestellt wurden. Spee vollends war bereits von einer etwas frühern Zeit in den Winkel gestellt worden, und ihn aus demselben mit einiger Unbequemlichkeit hervorzuholen, ist zierlichen Leuten nicht zuzumuthen.

Friedrich Schlegel hat sich dieses Verdienst erworben, und in dem poetischen Taschenbuch für 1806 die Deutschen zu neuer Aufmerksamkeit auf den übersehenen Mann eingeladen. Er hat dabei seine große Liebe für den Dichter unumwunden ausgesprochen; leider aber an manche von dessen Gedichten eine fast zu gewaltsame Hand gelegt. Wer aber jetzt den wahren Spee kennen will, braucht ihn nicht mehr mühsam in alten Bibliotheken zu suchen, denn er findet eine neue, gänzlich unveränderte Auflage seiner „Trutznachtigal,“ welche zu Berlin 1817 erschienen ist, begleitet von einer Vorrede, welche über Spees Leben und Wirken einige sehr anziehende Berichte enthält.

§. 83.

Spee ist oben ein liebes frommes Kind genannt, und durch dieses Wort fast genugsam in seiner Eigenthümlichkeit gezeichnet. Soll ein Mann dieses Lob verdienen und ein Kind genannt werden dürfen, so muß er zuvörderst ein — Mann sein; denn was wäre Kindlichkeit ohne den Grund und Boden von Männlichkeit; oder, damit auch der Frauen ausdrücklich gedacht werde, ohne Seelenfülle und Reife? — Aber Spee war auch ein ächt dichterisches Kind, daß heißt: er

vermochte auf dem trüben Grunde seines Lebens, wie es sich nun einmal in zeitlicher und räumlicher Hinsicht gestaltete, ein neues aufzuführen, und da bei ihm wie billig die Kunst nichts anderes war, als ein Ausstrom der Religiosität, so vermochte er sogar jene Scheidung zwischen dem gegebenen wirklichen und erschaffenen wahren Leben aufzuheben, und zur Einheit zu führen. Das klingt sehr schwer und geheim, und wird auch stets so klingen für den bloß natürlichen Menschen, von dessen Natur die heilige Schrift genauer Kunde giebt; aber es ist nicht geheim, und wenn auch schwer doch glückselig lohnend für den der aufgehört hat, nur sich zu wollen, weil er das Höchste erkannt hat, das uns auch mit dem Gegebenen versöhnt, indem es uns einen neu schaffenden Geist verleiht.

Spee hängt mit dem Himmel nicht bloß durch Ahnen und Sehnen zusammen, sondern durch reine handelnde Liebe. Diese Liebe ist seine Muse, und so will ich es nur gestehen, daß er auch von nichts anderem singt und zu singen vermag, als von dieser göttlichen Liebe. Er weiß nichts weiter, und will nichts weiter wissen, als seinen Erlöser und er ist unerschöpflich in Wendungen um diese Liebe auszusprechen. Zwar kann er den Frühling köstlich schildern; aber diese Farbenpracht ist doch nur Decoration, vorbereitend die Erscheinung des gläubigen Menschen, der sogleich auftreten und jene Liebe aussprechen soll. Zwar versagt ihm selbst der ächte Romanzenton nicht; aber er bedient sich seiner nur einmal, um uns den heiligen Xaver zu zeigen, der freilich auch ein ächt ritterlicher Christenheld ist.

§. 84.

Auch eine Art von dialogischer Form versucht er, doch immer nur für ausdrücklich religiöse Gegenstände, wovon

wir doch ein kleines Beispiel geben wollen, voraussetzend, daß zwar einige Leser sodann erklären werden, der einfältige Mann sei mit nichten für sie geeignet, andere dagegen ihm einige Liebe zuwenden dürften. Die Stelle ist aus einem Gedichte, das die Aufschrift hat: „Anderer Bußgesang eines zerknirschten Herzens," wo es am Schlusse in Beziehung auf den zum Vater zurückkehrenden Sohn also heißt:

Will sprechen: O du Vater fromm
Laß fließen Gnad und Güte!
Zu dir ich jedoch wiederkomm,
Und bin doch dein Geblüte.
Bin zwar unwerth, mich Luft und Erd
In ihrem Schoß ertragen;
Doch zieh' mich ein, zun Knechten dein,
Erbarm dich meiner Klagen!

Wer weiß, er möcht entgegengahn,
Dem lang verlohrnen Kinde,
Mich möcht mit Armen heften an
An seine Brust geschwinde.
Wer weiß, ob nit mit schnellem Ritt
Er schon zu mir kommt eilen,
Zwar seine Gnad, ohn End bestaht
Sich thut ohn Maas ertheilen.

O da, du Vater, Vater mein!
O weh mir schönem Kinde!
O Kind, O Kind kehr wieder ein
O wo, daß dich noch finde!
Ach Vater ich's bekennen muß
O weh mir Frech und Stolzen!
Ach Kind, mein Herz ob deiner Buß
Ist schon für Lieb zerschmolzen.

Ach Vater mich nimm wieder an
Bin sonsten gar verlohren!

Ach Kind was magst in Zweifel stahn,
Mein Ingeweid erkohren!
Ach Vater will zun Knechten gahn
Mein Leib ist gar erfroren!
Ach Kind; sollt ich dein Knechten lan
Mein Fleisch von mir geboren?

Ach Vater bin's mit nichten werth
Mich laß bei deinen Füßen!
Ach Kind, dein hab ich lang begehrt,
Muß dich nun herzlich grüßen!
Ach Vater, liebster Vater mein,
Wann ich der Sünd gedenke!
Ach liebstes Kind, nit also wein
Ich dirs von Herzen schenke!

Geschwind, geschwind, in aller Eil
Her, Sammet her und Seiden
Her was von bestem Pupur feil!
Will ganz mein Kind bekleiden,
Bringt her Gold, Perlen, Edelstein
Will frei dich prächtig zieren,
Richt zu die Tisch, laßt fröhlich sein
Laßt uns nun jubiliren.

O Vater, Vater viel zu frumm!
O Gnad ganz unermessen!
Vör Wunder schier ich bleibe stumm,
Die Sprach ist fast vergessen.
Ach Sünder all, aus aller Welt,
Laßt euch bei Zeiten sagen,
In Eil in Eil euch unterstellt
Wollt nie, ach nie verzagen!

§. 85.

Wie gesagt, daß ist ein einfältig tröstlicher Kindesgesang; aber man kann die Theilnahme nicht jedermann zu-

muthen. Ich hätte viel Vornehmeres aus Spee wählen können; aber es schien mir Pflicht, ihn eben von jener ihm ganz eigenen kindlichen Seite zu zeigen. — Erwägen wir dabei etwa Folgendes:' Vielleicht würden wir sehr wohl thun, wenn wir uns von der allerfrühsten Zeit an mit — Shakspear beschäftigten. Selbst als Kindern würde uns der liebe kleine Arthur im König Johann herzliche Freude und Rührung bereiten, wir würden dann fortfahren und nach und nach an der kindlichen Imogen und Miranda großen Theil nehmen, wir würden späterhin Scherz und Witz verstehen lernen, dann den Zusammenhang des Scherzes und Ernstes, es ginge uns Hamlet, Lear, Macbeth u. s. w. auf, endlich Alles, und wir empfingen unter Leitung jenes Dichters, aber durch unsre eigne Anstrengung einen ganz vortrefflichen Lohn, nämlich einen allseitigen Geschmack; das heißt: im Besitze der Kenntniß des Urschönen das Vermögen sich an jeder Gattung, oder an jedem einzelnen Strahl des Schönen zu erfreuen. Dann dürfte man sich auch gar nicht mehr wundern, wie ich von Spee auf den kleinen Arthur und von diesem auf Shakspear und die Geschmacksallseitigkeit gekommen bin.

Endlich möge noch des Eifers gedacht werden, mit welchem Spee die Vortrefflichkeit der deutschen Sprache verkündet und beweiset, so wie nicht minder, daß er die Anfangsgründe der Metrik, an die damals fast niemand dachte, recht wohl vorzutragen und praktisch darzustellen weiß. Er steht in dieser Hinsicht weit über seinen Vorgängern z. B. über Weckhrlin, und nähert sich Opitzen. Ueberfreigebig hat man bekanntlich lange genug den letzt genannten Dichter für den Ersten erklärt, der über den Bau und die Messung der gebundenen Rede gute Regeln gegeben, die er selbst beobachtet habe; allein Spee theilt dieses Verdienst, und da ein-

mal der ganze Mann an das Tageslicht zurück gerufen worden ist, so möge ihm auch dieses gerechte Lob nicht verkümmert werden.

Ich bilde mir indessen keinesweges ein, nunmehr für Spee einen allgemeinen Sieg gewonnen zu haben, und eine gewisse Gattung von Menschen, die etwa alle Quartal einen lauen Halbspaß auftreiben, wird auch wohl für ihn noch etwas dergleichen anzufördern wissen. — Es ist sehr möglich, daß Spee bereits im siebzehnten Jahrhundert mit solchen Gedichten von „Pharisäern“ und „Schriftgelehrten“ über alle Maaße ausgelacht worden; und auch im neunzehnten wird es an dergleichen Personen, so wie an bloß flachen Lachern, deren Lachen sich indessen gewissermaßen selbst auslacht, vermuthlich nicht fehlen. Doch hat es damit, wie natürlich, nichts auf sich. Aufgewirbelter Staub kann lästig werden, aber man gewöhnt sich endlich daran, wie man sich an Mücken, Fliegen u. s. w. gewöhnen muß. Man kommt doch an's Ziel.

§. 86.

Jakob Balde,

(geb. zu Ensisheim in Elsas 1603, gestorben 1668 zu Neuburg in der Oberpfalz.)

Ein Gerücht sagt, er habe sich zuerst auf die Rechtswissenschaft gelegt, aber bald gefühlt, daß er sich nicht für dieselbe eigne, worauf er mit nie ermüdendem Eifer das Studium der Theologie ergriff. Im zwanzigsten Jahre seines Alters begab er sich — man sagt aus unglücklicher Liebe — in den Jesuitenorden, und wurde in das Collegium zu Landsberg aufgenommen. Der Orden, nicht ungeschickt selbst

die schwächsten Anlagen zu erkennen und zu benutzen, fand gar leicht die glänzenden Talente des neuen Mitgliedes aus, der auch bald als Lehrer der Rhetorik zu Ingolstadt, so wie als Hofprediger zu München, einen Beifall erhielt, wie er früherhin wohl Keinem noch zu Theil geworden war. Der baiersche Hof zog ihn allen andern Predigern vor, das ganze katholische Deutschland allen seinen andern Dichtern, selbst das Ausland schätzte ihn, (wenn auch die kühleren batavischen Poeten ihn nicht für klassisch anerkennen wollten) und selbst der Papst belohnte ihn durch das Geschenk einer goldenen Ehrenkette. Auch bei seinem Tode zeigte sich das Gefühl der Verehrung auf eine seltene, wenn auch ungeschickt scheinende Weise. Die angesehensten Rathsherrn stritten um seine — Feder, man konnte sich nicht vereinigen und mußte endlich losen, da sie denn ein Rathsherr in Nürnberg bekam, der sie in einer silbernen Kapsel aufbewahrte *). Vermuthlich existirt die Feder noch, wenn nicht etwa spätere Nüchternheit die weitere Aufbewahrung versäumt hat. Baillet ist sogar geneigt, jenes Besitzthum der Feder für Kirchenräuberisch zu halten, denn sie sei dadurch einem Bilde oder Altar der heiligen Jungfrau entwandt worden, der sie Balde vermacht habe. Herder bezweifelt dieses Vermächtniß da der Dichter nicht so eitel gewesen sei; mich dünkt es sei eine solche Anordnung von Balde's Seiten nicht bloß möglich sondern höchst wahrscheinlich. Bei tausend ja hunderttausend anderen wäre es eine Eitelkeit gewesen; bei ihm nicht, wie ich zu zeigen gedenke.

§. 87.

Was man gewöhnlich das Glück des Lebens nennt, war für unsern Dichter nicht vorhanden und jene Nachricht

---

*) Also Bayle in seinem Lexikon.

von einer unglücklichen Liebe, die ihn den entscheidendsten Schritt seines Lebens thun ließ, scheint vollkommen gegründet. Sein äußeres Leben war geschlossen und hing nunmehr von den Oberen ab. Bei den mannigfaltigsten Leiden seines Gemüthes und bei stets erneuertem rastlosen Studieren ging die Gesundheit des Körpers verloren und mehrere Jahrzehnte lang war sein Leben fast nur ein fortgesetzter Kampf mit der Natur, die ihm dasselbe, wenn ich mich so ausdrücken darf, nur unter den härtesten Bedingungen erlaubte. Dennoch konnte selbst eine Diät wie sie nur der strengste Büßer zu führen pflegt, ihn nicht vor steter Kränklichkeit schützen, und der häufige Wechsel des für ihn rauhen deutschen Klima's preßte ihm die traurigsten Klagen ab, da er sich stets auch geistig durch denselben gehemmt fühlte. Seine Phantasie versetzte ihn bald nach dem südlichen Italien, bald nach dem reich blühenden Morgenlande. So angeregt schien er einige Zeit beruhigt, bis er endlich aufwachend sich wieder in seinem Baiern befand, einem ohne Zweifel vortrefflichen Lande, für das aber er nicht paßte. — In seinen letzten Lebensjahren war seine Gesundheit dergestalt geschwächt, daß er sich von allem Umgang zurückziehen mußte.

Auch seine vielseitige und feine Bildung gab ihm die vielseitigsten und feinsten — Schmerzen. Er hatte der Bewunderer viele und der guten Bekannten, mit denen sich auch über Wissenschaftliches und Poetisches reden ließ; aber ihm fehlte ein Freund, der ihn ganz erfüllte, denn in den Kreisen, in welchen er sich bewegte, fand man seinen Geist zu hoch und wagte nicht, sich ihm ganz hinzugeben. Er selbst scheint bei diesem Mißgeschick fast ganz unschuldig, denn kaum läßt sich eine höhere Bescheidenheit finden, als die er besaß, und wenn er sich auch, wie natürlich, als Dichter fühlte, so betrachtete er doch seine Fähigkeiten nur

als ein Glück, nicht als Verdienst, und im Gefühl derselben wurde er nur noch sanfter und milder im Umgange mit Menschen.

Wie traurig: Die ihn am besten verstanden, ob wohl seinem tiefen Gemüthe fremd, waren Ausländer, der eine Barläus, ein Holländer, ein kühler verständiger Mann, und der andere Claude de Mesmes, Comte d'Avaux, jener uns allen wohlbekannte Franzose, der bei dem Westphälischen Friedensgeschäft eine für Deutschland so schmerzliche Rolle spielte. Von ihm hatte der arme Balde viel Gutes gehofft für sein Vaterland, das er, trotz aller Klagen über das Klima, doch unendlich liebte. Dem Grafen widmete er manche gar köstliche Lieder, und war glücklich genug sich bereden zu können, daß jener Freund bei den Friedensverhandlungen nicht habe anders verfahren können als er verfuhr und daß das Elend jenes Friedensschlusses nicht ihm zuzuschreiben sei.

§. 88.

Treten wir jetzt dem Bilde des Dichters noch näher, zuvörderst durch eine einfache Bemerkung. Da es billig ist was man als religiös Ueberzeugter ist, ganz zu sein, so ist Balde als Katholik und noch dazu als Jesuit in beider Hinsicht vollständig und schon um deshalb höchst interessant. Man kann und soll bedauern, daß er so höchst eifrig Jesuit war, daß er in Baiern lebte, wo damals der freiere Geist sich wohl oft gehemmt fühlen mußte; aber es scheinen diese Klagen doch unersprießlich, denn sie heißen am Ende nichts weiter, als wir bedauern, daß Balde, den wir als Balde mit Recht lieben und schätzen, nicht noch nebenbei etwas anderes war, als eben Balde. Solche Klagen sind schon um deswillen unstatthaft, weil wenn wir sie uns

einmal erlauben nimmermehr ein Ende abzusehen ist, denn jedes einzelne Individuum würde Stoff zu ähnlichem Bedauern geben, weil es als Einzelwesen nicht das Löbliche aller Individuen zugleich haben kann, so daß wir zuletzt gar nicht mehr zu reinem Genusse gelangen könnten.

Im Gegentheil ist es höchst anziehend und lehrreich, diesen rein katholischen eifrig jesuitischen Balde den großen protestantischen Dichtern seiner Zeit gegenüber zu stellen; nicht um den einen auf Kosten des andern zu erheben, sondern um sie alle in ihrer Art anzuerkennen, sobald diese Art nur überhaupt eine ächte und rechte ist. Auch Balde erlebte, wie aus der Angabe seines Geburt- und Sterbejahrs zu ersehen, den ganzen dreißigjährigen Krieg; und der Anblick seines geliebten Vaterlandes, das fast wie ein ungeheurer Scheiterhaufen in Flammen aufzugehen schien, verwundete ihn nicht minder tief als er Opitz, Gryph und ähnliche Männer verwundet hatte. Seine Leiden wurden, wie wir oben angeführt haben, noch vermehrt durch eine schwache Gesundheit; doch eben in solchen Verhältnissen zeigt sich am klarsten, daß seine Seele nicht schwach war, denn je tiefer er sich angegriffen fühlte, je mehr neigte er sich auf die Seite des Erhabenen. Das Erhabene allein wird aber in einer Welt, wie die damalige, seiner selbst zuweilen überdrüssig, und in solchen Fällen schlägt Balde den Weg der Polemik ein, oder läßt sich von Schwermuth und Trübsinn leiten, oder nimmt leider auch wohl zu bitteren Scherzen, die ihm wie verzweifelte Mittel in Krankheiten vorgekommen sein mögen, seine Zuflucht.

Daß Balde Luthern haßte, mag hingehn, da er ihn nicht kannte, seiner ganzen Lage nach, das Beste im Luther nicht kennen konnte, und seinem Orden nach, nicht kennen durfte, daß er aber diesen ungerechten Haß zuwei-

len auch mit den härtesten und herbsten Worten ausspricht, erfüllt uns mit gerechtem Bedauern gegen den sonst so wohl gesinnten Mann. Weit natürlicher, von seinem Standpunkte aus, ist es, daß er dem Protestantismus Schuld giebt, den deutschen Krieg veranlaßt zu haben, der nur mit der Erniederung Deutschlands enden könne. In Zeiten solcher Noth, wie die damalige war, mochte der schwache Mensch wohl überhaupt gern die Schuld von sich hinweg schieben und auf andere wälzen. Die anderen thaten wieder dasselbe, und beide hatten sehr menschlicher Weise — Unrecht.

§. 89.

Traurig ist ferner, daß der Haß gegen den Protestantismus Balden mit veranlaßt zu haben scheint, eine fremde Sprache zum Organ seines poetischen Geistes zu machen. Er hatte, als katholischer Süddeutscher, nie die ganze Würde der deutschen Sprache kennen gelernt, zu der Luther sie geführt, er kannte sie vielleicht nur von ihrer scherzend fröhlichen Seite, und von dieser gewiß sehr angenehmen Seite wußte er sie, zuweilen wenigstens, mit Leichtigkeit zu behandeln. Aber er fühlte ohne Zweifel, so scheint es, daß er die protestantischen Helden der deutschen Dichtkunst auf ihrem Gebiete der deutschen Sprache nicht erreichen, viel weniger überflügeln könne, darum wählte er die lateinische in welcher alle seine bedeutenderen Gedichte geschrieben sind.

Nach dem was Herder und A. W. Schlegel über ihn als Dichter gesagt, scheint seine Charakteristik fast geschlossen, doch möchten folgende Zusätze noch nöthig sein. An Correktheit übertrifft ihn keiner, doch ist Opitz ihm vielleicht gleich, an Reichthum steht er über Opitz, doch überragt ihn Flemming an geistiger Frischheit, an Macht der Phantasie weicht er aber keinem Poeten seines Jahrhunderts, und in gewis-

sen Oden an die Jungfrau Maria weht ein so süßer Duft und zauberischer Klang, daß wir ihn in dieser Hinsicht fast als einzig betrachten dürfen. Auch Herder hat, wie billig, diese Oden sehr geliebt, aber vielleicht aus Scheu vor Mißverständnissen uns nur in den Eingang dieses herrlichen Marientempels geführt. Der Verfasser dieses Werkes hat, so hofft er, wohl gezeigt, was er von Martin Luther hält und hofft deshalb, es soll mit seinem Lutherthum wohl bestehen können, daß er in jenem Baldischen Tempel mit großer Rührung und Andacht verweilt hat.

§. 90.

Im Jahr 1674 erschien zu Stuttgard ein Werk mit der Aufschrift: „Reformirter Ehrenpreis, darinn die hochgelobte Jungfrau Maria die ihr vom Jesuiter Jakob Balde angebotene göttliche Ehr ihrem Kinde Jesu, dem solche allein zuständig, überreicht. Rosetum Parnassium, aut. Jo. Ulr. Erhard.“ Mehrere Gedichte lateinisch und deutsch sind hier parodirt. Ich habe dieses Buch nicht gelesen, auch ist es wohl nicht nöthig, da die Aufschrift den Inhalt ausspricht, einen Inhalt, der, wenn man ihn nur aus der, wie es scheint, ein wenig heftigen Erbittertheit in religiöse Friedlichkeit übersetzt, sich ganz — von selbst versteht. Spricht doch der Dichter selbst deutlich genug aus, daß auch er im tiefern Sinne es so meine, und wollen wir es ihm dann wehren ihm dem Irdisch-verarmten, dem keine Liebe und keine Freundschaft auf Erden blühte, sich mit seinen Schmerzen und seiner tiefen Sehnsucht an die heilige Jungfrau zu wenden, von der er nie ohne Trost zurückkehrt? und hat er sie denn je anders gepriesen, denn als selige Mutter des ewigen Heilbringers?

Lasset uns sehen, ob die Begeisterung, welche ihn zu

diesem Altar führt, eine edle und reine sei, und ob der Protestant hier zu fürchten und zu protestiren habe. — Wir geben, wie billig, die Herdersche Uebersetzung:

Mutter und Kind.

Holder strahlet das Auge Dir
Süße Mutter, im Glanz himmlischer Freude, wenn
Auf den rosigen Knaben Du
Niederblickest, und Ihn leise dem Herzen nahst.
Zarter schlingen sich Blum' und Stamm
Nicht zusammen, wie Du Kind, an der Mutter Blick.
Wie die Mutter an Deinem Blick
Hangt und trinket in ihm Athem der Seligkeit.
O Ihr Beide, die nur Ein Herz
Eine Seele belebt! Mutter dem Sohne Du,
Sohn der Mutter des Lebens Band *).

Wer möchte hier, mit irgend einem sogenannten System in der Hand, kritteln wollen? und wer würde nicht in den Hymnus einstimmen, mit dem er Maria's Himmelfahrt feiert.

An dem Tage, da Du der Erd', o Jungfrau,
Dich entschwingend, hinüber die Gestirne
Stiegst, da neigete sich bestreut mit Blumen
Dir der Olympus.

Und ein süßer Gesang, als Du hineintratst,
Scholl den Himmel hindurch Dir laut entgegen:
„Wer ist Sie, die aus wilden dunkeln Hainen
Glänzend hervorgeht?"

Eine Göttin, in Sich, o ganz in Sich schön,
Ueberfließend an Reiz und süßen Freuden;
Um sie duftet der Aether; lieblich lehnt sie
An den Geliebten

*) Coagulum vitae.

Ihre holde Gestalt. So tritt in seine
Stillen Reiche der Mond; so blickt die Sonne
Auf am Morgen; es küßt ihr Blick auf alle
Thränen Aurorens.

Unter solchen Gesängen hobst Du höher
Dich, o Mutter im Arm des Sohnes und über
Stiegest Alles was Gott nicht ist, und tauchtest
Dich in der Gottheit

Glanz. O selige, Gnadenreiche Jungfrau,
Laß vom Meere der Freuden, laß aus deinem
Vollen Becher auch nur ein Tröpflein stillen
Unsere Thränen.

§. 91.

Er flüchtete mit allen seinen Schmerzen zu diesem Altar. Schon kennen wir diese, in so weit sie sich in seiner, des an Liebe und Freundschaft Verarmten, Brust erzeugten; aber kaum ahnet jetzt der kühlere Leser, wie groß der Jammer des Vaterlandes war, und wie tief er ihn mit empfand. War es nicht wirklich so wie er Deutschland reden läßt?

Was athm' ich länger? Ich der Verachtete!
Des Feindes Beute, Beute des Spottenden.
Ich ringe zur Geburt und kann nicht
Kann nicht gebären. O welchem Schicksal

Erspar ich mich? von innen und außen gleich
Bedrängt, begraben. Neben einander liegt
Macht, Ehre, Tugend, Glück und Würde
War es nicht Höhe, die mir zum Fall ward?

und stimmt nicht jeder wahrhaftige Bericht aus jener Zeit mit ihm überein wenn er mit einer anderm Ode sagt, man

könne die einzelnen Wunden Deutschlands nicht mehr zählen, denn es sei nur „eine einzige Wunde?" Längst hatte das Leben für ihn den raschen fröhlichen Pulsschlag und die blühenden Wangen verloren, er selbst fand sich wie einen Schatten unter unbefreundeten Gestalten. Die Nichtigkeit alles Irdischen steht in greller Deutlichkeit vor ihm, und Kirchhof, Grab und Verwesung sind die ewig wiederkehrenden Bilder zu denen ihn seine verwundete Phantasie hinführt. Und ihm sollten wir die begeisterte Liebe für die Jungfrau wehren wollen, in der er die Quelle des süßesten Trostes fand? jenes Trostes, der nie versiegt, und in dessen Besitze ihn nichts mehr zu irren vermochte?

§. 92.

Nur mit Misgefühl gedenken wir seiner deutschen Gedichte in denen er sich fast nur polemisch oder in gekünstelter nicht geistreicher Scherzhaftigkeit zeigt, und es kann ihm schwer verziehen werden, daß er unsre edle Muttersprache nur dann gebrauchte, wenn er gewisse Schlacken seines Innern, die sich erst nach und nach selbst verzehrten, und die feindlichen Leidenschaften von denen er nicht frei sein konnte, für das größere Publikum verarbeiten wollte. Ganz übergehen darf ich sie nicht, und um die etwanige Vermuthung einiger Partheilichkeit für ihn zu vermeiden, muß ich wohl hier sogar eine kleine Probe von solchen sehr selten gewordenen Gedichten geben. Wer würde es glauben, daß Balde den überhaupt nicht sonderlichen Scherz der Macoronischen Versspiele mitgemacht und noch dazu nicht einmal sonderlich zu behandeln gewußt hat? So heißt es in seinem „Agathyrsus zum Preiß der Magerheit:"

Wohlan so will ich denn
Links, rechts, Latein und Teutsch zugleich

eins singen wie ich kann:
Exulta felix macies,
laetare, torva facies,
Du stehst wohl an ei'm Mann.
Wann's Menschen Leib nit wär
imago foedi carceris,
So wär' feist seyn ein Ehr.
Sed vere capti vivimus,
omnes enim peccavimus
von Adams Zeiten her, u. s. w.

§. 93.

Hin und wieder regt sich jedoch in seinen deutschen und buntschäckigen Gedichten ein besserer Geist, doch freilich nur selten. Die deutsche Sprache will vollständig geliebt-sein, sonst kommt sie auch dem großen Talent nicht zu Hülfe.

Da nun also seine besseren Gedichte in lateinischer Sprache tönen, so ist leicht zu begreifen, daß er, wenig gekannt von dem deutschen Volke und von den protestantischen Gelehrten verschmäht, wenigstens im nördlichen Deutschland bald fast ganz vergessen wurde *). Als Herder eine Auswahl der Baldischen Oden in deutscher Sprache dem deutschen Publikum übergab, war vielleicht unter hundert Lesern kaum einer, der jemals auch nur den Namen des Dichters gehört hätte, und so konnte man sein edles Werk (Terpsichore 1795) als ein reines Geschenk betrachten. Die

*) Nur an die Schlacken seiner Natur, die leider nicht im Stillen, sondern öffentlich verloderten, erinnerte man sich, an seine Tabacksgedichte, an die Brochüre: Paradoxon musicum, d. i. Neues geistliches Lied von einer wilden Sau u. s. w. — Es sollen diese Verirrungen auch nicht verschwiegen werden; dann aber werfe man den Mantel der Liebe, und den großen weiten poetischen Purpurmantel darüber, in dem der bessere Balde fast königlich einherschreitet.

Deutschen sind so reich, daß sie nicht leicht fürchten dürfen, mit ihren Schätzen zu Ende zu kommen, aber auch in der Mehrheit so vergeßlich, — ein Vorwurf, der sich im Leben doch noch öfter wiederholt, als in diesem Buch, wo ich ihn zu wiederholen nicht scheuen durfte — daß es doppelt verdienstlich wird, sie von Zeit zu Zeit zu erinnern. Indessen ist nicht jeder Sucher und Sammler geeignet, hier als Schatzgräber zu erscheinen und die Wünschelruthe mit Glück wirken zu lassen. Nur dem Rufe des Dichters erscheint der abgeschiedene Dichter und redet vertraulich mit ihm, daß er nunmehr der lebensfrohen Mitwelt verkünden kann, welch ein edler Schatten dort um den ungekannten Grabhügel wandle.

§. 94.

Johann Angelus, (mit dem wahren Namen Scheffler)

dessen Geburts- und Sterbejahr nicht bekannt ist, war anfangs kaiserlicher Leibarzt, ging zur katholischen Kirche über und wurde Priester. Seine Vaterstadt ist Breslau, wo er auch den größten Theil seines Lebens zugebracht zu haben scheint.

Es darf nicht befremden, daß diese Notizen von seinem Leben so dürftig sind, da auch seine Schriften wenigstens ein ganzes Jahrhundert fast gänzlich vergessen waren, und fast ungenutzt in dem Staube einiger alten katholischen Klosterbibliotheken lagen. Ein günstiger Zufall führte mir sein wichtigstes Werk zu, und ich sah mich dadurch in den Stand gesetzt, eine Auswahl aus seinen Gedichten im Frauentaschenbuch für 1819 dem deutschen Publikum übergeben zu können. Der wiedergefundene Dichter hat sehr innige und

bedeutende Freunde gefunden, aber auch Feinde zur Genüge, wie denn das nicht fehlen konnte; da er sehr bedeutend ist.

Jenes Hauptwerk führt den Titel; „Johannis Angeli Silesii Cherubinischer Wandersmann. Geistreiche Sinn und Schlußreime zur göttlichen Beschaulichkeit anleitende. Von dem Urheber auf's neue übersehn und mit dem sechsten Buche vermehrt, den Liebhabern der geheimen Theologie und beschaulichen Lebens zur geistlichen Ergötzlichkeit zum andernmahl herausgegeben. Glatz, aus neu aufgerichteter Buchdruckerei Ignatii Schubarthi, Anno 1674." Die erste Auflage muß beträchtlich früher erschienen sein, denn die Approbationen der Censur sind zu Breslau bereits 1656 und zu Wien 1657 gegeben worden. Die Vorrede der zweiten Auflage schließt: „In Schlesien am 7. Aug. 1675."

§. 95.

Schon diese Aufschrift des Werks zeigt uns, daß wir hier mit einem Mystiker zu thun haben, bei welchem Worte — wie bereits oben angedeutet wurde — manche Neuere fast zu erschrecken pflegen, wie vor einem unheimlichen Gespenst. Andere sind schon über das Erschrecken hinaus, und haben sich mit einigen für witzig gehaltenen Einfällen bewaffnet, von denen ganze Ladungen von jenseit der Ardennen her nach Deutschland herübergeführt worden sind, so daß man jetzt nur unbedenklich zugreifen kann, ohne jemals Mangel befürchten zu dürfen. Andere sind völlig anders gesinnt und begrüßen das bloße Wort Mystik schon mit Jauchzen, ja fühlen sich in ihr behaglich wie etwa Nervenkranke in einem warmen Kräuterbade. Wir haben sogar Schriftsteller und Nicht-Schriftsteller, die sich mit besonderm Studium auf die Mystik gelegt haben, und allen-

falls als Licentiaten und Baccalaureen derselben auftreten können.

Meine eigne Ansicht ist eine ganz einfache. Ich habe nie verhehlt, daß mir alle und jede Mystik, welche die Beinamen „neumodig" oder „gemacht" verdient, von jeher im hohen Grade zuwider gewesen ist, und stets sein wird, weil sie in der That nie mehr sein kann als ein Gespenst, und zwar ein höchst schwächliches. Es hatte sich zwar in den Mantel eines Isispriesters gehüllt, und wollte in demselben und durch manche tönende Phrasen imponiren, da es aber auf verständige Fragen nicht antworten konnte, so wurde es verlacht und mußte verdrießlich abtreten. Vielleicht war es auch nicht einmal ein ordentliches Gespenst, denn es scheint jetzt wirklich gestorben zu sein, und man hat es keines ehrbaren Begräbnisses gewürdigt. Es theilt dieses traurige Schicksal mit einer gewissen sogenannten Aufklärung die bekanntlich auch einmal Mode gewesen, und an der man sich nur zu lange gelabt hat. Diese Aufklärung, innerlich hohl und unerquicklich, ist zuletzt ihrer eigenen Langweiligkeit fast überdrüssig geworden und hat sich selbst ein Grab gegraben, bei dem ihr noch häufig betrübte Leichenreden gehalten werden. Jene Mystik war ohne Zweifel besser gemeint aber schwächlich wie sie, und mußte deshalb ihr Schicksal theilen.

§. 96.

Wenn es aber schon höchst unbillig ist, das Kind mit dem Bade zu verschütten, so ist es vollends frevelhaft, dem Genius ein solches Bad bereiten zu wollen, und lächerlich obendrein, da besagter Genius dergleichen Nachstellungen nicht sonderlich achtet.

Es gab besonders im siebzehnten Jahrhunderte einige deutsche Schriftsteller, in deren Werken ein ganz eigener

mächtiger und tiefsinniger Geist die Flügel regt. Es wird uns bei ihnen, wie etwa in einer mondlichen Sommernacht wo Musik, Blüthenduft, Dämmerschein, Quellen- und Waldesrauschen mit wunderbaren Stimmen zu uns reden, und die Seele sanft sich löset, die im Mittagsgetreibe des weltlichen Marktlebens doch wohl zuweilen zerstreut oder verletzt werden kann. In solchen Nächten und in solchen Büchern besinnt sich die Seele gleichsam auf sich selbst und auf ihren höhern Ursprung, und kehrt wie das Kind aus der Fremde zu der liebenden Mutter zurück, bei der doch uns allen am wohlsten ist. Den sinnigen Naturen wird dann die Zeit wie Ewigkeit, und der Mensch fühlt die unendliche Gnade, durch reine hingebende Liebe in Gott und mit Gott vereinigt zu werden.

Nur der Philosoph darf sagen, und nur aus seinem Munde tönt bedeutsam das übelklingende hochmuthschlagende Wort: The observation of human blindness and weakness is the result of all Philosophy. Was H u m e vielleicht nicht ohne schweren Kampf niederschrieb, hätte Angelus, der es gewiß noch tiefer fühlte, mit der größten Gelassenheit reden und schreiben können, denn er hatte gefunden, wo und wie bei vollendeter Anerkennung eigner Blindheit und Schwäche, reine selige Anschauung und Kraft zu schöpfen ist. Wo das Wissen aufhört fängt der Glaube an, denn das h ö c h s t e Wissen besteht eben in dem Wissen und bescheidenen Anerkennen — nicht des Nichtwissens überhaupt, sondern des Wissens dessen, was nicht gewußt, sondern nur angeschaut und geglaubt werden soll. Der höchste Act des Wissens, ist, sich klar zu machen, daß über göttliche Dinge nur göttliche innere und äußere Offenbarung Statt finden kann. Frei ist nur der Mensch, der sich Gotte geschenkt hat und nichts sein w i l l außer ihm, weil außer

ihm alles nur ewiger Tod ist. Mächtig ist nur der; der seine Ohnmacht erkannt hat, und nur in Gottes Kraft ruht und ruhend wirkt.

§. 97.

Aber die göttliche Natur kann dem Menschen im bloß leidenden Zustand nicht von außen kommen, und eben so wenig als jemand durch den bloßen Act des Sterbens selig werden kann, eben so wenig kann er durch bloßes Betrachten, und stolzes Sich-aneignen-wollen des Verdienstes Christi, des vollendeten Friedens theilhaftig werden. Der Dichter spricht dieses nicht selten auf eine fast überkräftige Art aus, in Epigrammen, die der tiefsten Betrachtung werth sind, da sie bei dem ersten Anblicke vielleicht als schroff befremden können. Z. B.

Die geistliche Maria.

Ich muß Maria sein, und Gott aus mir gebähren,
Soll er mich ewiglich der Seligkeit gewähren.

Das Aeußere hilft Dir nicht.

Das Kreuz zu Golgatha kann Dich nicht von dem Bösen,
Wo es nicht auch in Dir wird aufgericht, erlösen.

In Dir muß Gott geboren werden.

Wird Christus tausendmahl zu Bethlehem geboren,
Und nicht in Dir; Du bleibst doch ewiglich verloren.

Steh selbst von Todten auf.

Ich sag, es hilft Dir nicht, daß Christus auferstanden
Wo Du noch liegen bleibst in Sünd und Todesbanden.

Kann der ruhigste und besonnenste Denker hier etwas anderes angreifen als etwa einen einzigen Ausdruck? und müssen wir nicht rühmend anerkennen, daß unser Angelus sich gar fern hält von den Mystikern, die in fast träumender Ruhe ihr ewiges Erbtheil zu erreichen glaubten? Eher kann es scheinen, als gehe er auf der andern Seite zu weit, indem er von dem Handeln in Gott das völlige Gottwerden der Seele erwartet. Indessen ist der Satz: „die Seele wird was Gott ist,“ der auf die verschiedenste Weise in diesen Epigrammen ausgesprochen worden, nie anders zu verstehen, als daß die Seele aus Gnade werde, was Gott von Natur ist. Darüber erklärt sich der Dichter in der Vorrede sehr ausführlich, und da er allerdings besorgt sein konnte vor Misdeutungen, so beruft er sich auf Tauler, Rusbroch und andere auch in der katholischen Kirche gefeierte Männer, ja sogar, und mit Recht, auf den heiligen Bernhard und Augustin.

§. 98.

Den Rusbroch kenne ich nicht, die andern genannten sind mir, wie billig überaus theuer; dennoch kann, wie sich von selbst versteht, bei uns evangelischen Christen keine menschliche Autorität in göttlichen Dingen schützen. Möge es denn also immerhin sein, daß Angelus mitunter zu kühn und zu stolz rede, daß ferner das beschauliche Priesterleben mitunter ungünstig auf seine Sprüche wirke u. s. w. Des wahrhaft Vortrefflichen bleibt ihm genug. Und dann — man lasse mich die erste Frage thun — wollen wir denn ewig uns nur erfreuen an unserm eignen Echo? und immer nur lesen, das was fast jeder Leser allenfalls selber geschrieben haben könnte *) und eben deshalb kaum

---

*) Angelus selbst sagt darüber:

zu lesen brauchte? will die Mehrheit der deutschen Leser denn nicht endlich einmal das alte Geländer verlassen, an dem sie bequem aber ohne sonderlichen Erfolg für die Bildung wandelt, und wird man nicht mit den Worten „überschwenglich phantastisch u. s. w.“ etwas sparsamer zu sein sich entschließen wollen? — Das Unterkriechliche und Phantasielose ist denn doch noch weniger wünschenswerth.

Ich hoffe, wie immer das Beste, und das soll und das darf man auch von den Deutschen im Ganzen immer.

Die Menge aber, die Mehrheit, der Haufen, oder wie man es sonst nennen will, wird, so lange sie sich nur mit dem Sichtbaren und Greiflichen befreundet, und das für Wesen hält was nur Schein ist, auch nothwendig die wahre Wesenheit für Schein halten. Ja wagte sie nur ihre Herzensmeinung recht zu sagen, wir würden über den Apostel Johannes, über die Glaubensfreudigkeit des Paulus, über das ewig leuchtende Nachtgespräch Christi mit Nicodemus traurige Dinge zu hören bekommen; — haben sie auch wohl zum Theil bekommen, da in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts weder Frechheit noch Flachheit sich sonderlich zu geniren pflegte.

§. 99.

Damit aber niemand glauben könne, ich überschätze den Angelus, so werde hier noch ausdrücklich erwähnt, daß ich keinesweges von allen seinen Gedichten lobend rede, daß

Ach, daß wir Menschen nicht wie die Waldvögelein
Ein jeder seinen Ton mit Lust zusammenschrein!

und zu sehr bescheiden:

Ich weiß, die Nachtigal straft nicht des Kuckuck's Ton;
Du aber, sing ich nicht wie Du, sprichst meinem Hohn.

manche einen stolzen Irrthum enthalten, manche der reinen Deutlichkeit ermangeln und deshalb gefährlich wirken können u. s. w. Im Ganzen aber ist er in sich selbst fast immer klar, und jene Undeutlichkeit entsteht zuweilen nur, weil er sich bemüht, das Klare noch klarer zu machen. — Am liebenswürdigsten erscheint er in reiner Kindlichkeit. Z. B.

Ein Herz nur, das zu Grund Gott' still ist, wie er will,
Wird gern von ihm berührt; es ist sein Lautenspiel.

Die Liebe, wenn sie neu, braust wie ein junger Wein,
Je mehr sie alt und klar, je stiller wird sie sein.

Ein einzig's Wort spricht Gott zu mir und dir und allen:
„Lieb!" Thun wir dies durch Ihn, wir müssen Ihm gefallen.

Die Weisheit findt sich gern wo ihre Kinder sind.
Warum? (O Wunderding!) sie selber ist ein Kind.

Wer sich nicht drängt zu sein des Höchsten liebes Kind,
Der bleibet in dem Stall, wo Vieh und Knechte sind.

Das Wort, das Gott von Dir am liebsten hört,
Ist wann du herzlich sprichst: Sein Wille sei geehrt.

Zuweilen geht diese Liebe fast in elegische Rührung über die aber so einfach und einfältig-zart ist, daß wohl nur wenige sich entschließen möchten, dem Dichter hierin nachzufühlen, wenn er mit unendlichem Stolze und unendlicher Demuth spricht;

An den Gelehrten.

Du grübelst in der Schrift und meinst mit Klügelei
Zu finden Gottes Sohn: Ach? mache dich doch frei
Von dieser Sucht, und komm in — Stall, ihn selbst zu küssen,
So wirst du bald der Kraft des werthen Kinds genießen.

Ich die Ursach.

Sag, allerliebstes Kind, bin ich's um den Du weinst?
Ach ja, Du siehst mich an; ich bin's wohl den Du meinst.

Aber eben weil Angelus so klar denken, tief empfinden und rein anschauen kann, verdient er doppelten Tadel, wenn er, wie leider zuweilen der Fall ist, sich in eine gewisse Gattung von unersprießlich nüchterner Mystik, oder wohl in der Philosophie des absoluten Nichts zu verlieren scheint. Belege für diesen Tadel will ich nicht geben, da der Dichter erst wieder ein ehrendes Publikum um sich versammeln möge, welches er gar wohl verdient, wo denn auch der ihm gebührende Tadel näher entwickelt werden kann. — Hier will ich lieber mit vier sinnigen Epigrammen schließen. Die mögen ihm Liebe erwerben, das Höchste, was der Mensch erwerben kann.

Die Einfalt schätz' ich hoch, der Gott hat Witz beschert;
Die aber den nicht hat, ist nicht des Namens werth.

Es ist zwar wahr, daß Gott dich selig machen will;
Glaubst du, er will's ohn' dich, so glaubest du zu viel.

Mensch! glaube dies gewiß: wenn du nicht lebst in Gott,
Lebst du gleich tausend Jahr, du bist so lange todt.

Freund! es ist schon genug. Im Fall du mehr willst lesen,
So werde selbst die Schrift und werde selbst das Wesen.

---

§. 100.

Wenden wir uns jetzt zu zwei Männern, die, völlig verschieden von den letzt vorher gehenden, nicht nur nichts mit der Mystik zu schaffen haben, sondern mit beiden Füßen in der Wirklichkeit stehen, obwohl sie zum Glück, Herz und Augen höher zu richten im Stande sind, als diese reicht. Ohne diese Kraft würden sie auch nicht vermocht haben jene Wirklichkeit zu schildern, denn wer von ihr überwältigt wird, oder ein Theil von ihr ist, wird sie nicht zu objektiviren verstehen.

Samuel Greifenson von Hirschfeld,

dessen Geburtsjahr nicht bekannt ist, diente während des dreißigjährigen Krieges als Musketier, wir wissen nicht wie lange: doch ist zu vermuthen, daß er den größern Theil desselben mitmachte. Ob er es weiter brachte als bis zum sogenannten Gemeinen, ist zu bezweifeln; in jedem Falle hätte er auch einer höhern Stelle Ehre gemacht. Nach dem Ende jenes Krieges, bereichert mit Erfahrungen aller Art, glaubte er seine Zeit nicht besser anwenden zu können, als indem er einen Roman schrieb, wo auf einem meist lustigen oft grelllustigen Grunde die mannigfaltigsten Gestalten auftreten, wie sie ihm theils eine reiche Phantasie, theils eine reiche Erfahrung bot. Da er, wenn ich mich

des Ausdrucks bedienen darf, bei der Flamme, die in sein Vaterland geschlagen, oder bei den noch rauchenden Trümmern desselben schrieb, so möchte man vielleicht vermuthen, es werde wohl viel Schwermüthiges oder gar Trübseliges dabei herausgekommen sein. Allein, wie bereits vorhin angedeutet worden, ist dies keineswegs der Fall; er hat zwar die Sache nicht ganz leicht, doch auch nicht zu sehr zu Herzen genommen. Er ist wenigstens frisch und munter geblieben, und konnte es auch eher bleiben, da ihm wenigstens vergönnt war, bei dem allgemeinen Kriege mitzu handeln, worin immer etwas Stärkendes liegt. Oft erscheint ihm sogar mancher Jammer nur wie ein seltsamer Wirrwar, und wenn ihm auch das Elend in tausend gräßlichen Gestalten begegnet, so behält er doch das Vermögen, darüber hinweg zu sehen, und wohl gar zuweilen noch Ergötzen zu finden an der bunten Verwirrung, wenn auch freilich nur das sinnliche Auge an diesem Genusse Theil nehmen kann. Er ist eine gesunde, nicht sehr tiefe, sanguinisch leichte Natur, er hat Phantasie, — ich möchte sie Phantasie der Oberfläche nennen — Raschheit, Gewandtheit, Beschreibungstalent. Seine Gedanken sind meist wohlgemeint, gehen aber nicht auf den Grund, und was wir im höhern Sinne Ideen nennen, dürfen wir bei ihm nicht suchen.

§. 101.

Seinen besten Ernst hebt er auf für Streitigkeiten um den Katholizismus, dem er mit ganzer Seele und unerschütterlicher Consequenz zugethan ist. Viel Tausende um ihn ververgaßen zuletzt ganz, weshalb denn eigentlich dieser Kampf begonnen — mußte doch selbst der gute verarmte Ferdinand III. einen protestantischen General an die Spitze seiner immer kleiner werdenden Heere stellen, um mit ihm die

Protestanten zu bekämpfen! — unser Romandichtender Musketier hat dies nie vergessen, ja er nimmt in seinem Buch nur zu gern Gelegenheit, das Lutherthum zu befehden, wobei indessen, wie kaum erinnert zu werden braucht, seine Kräfte nicht ausreichen: An rhetorischen und dialektischen Kunststücken fehlt es ihm nicht; wohl aber an ächter Kenntniß unsers edeln Reformators.

Der Roman von dem hier die Rede ist, hat den Titel: „Der abentheuerliche Simplicissimus, das ist die Beschreibung des Lebens eines seltsamen Vaganten, genannt Melchior Sternfels von Fuchsheim, wo und welcher Gestalt er nämlich in diese Welt gekommen, was er darinnen gesehen, gelernt und erfahren und ausgestanden, auch warum er solche wieder freiwillig quittirt. Ueberaus nützlich, und männiglich nützlich zu lesen." Der Ausgaben (unter denen eine zu Mümpelgard 1669 erschien) sind sehr viele, worüber Kochs Compendium Th. II. S. 255 bis 260. ausführliche Nachricht giebt. Ein Buch wie dieses schien den Deutschen gefehlt zu haben, und als sie es hatten, konnten sie sich nicht genugsam daran ergötzen. Hier war ein Autor, der sich in Feldern und Wäldern den rauhen Nord des Lebens hatte anwehen lassen, und der schon um des Muthes willen, in das Elend der Zeit einigen Witz, Lustigkeit und Verschlagenheit hineinzustellen, anziehend wurde. Der Klugheit und Verschlagenheit rühmt sich der Verfasser selber, und da er wirklich ein wenig davon aufzuweisen hat, so war die Mehrheit der Deutschen gutmüthig genug es ihm zu glauben.

Mir selbst sind in dem Werke am interessantesten: einzelne Schilderungen von Begebenheiten, welche der Verfasser selbst erlebt, Anekdoten aus dem dreißigjährigen Kriege, welche oft wie eine epigrammatische Dolchspitze Schreck und

Lachen zugleich erregen, einzelne Sagen z. B. vom Galgenmännlein, und der Kunst sich unverwundbar oder unsichtbar zu machen u. s. w. Selbst das göttliche Bild von der „Landstürzerin Courage" durfte uns nicht erlassen werden, da sie wie eine blutroth flammende Pechfackel doch auch manches historisch beleuchtet, wofür wir uns schon den widrigen Qualm gefallen lassen müssen.

Wie sehr Lessing das Buch geschätzt und daß er sich mit dem Gedanken getragen es von neuem bekannt zu machen, wissen wir, und bedauern ohne Zweifel alle, daß der Vorsatz nicht ausgeführt wurde.

§. 102.

Geistig verwandt mit dem Verfasser des Simplicissimus ist:

Johann Michael Moscherosch,

[geb. 1600. im Hanauischen, gest. zu Worms 1669. *)].

Sein wahrer Name soll „Kalbskopf" gewesen sein, den er aber so unerquicklich fand, daß er ihn gänzlich ignorirte; als Schriftsteller nannte er sich Philander von Sittewald, und die fruchtbringende Gesellschaft gab ihm noch dazu den Titel des „Träumenden," so daß er in einem wahren Ueberflusse von Namen lebte. Seine äußeren Verhältnisse waren ungleich vornehmer als die seines Vorgängers, wir finden ihn in der Gunst mehrerer Fürsten, ja

*) Dieser Schriftsteller muß nicht mit seinem Bruder Quirinus Moscherosch verwechselt werden, welcher ein Mitglied des Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz war, und ein „Poetisches Blumenparadies" edirte. S. Amarantes historische Nachricht von jenem Orden. Nürnberg 1744. S. 437.

sogar zuletzt als schwedischen Kriegsrath, denn der eifrige Protestant hatte in den Schweden die Retter seiner Glaubensgenossen zu erblicken gewähnt. — Wie er späterhin die Angelegenheiten seines Vaterlandes betrachtete, zeigt sein Buch: „Wunderlich und wahrhafte Gesichte Philanders von Sittewald, das ist Strafschriften Hans Michael Moscherosch von Wilstädt, in welchen aller Welt Wesen, aller Menschen Händel mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel dargestellt und gesehen werden. Straßburg 1750."

Die Idee dieses Buchs ist nicht original; Moscherosch verdankt sie dem Spanier Don Francisco Quevedo de Villegas (geb. 1570, gest. 1647) der insonderheit durch seine Sueños y discursas berühmt geworden ist. Dieses Buch gab indeß dem deutschen Werke nicht viel mehr als die Form, und man liest Moscherosch's Visionen wie ein durchaus deutsches Werk. Es zeigt sich in denselben ein tüchtiger Verstand, Gutmüthigkeit und ein reines Auffassungsvermögen. Zur poetischen Satire ist er nicht heiter und gewandt genug, aber es ist wenigstens eine edle Indignation, die an die Stelle jener tritt. Er ist zuweilen nüchtern und trocken, bitter und herbe aber wahrhaft und gerecht, und so sind seine Schilderungen von dem elenden Zustande Deutschlands während der letzten Hälfte des Krieges als historische Gemälde zu betrachten, aus denen wir gar manches lernen können. Der falsche Schimmer von Romantik, den einige Neuere auch auf jene Zeit haben hauchen wollen, schwindet gänzlich.

Moscherosch selbst ist ein bescheidener Mann, der selbst gesteht, daß es ihm um Form und Styl nicht zu thun sei, woraus indessen keineswegs folgt, als habe er ihn mit Nachlässigkeit behandelt. Er hat fast nur zu viel zu sagen, um al-

alles mit der gehörigen Würde vorzubringen. Er ist ein wohlgesinnter denkender Mann, der lehren will und lehren kann, und unter allen Beinamen, die ihm gegeben werden konnten, war der des Träumenden vielleicht der unpassendste. Dazu verleitete nur der Titel seines Buchs.

§. 103.

Es ist nunmehr an der Zeit, die Gesellschaften näher zu betrachten, die in Beziehung auf deutsche Sprache und Dichtkunst, in unserm Vaterlande nach und nach gestiftet wurden.

Die erste und berühmteste ist die fruchtbringende, über deren Zweck und Mitglieder durch einen (späterhin genauer zu beurtheilenden) Dichter Georg Neumark wir in einem eigenen Werke unterrichtet worden sind *).

Im Jahre 1617 waren auf dem Schlosse zu Weimar versammelt: die regierenden Herzoge Johann Ernst der Jüngere, Friedrich und Wilhelm von Weimar, die Fürsten Ludwig und Johann Casimir von Anhalt, und die Ritter: Dietrich von dem Werder, — von dem als Dichter bald die Rede sein wird — Friedrich von Kospoth, Christoph von Krosigk und Caspar von Teutleben. Es war, wie es scheint, anfangs nur darauf abgesehen, sich gemeinsam freundschaftlich zu berathen über den Sturm, welcher Deutschland bedrohte, und dessen Ausbruch bekanntlich schon im folgenden Jahre erfolgte. Aber Teutleben der Eifrigste unter den Eifrigen, nahm diese schöne Gelegenheit wahr, um eine Ge-

*) Der Titel lautet: „Neusprossender teutscher Palmbaum, oder ausführlicher Bericht von der hochlöblichen fruchtbringenden Gesellschaft.“ Nürnberg 1668.

sellschaft zu stiften, deren edler Zweck auch die Nachkommen erfreuen muß. Es sollte, so sprach er, „bei dem bluttriefenden Kriegsjammer unsere edle Muttersprache, welche sowohl an Alter, schönen und zierlichen Reden, als auch an Ueberfluß eigentlicher und wohlbedeutlicher Worte, so jede Sachen besser als die fremde recht zu verstehen geben können, einen nicht geringen Vorzug hat, welche, sag ich, uns ganz rein in der ersten Milch eingeträufelt, nachmals aber durch fremdes Wortgepräng wässerig und versalzen worden, hinwieder in ihre uralte gewöhnliche und angeborne teutsche Reinigkeit, Zierde und Aufnahme eingeführet, einträchtig fortgesetzt, und von dem fremd druckenden Sprachenjoch befreiet, durch alte und neue Kunstwörter befestiget und also endlich in den glorwürdigsten Ehrenthron versetzt werden."

Es heißt ferner in dieser Urkunde, daß unsere deutsche Muttersprache so edel sei, daß man sich derselben vor Kaiser Königen und Fürsten nicht zu schämen habe, und mit besonderer Eindringlichkeit wird der Satz eingeschärft, daß nur ein tugendhafter Mann in Sprache, Kunst und Wissenschaft etwas Großes leisten könne, denn „ein tugendloses Gemüth sei ärger als die Bettelei selber."

§. 104.

Es ist eine Freude, sich der Bestrebungen dieser wohlmeinenden Männer zu erinnern; aber die Wahrheit zwingt uns zu gestehen, daß diese Verordnungen und Aussprüche fast das Beste waren, was überhaupt geleistet wurde. In jedem Falle aber **b l e i b t** es bedeutend und wichtig, daß diese wackeren Ansichten laut ausgesprochen wurden, und zwar von solchen Männern, deren Namen einen reinen Klang in Deutschland hatten. Sie stehen da, vergleicht

man sie mit so manchen verzagten Reden späterer Jahrzehnte, wie ehrwürdige Trümmer einer herrlichen deutschen Zeit, die noch den edeln Stolz gerettet hat. Soll der Deutsche etwas leisten in Sprache und Kunst, so ist ihm vor allen Dingen dieser edle Stolz nothwendig, der, mit Besonnenheit und Bescheidenheit vereinigt, dem Mann so wohlsteht, und ihn eben am Besten bewahren wird, vor schreiendem Hochmuth und prahlendem Prunk.

Wie es aber kam, daß diese Gesellschaft dennoch so wenig wirkte, darauf ist die Antwort nicht sehr schwer, sobald man nur erwägen will, daß sie im tiefern Sinne des Wortes sich gar nicht dynamisch vereinigte. Dem wehrte jener völlig erschöpfende Krieg, der oft auch nicht die kleinste Lebensfreude aufkommen ließ, und wenigstens jede irdische Hoffnung für viele Jahrzehnte zerstörte.

Nach dem Kriege erinnerte man sich erst wieder der Gesellschaft, und es ward zu einer Art von Ehrensache in dieselbe zu treten. Aber ein ungünstiger Umstand, der diesmal im Innern mancher Deutschen zu suchen ist, trat hinzu. Man hatte bei der Einrichtung des Ordens, dessen Sinnbild ein Palmbaum war, ein ausländisches Muster vor Augen, welches in Deutschland nie günstig ausfallen kann.

§. 105.

Es war die Akademie della crusca (von der Kleie) *) welche zum Vorbild genommen ward, und leider gefiel un-

*) Sie ward 1582 zu Florenz gestiftet, und hatte nur die Reinigung der Sprache zum Zweck; daher ihr allegorischer Name. — Eine poetische Gesellschaft war sie nicht und wollte sie nicht sein.

serem lieben Deutschen nur zu sehr die Spielerei mit Namen und Emblemen, welche in denselben getrieben ward, und die man nun noch überdecken wollte. So hieß in dem Palmenorden der wackere Teutleben „der Mehlreiche," Moritz Christoph von Schönberg „der Willigste," Herzog Friedrich zu Sachsen Gotha „der Allerliebste" u. s. w., aber auch entschieden widerwärtige Beinamen kommen vor, z. B. „der Gefährliche, der Furchtsame, der Gezeichnete, der Faselnde;" doch tröstet dafür ein „Brauchbarer, Schmückender, Geselliger, Vortrefflicher, Treumeinender, Auserwählter, Froher, Huldreicher, Sanftmüthiger, Unschuldiger, Artlicher, Kernhafter, Nüchterner, Zärtlicher, Himmlischgesinnter."

Das Band, welches die Gesellschaft umschlang, wurde immer lockerer und man schien sich zuweilen sogar mit dem bloßen Gedanken zu behelfen, daß sie denn doch da sei, und vortreffliche Mitglieder zähle z. B. Opitz, Gryph und ähnliche. Allein diese Männer sind nicht vortrefflich geworden durch die Gesellschaft, sondern waren es schon als sie hinein traten. Sie spendete eine Fülle von guten Ermunterungen, oft auch sehr übertriebenem Lob; hat sich aber die Ehre entgehen lassen, ein unerkanntes Talent hervorzuheben, denn wir finden nicht, daß sie jemals dem edeln Friedrich von Logau, der gleichfalls Mitglied war, einige Ermunterung und Auszeichnung habe angedeihen lassen.

Mit dem Tode des dritten Oberhaupts, des Herzogs August von Sachsen, Administrators des Herzogthums Magdeburg, genannt „der Wohlgerathene," schlief die Gesellschaft ein, 1680.

§. 106.

2) Die aufrichtige Tannengesellschaft, gestiftet zu Straßburg 1633, ist bloß als ein unbedeutender Schößling der

fruchtbringenden zu betrachten; und hat, so viel mir bekannt, außer ihrem Namen nichts Merkwürdiges hinterlassen.

3) Der löbliche Hirten- und Blumenorden an der Pegnitz, gestiftet 1644 zu Nürnberg, durch Harsdörfer und Klai. Diese beiden regsamen Männer hatten in jenem Jahre für die Hochzeit eines Freundes ein Gedicht zu verfassen und man trieb die Angelegenheit mit solchem Eifer, daß ein schöner voller Blumenkranz als Preis für das Beste ausgesetzt wurde. Beide lasen ihre Gedichte vor, und geriethen gutmüthiger Weise in ein gegenseitiges Entzücken. Klai wollte bescheiden weichen, aber Harsdörfer ihm nicht an Großmuth nachstehen. Der letztere zerschnitt deshalb den Faden, welcher den Kranz zusammen hielt, und verlangte, daß sein Freund sich etwas von dem Feldblumen auslesen solle. Klai nahm ein wenig Klee und Harsdörfer eine Maiblume. Dann faßte Harsdörfer den Kranz wieder zusammen, hängte ihn an den nächsten Baum, und sagte: „Klajus behalte sein Feldkraut und ich will meine Blume behalten. Die Blumen sollen das Merkmal unsrer Hirtengesellschaft sein, welche forthin die Gesellschaft der Blumen-Hirten heißen mag. Wird sich aber, nach der Zeit, einer oder der andere Liebhaber der teutschen Sprach belieben lassen, zu uns zu treten, der soll von uns mit einer Blume aus jenem Kranz, nach seinem Gefallen, beschenket und in unsere Gesellschaft unverzüglich aufgenommen werden; jedoch mit der Bedingung, daß er fortan, unsrer Mutter-Zung mit nützlicher Ausübung reinen und zierlichen Reim-Gedichten, und klugen Erfindungen emsig wolle bedienet und bemühet sein, in Beförderung ihres Aufnehmens. Dieweil aber, fuhr er fort, diese Blumen mit der Zeit verdorren, so will ich eine jede derselben, so viel deren dem Kranz einverleibet, mit Seiden auf ein wei-

ßes Band sticken lassen, solcher Gestalt, daß man an einem Ende die Blume, an dem andern aber den Hirten-Namen dessen, der solche belieben wird, sehen soll." Also ward zu dieser Blumen- und Hirten-Gesellschaft der Anfang gemacht.

§. 107.

Was gutmüthige Spielerei veranlaßt hatte, setzte gutmüthige Spielerei fort. Tändeleien mit Blumen und Bändern, Buchstaben und Sylben, bildeten einen nicht geringen Theil der Beschäftigung, nicht selten ging man ausdrücklich auf die seltsamsten Künsteleien aus, und oft wurde dem Kindischsten und Geziertesten der meiste Beifall. Wenn wir die beiden Stifter, ferner Kongehl, Neumark, die Möllerin, J. W. Petersen, Johanna Eleonore Petersen geborene von Merlau, und einige wenige andere ausnehmen, so sehen uns in dem fast endlosen Verzeichnisse der Mitglieder, das uns Amarantes (mit dem wahren Namen: Herdegen) überliefert hat, die Namen wie abgeblaßt und verwischt an; und es kann uns wohl ein wehmüthiges Lächeln abgewinnen, wenn wir hören, wie dieser Pegnitz-Orden so gutmüthig aufgejauchzt hat, so oft ihm ein neues Mitglied zu Theil wurde, in welchem er einen großen Mann ahnete, weshalb er ihm auch sogleich jegliches Lob beilegte, welches er erst — verdienen sollte.

Schließlich ist die wackere Stadt Nürnberg, und deren Magistrat sehr zu loben, daß sie den unschuldigen Orden begünstigte, und ihm einen nahe bei der Stadt gelegenen kleinen Wald zum poetischen Meditiren einräumte, den man deshalb auch denn Irrhain, oder das Poetenwäldlein nannte.

„Die allda befindliche Bäume (so lautet es in der von Sigmund von Birken verfaßten Pegnesis [1673 und 79] Seite 11) wässerte der nächst anstehende See, welchen die

Pegnitz mit einem Arm anzuschwemmen pflegte, dessen Crystallene Silber-Helle zeiget, als in einem klaren Spiegel, die überschattende Stämme; ja die flammende Mittags-Sonne und der heitere Himmel selber, hatten sich Bildungs-Weise dergestalt darein abgelassen, daß solcher Gegenschein die Augen trefflich weidete." — Wir zweifeln durchaus nicht, daß der Ort sehr erquicklich gewesen; schade nur, daß auch das köstlichste Wäldlein, der Poesie nicht helfen kann, wenn nicht wahre Poeten in demselben lustwandelnd singen.

§. 108.

Zwei Jahre nach der Stiftung des Pegnitz-Ordens errichtete Philipp von Zesen, über den weiter unten noch einmal gesprochen werden wird, in Hamburg die „deutschgesinnte Genossenschaft." Was sie wollte spricht der Name selbst aus; aber ein so edler Zweck kann nur durch die höchste Besonnenheit erreicht werden. An dieser fehlte es sowohl den Stiftern als den meisten Mitgliedern, und Anfangs oft mit Unrecht der Uebertreibung beschuldigt, und um derselben willen verhöhnt, machten sie sich derselben zuletzt wirklich im höchsten Grade schuldig, und so ist es gekommen, daß in den gewöhnlichen Lehrbüchern diese Gelegenheit nur ergriffen wird, um einige leicht aufzubringende Scherze gegen den Super-Purismus, bei denen kein Widerspruch zu fürchten ist, von neuem an den Tag zu bringen.

Daß auch in dieser Gesellschaft mit Namen und Beischriften, vorzüglich aber mit Rosen — es gab drei Zünfte, deren erste die Rosenzunft hieß, — sehr gespielt wurde, ist leicht zu vermuthen. So hieß Siegmund von Birken, der bekannte Verfasser des Oestreichischen Ehrenspiegels, in der Rosenzunft „der Riechende," und hatte zum Zunftzeichen ein Glas mit Rosenessig, welches in einem von rothen und

weißen Rosen gewundenem Kranze stand. Der Zunftspruch war: „Es riecht lieblich und kühlt kräftig." Das Jahr, in welchem der Orden sein Ende nahm, läßt sich wohl nicht genau angeben, da er, der ohnehin nie sehr geglänzt hatte, fast wie ein kleines Lampenlicht ausgegangen zu sein scheint, ohne lieblich geduftet oder kräftig gekühlt zu haben.

§. 109.

Die letzte poetische Gesellschaft dieser Art stiftete Johann Rist, Prediger zu Pinneberg in Holstein, (geb. 1607) unter dem Namen des Schwanenordens an der Elbe, kürzlich genannt der Elbschwan oder Cimberschwan. Der Stifter selbst, ein überaus fruchtbarer Dichter und stets reger Mann, hatte nicht genug daran, Mitglied fast aller deutschen poetischen Gesellschaften zu sein, sondern strebte auch nach dem Ruhm, eine neue zu errichten, welches ihm auch im Jahre 1660 gelang. Er theilte, wie die andern, Bänder und Embleme aus, die man nicht ungern annahm, und empfing dafür den Dank in Prosa und Versen zurück, und doppelt, da auch er mit Lobgedichten keinesweges sparsam war. Da sich durchaus keine auszeichnende Idee bei der Stiftung seines Ordens angeben läßt, so dürfen wir der Vermuthung Raum geben, daß theils ein immer reger Geschäftstrieb, theils auch wohl Eitelkeit den Orden veranlaßte *). Der Vorsteher

*) Rist ist nicht bloß während seines Lebens, sondern sogar noch um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts überschätzt worden. So liegt z. B. dem Amarantes an dem Ruhm, auch jener viel gepriesene Dichter sei Mitglied des Pegnitz-Ordens gewesen, so viel, daß er sogar die Beweise dafür häuft. Er führt unter anderen die „Guelfis oder Niedersächsischen Lorbeerhain" von Siegmund von Birken (1669) an, worin der Verfasser, zweiter Präsident des Pegnitz-Ordens, in einem Gedichte an Rist sich also vernehmen läßt:

selbst scheint völlig zufrieden gewesen zu sein, wenn die Gedanken eines Gedichtes nur nichts Sündliches enthielten und die Reime erträglich leicht flossen.

Noch rechnet man gewöhnlich hieher die gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts zu Leipzig gestiftete deutsche Gesellschaft; doch, wie mich dünkt, mit Unrecht, da sie mehr aus dem Verhältnisse der Lehrer zu den Studirenden hervorgegangen war. Ein solches aber findet bei den früher erwähnten Orden nicht statt, indem bei ihnen der Präsident nur der Erste unter den Gleichen war.

---

§. 110.

Außer den bereits angeführten Werken von Neumark und Amarantes, welche von einzelnen poetischen Gesellschaften Nachricht geben, sind zu diesem Zwecke noch anzuführen: Schottel von der deutschen Hauptsprache, Philipps von Zesen hochdeutsches helikonisches Rosenthal, (nicht zu verwechseln mit der hochdeutschen helikonischen Hechel, Hamburg 1668; die größtentheils polemischen Inhalts ist.) Neumeisters Dissertation, Neukirchs Anfangsgründe zur reinen deut-

---

Und was soll ich viel erwähnen,
Hat man doch dein Schäfer-thönen
Aller Orten schon gehöret!
Er, der Rhein hat Dich vernommen,
Und die Elbe Dich bekommen,
Unsere Donau Dich verehret,
Schickt Dir einen Kranz von Blättern,
Der Dich aller Zeiten Nacht,
Mir zu Trutze lebend macht,
Der Dich gänzlich kan vergöttern.
Weil sie Dich nennt ihren Hirten,
Zeigt die Pegnitz frische Myrten u. s. w.

schen Poesie jetziger Zeit, und Geißlers historische Nachricht von der fruchtbringenden Gesellschaft.

Einzelne Notizen über diese Vereine, besonders über den Pegnitz-Orden finden sich noch in Siegmunds von Birken, Rede-, Bind- und Dichtkunst (Nürnberg 1679) in der betrübten Pegnesis, und in der Dissertation von Omeis: De claris quibusdam in orbe literato Noribergensibus (1708).

Schon sind oben manche Gründe angegeben worden, weshalb diese Gesellschaften nicht beträchtlich wirkten. Der Zweck, den sie alle theilen, war kein anderer als der sehr löbliche, mit gemeinschaftlichen Kräften die deutsche Sprache auszubilden, und der Dichtkunst gemeinschaftlich zu huldigen. Allein vor lauter Anstalten kam man selten zur Sache, und über dem vielen Reden von dem Zwecke, wurde dieser Zweck selbst nicht erreicht. Die Eintracht, welche fast unter allen den an Stand, Vermögen und Talent so verschiedenen Mitgliedern herrschte, ist allerdings ein erfreulicher Anblick, und da man gewohnt war einer an des andern poetischen Versuchen sich freundschaftlich zu ergötzen, so mußte selbst die Idee der Polemik entfernt bleiben. Hier aber, aus dieser an sich guten Quelle strömte viel Unheil. Man konnte in gegenseitigem Hegen und Pflegen, Rühmen und Preisen kein Maaß finden, und bekränzte deshalb nicht selten auch gewöhnliche, ideenlose Häupter. Man verlor die heilige Scheu vor dem Namen „Dichter" oder gar „großer Dichter," und verschwendete ihn auch wohl an Männer und Frauen, denen etwa einmal ein leidlicher Vers zugefallen war. Desto größern Respekt hatte man vor der wohlbekannten Reizbarkeit der Dichter, und man wagte kaum sie durch die kleinste Ausstellung zu betrüben. Fast möchte ich sagen: man faßte sich gegenseitig wie man etwa

junge, zarte, noch fast federlose Vögelchen berührt, sehr leise nur, und mit warm angehauchten Händen. Mit Einem Wort: die Dichter verwöhnten und verhätschelten sich untereinander.

Ein so gestaltetes Verhältniß gänzlich misbilligend, möchte ich jedoch darauf aufmerksam machen, daß dieses Uebermaaß von Zärtlichkeit wenigstens nicht aus allgemeiner Schwäche hervorging; denn wie standen diese Männer so besonnen kräftig und tapfer da, im Bürgerleben und im Felde! Es gehört Tugend dazu, um in den gerügten Fehler zu verfallen, und nur wer sich jener bewußt ist, darf diesen tadeln und belächeln.

---

§. 111.

Sibylle Schwarz,

(geb. zu Greifswalde 1621, gest. am 31. Julius 1638, in noch nicht vollendetem siebzehnten Jahre ihres Alters).

Ueber diese Dichterin war bisher in allen Literaturhistorien nichts zu vernehmen, als etwa, das man nichts von ihr wisse *), daß sie ehedem vielleicht einigermaßen berühmt gewesen, ihre Gedichte jetzt aber wie aus der Welt verschwunden seien. Ein günstiger Zufall führte mir vor einigen Jahren die zwar überaus seltene, doch nicht ganz verlorene Gedichtesammlung in die Hände, und gewährte mir einen Genuß, den jeder mitfühlen wird, der wie ich eine besondere Neigung hat für das Unscheinbare, falls es Wesen hat, und für das Uebersehene, welches nicht übersehen werden sollte.

---

*) Selbst Bouterwek im Genuß der reichsten Bibliothek, weiß nichts von Sibyllen als den Namen, da ihm nicht gelungen, die Gedichte selbst zu bekommen. (S. s. Werk X. 213.) Er wünscht, und gewiß nicht er allein, nähere Auskunft.

In der Freude darüber schrieb ich einen genauen und ausführlichen Aufsatz über die liebe Vergessene, der im „Frauentaschenbuch für 1818" zu finden ist. Die Form jenes Aufsatzes scheint mir die zu sein, in der sich am Besten über die gute Sibylle reden läßt, und ich bin fast in Versuchung gekommen, den ganzen dort gegebenen Brief hier wieder abdrucken zu lassen, indem nur durch die dort herrschende, wenn ich so sagen darf, episch-lyrische Ausführlichkeit ein vollständiges Bild von der Dichterin gegeben werden kann. Da indessen die Gestalt und der Rhytmus dieses Buches, welches sich ja eine Literarhistorie nennt, die Aufnahme eines Briefes verweigert, so möge hier versucht werden, das Urtheil über sie in's Kurze zu fassen.

Sibylle Schwarz war aus einer angesehenen, begüterten Bürgerfamilie, und scheint einer trefflichen Erziehung genossen zu haben; doch blieb jeder gelehrte Unterricht, mit Recht, fern, obwohl sie an dem Magister Samuel Gerlach, dem wir die Herausgabe ihrer Gedichte verdanken, einen wackern Freund gefunden hatte. In den Kreisen in denen sich ihre Familie bewegte, war schwerlich viel von Poesie die Rede, ja man war nicht einmal bemüht, der fleißigen Tochter grammatischen Unterricht in der Muttersprache zu geben, weshalb denn auch in ihren Gedichten manche schlimme Verstöße gegen die bekanntesten und begründetsten Regeln der Grammatik sich finden. Wir wollen diesen Umstand allerdings bedauern; da wir indessen immer nur Sprachfehler und keine Denkfehler bemerken, so wollen wir die ersteren ohne vieles Aufheben schnell verbessern, und uns nicht dadurch stören lassen.

§. 112.

Sibylle zeigte bereits in früher Jugend einen lebhaften und raschen Geist, der in die mannichfaltigen Erscheinungen

des bewegten Lebens Sinn und Bedeutung zu legen wußte, während ihr Herz jede Freude und jeden Schmerz tiefer aufnahm, als in der Regel bei den Menschen der Fall sein mag. Sie hatte noch nicht das dreizehnte Jahr zurückgelegt, als sich schon der Trieb zur Dichtkunst in ihr regte, so daß sie auch bald mit Leichtigkeit und Raschheit alles was ihr bedeutend und heiter erschien, in gebundener Rede auszusprechen vermochte. Es ist, wie leicht zu begreifen, viel Unreifes und Mittelmäßiges darunter; aber dieses Mittelmäßige soll uns nicht stören in dem Genusse des Bessern und Vortrefflichen was sie gleichfalls gegeben. In diesen besseren Gedichten sind drei sehr verschiedenartige Leitsterne, die ihrem ganzen, sogar sehr kurzen Leben geleuchtet haben. Zuerst eine unbegränzte kindliche Hingebung an den lieben Gott, zweitens eine wahrhafte Virtuosität in der Freundschaft, die mitunter sogar leidenschaftlich erscheinen kann, drittens die Liebe für das Landleben, oder vielmehr für ein früherhin mir gänzlich unbekanntes Dorf Fretow, das für sie das wahre Eldorado des Lebens und der Edelstein der ganzen Welt gewesen zu sein scheint.

Spricht sie von diesen theils heiligen, theils bloß unschuldigen Dingen, so ist sie liebenswürdig und kindlich, ja selbst das, was man etwa kindisch nennen könnte, ist anziehend und wahr, denn sie war ein Kind, und blieb es bis an ihr Ende.

Es ist kaum glaublich, und doch leider wahr, daß die junge fröhlich fromme Dichterin, wegen ihrer schuldlosen Beschäftigung gar manches zu leiden hatte. Grämelnde Menschen misgönnten ihr die Freudigkeit des Herzens und die schöne Gottesgabe der Dichtkunst, meinend sie versäume dadurch in ihren wirthschaftlichen Arbeiten. Es ist aber fast das Gegentheil vorhanden, nämlich ein fast ängstlicher Fleiß,

so daß sie sich die Freude der Poesie nur wie im Fluge erlaubte, und leider auch zuweilen ihre Gedichte so überrasch hinschrieb, daß der treugesinnte Herausgeber in der Vorrede zu ihren Gedichten gerechte Seufzer vernehmen läßt, wie mühsam sein Geschäft dadurch geworden, und wie es ihm oft kaum möglich gewesen sei, in einige Stellen Sinn hinein zu bringen. Andere warfen ihr vor, daß sie ihr liebes Fretow doch auch gar zu sehr erfreue u. s. w. Obwohl es schwer ist, bei solchen wunderlichen Reden ernsthaft zu bleiben, so hat sie selbst doch alle dergleichen mit großem Ernst gehört und es sich nur zu sehr zu Herzen genommen. Auch der Neid wurde rege wider sie, das widrigste Laster, bei dem sich der Mensch nicht einmal auf ein — Thier berufen kann.

So lernte denn Sibylle schon im Vorfrühling ihres Lebens die Menschen von ihren unliebenswürdigen Seiten kennen, ganz besonders aber als Freudenstörer, da die meisten allerdings von wahrer Freude nichts wissen, eben deshalb nichts zu verlieren haben, und im Gefühl innerer Dürftigkeit den Reichthum Anderer hassen. Sie lernte sie so kennen, damit sie sich die höchste Tugend, deren der Mensch fähig ist, erwerbe, die Menschen dennoch, und zwar um Gottes Willen — der für sie gestorben ist — zu lieben. Auch daß sie darüber witzelnd lächeln, darf Niemanden irre machen; denn das ist ja eben ihre innere Dürftigkeit.

§. 113.

Endlich sollte sie auch noch den schweren Gram erleben, daß ihr theures Fretow von rohen Horden verwüstet und verbrannt wurde. Wann und wie, und durch welche Hände dieses für die Welt höchst unbedeutende, aber für treue wohlgesinnte Menschen nicht unwichtige Lustdorf eingeäschert ward,

wissen wir nicht; und wie wäre es auch möglich, in einer Zeit, wie die damalige, wo das Herz Europa's, unser edles Deutschland, wie durch ein Erdbeben erschüttert ward, und unterzugehen drohte, die Schicksale jedes einzelnen Dorfes genau zu kennen? — Und dennoch, wenn auch tausende und wieder tausende und Millionen um uns her verwundet fallen; so hat doch auch der einzelne, verwundete, arme Mensch das Recht, auf seine Wunde hinzudeuten und zu sagen: Ich Einzelner leide nun auch sehr, und ich darf klagen auch über mich, obwohl ich euch alle noch mehr betraure. Da aber der Schmerz zu einer edeln Natur nie in tückischer, verzerrter Gestalt treten darf, sondern klar und rein erscheinen muß, so sehen wir ihn auch bei Sibyllen nur also; ja sie hat vermocht, ihn in Poesie zu tauchen, und zwar in eine feierlich vornehme, indem sie jene Einäscherung durch ein eigenes Trauerspiel feierte. Die Sache wird wie eine große Weltbegebenheit von ihr betrachtet und der ganze Olymp in Anspruch genommen, um sie zu erklären und trauernd zu verherrlichen.

§. 114.

Mars hat von Jupiter, der nach Virgilischer Art fast leidend erscheint, erbeten, Fretow verbrennen zu dürfen, wobei ihm blos die Bedingung gemacht worden, daß er an die Menschen selbst „die harten Hände nicht schlagen" dürfe. Merkur, Neptun, Pan und Phöbus machen einige mäßige Einwürfe, die aber Mars durch die Hinweisung, das Jupiter es erlaubt habe, beseitigt. Phöbus allein erhebt sich mit einiger Kraft gegen ihn, denn, obwohl einräumend, daß er nicht mit Erfolg widersprechen könne wenn Jupiter befehle, wagt er doch an Mars selbst die Rede des Hasses. Dann heißt es:

Nun thu nur was du willt, nimm hin den liebsten Ort,
Laß meine Kinder gehn! die sollen dir noch singen:
Wie meine Leier kann den Waffengott bezwingen.
Ich will den Kreis der Welt dir machen gar zu klein,
Du selbst (mit einem Wort) du selbst sollt sterblich sein.

Vulkan bringt jetzt die Flammen, und Autor — (das etwa 14 jährige Kind weiß mit dem Trauerspiel noch nicht recht umzugehen) — schildert in einem überaus pathetischen Monolog wie das gute Fretow brennt, wobei fast jede einzelne Muse jammernd hinwegfliehend, mit etwas grellen Farben geschildert wird.

Der Chor der Schäfer tritt jetzt ein, ruft vergeblich um Hülfe, und beginnt dann Klagen, welche selbst trotz ihrer Länge nicht ermüden, da in denselben ein gewisses poetisches Heimweh spricht, das der ächt fröhlichen Jugend wie dem ächt ernsten Alter unzerstörbar beiwohnt.

In der dritten Scene freut sich der Neid, daß ihm sein Werk gelungen; doch Phöbus erklärt in gelassener Verzweiflung, da er nicht mehr zu Fretow bei den Seinen bleiben dürfe, so sei er seines ganzen Amtes müde, und die Menschen möchten sich nur nach einem andern Lichte umsehen. Venus und Pan stimmen in diesen Ton gleichfalls ein; der Chor der Schäfer und Hirten geht in das Detail und schildert die große Fruchtbarkeit des lieben Ortes, der nun dahin sei, wogegen die Musen (nach etwas matten Klagen) zuletzt mit dem guten Worte schließen:

Ihr Fretow soll dennoch bestehn,
Wiewohl es muß durch's Feuer vergehn:
Was uns nur einmal wird bekannt,
Wird, wenn's schon brennt doch nicht verbrannt *).

So

*) Ein vielgereister Mann, der die Gegend, in welcher Fre-

So tröstet sich der Religiöse, so der Dichter. Das wissen wir alle recht wohl, und freuen uns, daß wir es wissen; aber es ist dennoch gar gut, wenn wir uns oft durch erfreuliche Beispiele erinnernd ermuntern.

§. 115.

Von den Gedichten, welche zärtliche Freundschaft ihr eingegeben, möcht' ich gern auch hier, wie in dem oben angeführten Aufsatze Proben mittheilen; aber der Raum dieses Werkes versagt sich denselben. Diese Freundschaft ist eine klare Anschauung, die Dichterin ist wahr und des edelsten Zornes in der Liebe fähig, aber sie zürnt nicht wider die Freundin, sondern für sie, oder um ihretwillen. Hat sie sich aber ausgesprochen in ihrem reinen Tadel, dann erscheint die lauterste Zärtlichkeit und endlich die lauterste Kindlichkeit, die sich auf Scherz und Spiel, ja sogar auf eine fröhliche Mahlzeit, wie billig, freuen kann.

Noch wichtiger und beruhigender ist der Gedanke, daß die Jungfrau schon so früh zu einer klaren Ansicht von der erfreulichen Erhabenheit des Todes gelangt war, wovon wir in ihren Gedichten die unverkennbarsten Spuren finden. So oft sie vom Tode spricht, ist ihre Sprache so gelassen, so innig und einfältiglich, wie ihre Gedanken. Darum dürfen wir ihr vertrauen, da uns sonst jedes pathetische oder schwülstige Wort Mistrauen einflößen dürfte. So tröstet sie einen Mann über das Absterben seines Kindes auf eine Weise

---

tow gelegen, genau kennt, versichert, sie habe nichts Ausgezeichnetes. Desto rühmlicher für Sibyllens Liebe, die wie jede ächte, eine schaffende und stets gebende war. In besonderer Beziehung auf unser Verhältniß zur Natur möge hier noch bemerkt werden, daß nur der sie wahrhaft lieben kann, der sie mit schaffender Phantasie zu betrachten im Stande ist.

die jeder weichlichen oder hochmüthigen Natur durchaus unerträglich sein müßte. Sie sagt nämlich mit der größten Ruhe (wie sie Opitz kaum hat) und mit einem Gefühl das jeder Gefühlskoketterie widerstrebt:

Herr Schöner, wenn Ihr nur erwägt des Lebens Pein
So werdet Ihr jetzt nicht so voller Trauer sein;
Ihr werdet nicht mehr weinen
Im Fall ihr nur bedenkt
Daß Gott den lieben Seinen
Am meisten Unglück schenkt.

Daß euer liebstes Kind sich aus der Welt enthebt
In seiner ersten Blüth da es doch kaum gelebt,
Gereicht ihm ja zur Freude;
Wer bald entkommt der Welt
Entkommt auch bald dem Leide,
Das sich mit uns gesellt.

Nachdem sie dann noch in drei Versen auf ähnliche Weise dem Gegensatz der Ruhe im Tode und des Unfriedens im Leben weiter nachgedacht hat, endigt sie:

Darum, Herr Schöner *) gönnt dem Kindlein seine Lust:
Es ist genug, daß uns der Welt Müh ist bewußt;
Wir haben auf den Wellen
Und auf des Lebens See
Mehr als zu viel Gesellen
Die rufen: Ich vergeh.

§. 115.

Indessen würde man sehr irren, wenn man wegen der hier waltenden ruhigen Kraft meinen wollte, ihr seien

*) Diese einfache Anrede kann den durchaus modernen Leser befremden; nicht den, der auch nur einigermaßen mit Opitz Flemming, Gryph u. s. w. vertraut ist.

die zarteren und weicheren Gefühle und Schmerzen um den Verlust irgend eines geliebten Wesens fremd gewesen. In manchen ihrer Beruhigungsgedichte werden die Trostesworte von so innigem Herzensweinen, ja mitunter sogar von so treu einfältiglichem Kinderschluchzen (wie denn das wohl menschlich ist) unterbrochen, daß wir das liebe Kind recht vor uns zu sehen glauben, wie ihm so weh um's Herz ist; wie es aber in diesem Wehe doch nie irre geht, und stets die ewige Säule der Religion zu umfassen vermag. Einer ihrer Freunde Namens Jäger, hatte eine geliebte und noch junge Frau verloren. Sybille hatte noch nie geliebt, und konnte deshalb den Jammer des Verlassenen vielleicht nicht vollständig begreifen, aber dem dichterischen Kinde stellte sich dennoch jenes Leiden in manchem einzelnen Theile, Herz und Phantasie erregend, deutlich dar:

Ich hör, es sei groß Leiden
Sich lieben und sich scheiden
Drum geht mir eure Pein,
Herr Jäger, selbst zu Herzen;
Es kränkt mich euer Schmerzen
Gerad als wär es mein.

Mich deucht, ich seh euch klagen,
Mich deucht, ich hör euch sagen:
Wo bleibt, wo bleibt mein Hort?
Wie sehr mögt ihr euch kränken
Wie oft mögt ihr gedenken
Und sprechen diese Wort:

Da pflag mein Licht zu stehen,
Dort pflag sie bei mir gehen
Hier stund sie bei der Thür,
Bald saß sie bei mir nieder
Dann ging sie hin und wieder
Nun kommt sie nicht herfür.

Das Haus ist mir zu kleine,
Thu nichts als daß ich weine,
Geh nicht mehr bei den Tisch:
Bei mir ist Trank und Essen
Und alle Lust vergessen,
Mir schmeckt nicht Fleisch noch Fisch.

Hier ist das Kind und wieder das Kind, und nichts als das Kind das spricht; aber ein Kind von dem selbst große Dichter die Farben leihen könnten, um den Schmerz des Verlassenen mit reiner Einfalt zu malen. Endlich besinnt sie sich, daß sie trösten müsse, aber sie wird auch hier immer wie von Weinen unterbrochen:

Doch laßt Euch gleichwohl trösten:
Obwohl die Noth am größten,
Es kommt gewiß ein Tag,
An dem wir wieder kommen
Zu den'n die uns genommen;
Wir folgen schleunigst nach.

Wohin ich mich auch wende,
Da naht es sich zum Ende,
Da frißt der Krieg so viel!
Da liegen so viel Kranken,
Die in des Lebens Schranken
Gelanget sind zum Ziel.

Ganz am Schlusse erst kommt das Kind zu vollendet freudigem Troste und spricht:

Drum stopft den Quell der Zähren,
(Weil sie der Noth nicht wehren)
Nur fein geduldig zu.
Sie weiß von keiner Quale,
Ist in des Himmels Saale,
Und lebt in stolzer Ruh.

§. 117.

Wie sehr sie sich überhaupt mit der edlen Kunst des Sterbens beschäftiget habe, beweisen gar manche Sterbelieder und christliche Betrachtungen des Todes. Worte wie folgende, nehmen sich freilich in jedem Munde gar wohl aus; aber in dem eines Kindes gewinnen sie einen neuen tiefen Reiz:

Gieb mir Gott ein selig Ende,
Führ mich durch des Todes Thal,
Nimm mich fest in deine Hände
Kürze mir des Todes Qual:
Laß mein Herze nicht verzagen
Vor des Todes grimmen Plagen.

Laß mir nach die schwere Sünde,
Gieb mir deinen Freudengeist,
Daß ich Ruh der Seelen finde
Darum bitt' ich allermeist:
Laß mich auch ja nicht berauben;
Sondern mehr' mir meinen Glauben.

Eine solche Gesinnung mußte sich auch auf dem Sterbebette bewähren, und es ist überaus erfreulich, daß uns das Gedicht, mit welchem sie scheidet, und durch welches sie beim Scheiden sich beruhigt hat, geblieben ist. Ich habe es früherhin ganz mitgetheilt; hier werde desselben nur mit wenigen Worten gedacht. Sie nimmt Abschied von der Welt, mit einem edlen Zorn gegen das was die Bibel „Welt" nennt, und mit einer süßen Freudigkeit in der Gewißheit dessen was ihrer nunmehr wartet;

Fahr hin, fahr hin, ich lasse dich;
Gott, mein Erlöser, fordert mich.
— — — — — —

Wer ist der in dir Ruhe findt,
Der Besserung verspüret?
Gottlob! mich als ein sel'ges Kind
Die Allmacht Gottes führet,
Da ich entbürdet aller Last
Soll sein ein werther Himmelsgast.

Nur wer das Leben in seiner ganzen großen und erfreulichen Bedeutung erfaßt und genossen hat, wird dem Tode so zu begegnen im Stande sein.

Genug und für manche Leser vielleicht schon zu viel. Viele zur Liebe zu bewegen für die gute Sibyllchen darf ich wohl nicht hoffen; diese will ich deshalb nur bitten mir die Neigung für mein liebes Findelkind — so nenne ich sie gern — zu gönnen. Sie hat aber auch bereits die Liebe mancher höchst vortrefflichen Menschen gefunden, die näher zu bezeichnen nicht ziemen würde. Noch kenne ich aber — verstattet den höchst seltsam klingenden Schluß — zwei Personen sehr genau, die, obwohl sie nie gelebt haben, ewig leben werden, und mit denen ich fast umgehe als lebten sie. Diese zwei unsterblichen, mir überaus theuren Personen sind — darf ich es sagen? — die Prinzessin Imogen in Shakspears Cymbelin und der Prinz Fernando im „Sturm," und von beiden bin ich innig überzeugt, daß sie die kleine Sibylle in ihrer mondhellen Sittlichkeit herzlich lieben. Dagegen aber werden die nicht minder unsterblichen Malvolio und Junker Christoph — sonst entzweit, hier aber einig — mich versichern, sie fragten nichts nach der Sibylle. — Sie muß sich das gefallen lassen, da es ja nicht viel zu bedeuten hat. Schreit doch sogar der alte Capulet Julien an: Out, you green-sickness carrion! out, you baggage! you tallow face! vermag aber nicht uns das Bild von ihrem Reiz zu

rauben. Sibylle hat in ihrem Charakter keine Aehnlichkeit mit Julien, doch ist sie, wie diese, unantastbar durch Capuletsche Tadelworte.

§. 118.

Julius Wilhelm Zinkgref,

(geb. zu Heidelberg 1591, gest. zu Worms 1635.)

Die Liebe zur Poesie scheint ihm mehr von außen her und insonderheit durch den Umgang mit Opitz gekommen oder wenigstens genährt worden zu sein; doch möge ihm um deswillen der innere Antrieb und die innere Nothwendigkeit, ohne die kein wahrer Autor schreiben wird, wenigstens nicht ganz abgesprochen werden. Er zeigt sich in seinen Werken überall als ein gebildeter Gelehrter, scharfsinniger Geist und überhaupt als ein tüchtiger deutscher Mann, der unser von den Fremden häufig verkanntes Vaterland gern beschützt und kräftig erhebt. In diesem Sinne schrieb er: „Der Teutschen scharfsinnige kluge Sprüche, Apophthegmata genannt, zwei Theile, Straßburg 1628 und 31," ein Werk, das leider sehr selten geworden ist, und gar wohl eine theilweise Erneuerung verdiente.

Als Dichter hat er sich insonderheit im Epigramm gezeigt, deren wir eine nicht unbeträchtliche Anzahl von ihm besitzen. Man findet sie unter dem damals üblichen Titel „Ueberschriften" in seinem Werk: Emblematum ethico-politicorum Centuria. — Ob dasselbe bereits bei seinen Lebzeiten erschienen ist, weiß ich nicht; eine spätere Auflage kam zu Heidelberg 1666 heraus.

§. 119.

Dietrich von dem Werder,

(ein hessischer Edelmann geb. 1584 gest. 1657)

ist bereits als Mitstifter der fruchtbringenden Gesellschaft ge-

nannt worden, ein ausgezeichneter Staats- und Kriegsmann, der, obwohl eifriger Protestant, dennoch von Ferdinand II., der gern Talente anerkannte, hoch geschätzt wurde. Dieses Verhältniß hielt ihn ab, in den ersten Jahren des Krieges gegen Oestreich zu dienen, doch als Gustav Adolf erschien, fand er in ihm das würdige Haupt, an das er gern sich schloß. Der König zeichnete ihn dergestalt aus, daß er ihn sogleich zum Obersten eines Regiments machte, eine Stelle, die er mehrere Jahre mit Ruhm bekleidete. Wie aber nach dem Tode des Heldenfürsten auch dessen Geist gewichen schien und die Zuchtlosigkeit immer weiter um sich griff, nahm Werder seinen Abschied (1635) und lebte seitdem fast nur für literarische Studien.

Er ist im vorzüglichen Grade merkwürdig als der einzige, wahrhaft talentvolle Uebersetzer im siebzehnten Jahrhundert und als der einzige, welcher wenigstens eine erfreuliche Ahnung vom romantisch epischen Geiste zeigte. In einer Zeit wo Opitzens übergroße Liebe für die niederländischen Poeten und für die didaktische Poesie, den romantischen Sinn lähmten, wagte er sich zuerst an die Uebersetzung des rasenden Roland *) und sodann an das befreite Jerusalem. Er achtete nicht, daß die Uebersetzung der ersten dreißig Gesänge des Ariostischen Werkes fast ganz übersehen wurde, und wandte desto größern Fleiß auf seinen „Gottfried oder erlösetes Jerusalem" das 1651 zum zweiten Mal heraus kam. Dieses Werk ist dem Kaiser Ferdinand III. zugeeignet der es in dieser Auflage mit nicht minderm Beifall aufnahm als es früherhin Ferdinand II. in der ersten empfangen hatte.

*) Um diese Kühnheit ganz zu würdigen, vergesse man nicht, daß selbst noch um die Mitte des 18 Jahrhunderts die meisten deutschen Aesthetiker den Orlando Furioso für ein Muster fantastischer Abgeschmacktheit erklärten.

Die Fehler dieser Uebersetzung sind leicht zu erkennen, sie gehen zum Theil aus der Alexandrinischen Form, von der er sich leider nicht trennen konnte, hervor. Wichtiger ist es zu bemerken, daß Werder in der That, bei seinem eignen romantischen Sinn doch das ächte Talent des poetischen Uebersetzers hatte, jene Vereinigung der inneren Selbstständigkeit mit bescheidener Hingebung an das Original, des gleichmäßig schaffenden und empfangenden, activen und passiven Geistes.

§. 120.

Leider aber wirkten beide Uebertragungen fast gar nichts. Werder hatte nicht einen einzigen Nachfolger, ja man beachtete seine Werke so wenig, daß ich unter den Kritikern des Jahrhunderts nur den einzigen Schottel nennen kann, der ihrer mit Achtung gedenkt. Es ist dieses ein um so schlimmeres Zeichen, da Werder sonst als Mensch, Staatsrath und Ritter in hohem Ruhme lebte, und niemand ignoriren konnte was aus der Feder eines so wichtigen Mannes floß. Von dieser Hochachtung und Liebe, in welcher er überall stand, ließen sich viele Belege geben, doch sei es an einem genug, den der berühmteste Dichter jener Zeit bietet. Opitz nämlich widmet ihm den zweiten Theil seiner weltlichen Gedichte, und schreibt in dieser Zueignung mit der ihm eigenen gewohnten Besonnenheit: er könne die Gegenwart des Freundes nur dadurch mit geringerer Ungeduld entbehren, daß er von dessen Liebe versichert sei, er sei so sehr in seiner Schuld, daß es nicht bei ihm stehe, dieselbe „abzugelten;" deshalb habe er den Nachkommen, wenn er sich deren Gunst verheißen dürfe, hiedurch zu erkennen geben wollen, wie hoch er Werders-Zuneigung halte, die bloß aus gutem Herzen herkomme.

„So weiß ich auch (schließt er) diesem Buch ein besseres Ansehn nicht zu machen, als wann ich ihm desselben löblichen Nahmen an die Stirn schreibe, dessen adeliche Beschaffenheiten, Erfahrung der Weltsachen, ungefälschte Frömmigkeit, Verstand in Rathschlägen, Hurtigkeit in Thaten, unvergleichliche Wissenschaft in Ritterspielen und alle Tugenden in gemein alle diejenigen wissen und hochhalten, die auch mit einer von allen begabet sind. Danzig den 21. Tag des Wintermonats, im 1637 Jahre."

Allerdings giebt es gar viele Dedicationen, in denen die lobenden Worte sich noch weit höher thürmen; allein hier redet der Sprecher des Jahrhunderts, ein ruhig klarer Mann, der in dem gerechten Rufe steht, jede Zeile genau abzuwägen. Und doch — wie seltsam! — dieser gerechte Opitz, der seinen Freund auch so innig liebt, erwähnt mit keiner Sylbe dessen Poesien, obgleich bereits im Jahr 1634 ein Theil der Uebersetzung des rasenden Roland erschienen war. Dieser Umstand kann zu Betrachtungen veranlassen, welche durchzuführen dem Leser selbst überlassen bleiben möge.

§. 121.

Nur im Fluge gedenken wir neben Werder eines andern epischen Dichters, der fast schon aus dem Kreise dieser Periode tritt, wenn er anders überhaupt zu irgend einer Dichterperiode zu zählen ist. Ich meine den Freiherrn Wolf Helmhard von Hohenberg, welcher zuvörderst, eine „unvergnügte Proserpina," und bald darauf einen „Habsburgischen Ottobert" (d. h. Rudolph von Habsburg) in einem Heldengedichte gefeiert hat. Diese Feier ist aber gewissermaßen ganz im Stillen geblieben, denn es ist noch sehr die Frage, ob außer dem Verfasser und dem Setzer, noch Je-

mand das Gedicht, welches unglücklicher Weise aus vierzigtausend Alexandriner-Versen besteht, ganz durchgelesen hat. Die Gesinnung des Verfassers ist eine sehr reine, und seine Vaterlandsliebe wohl gegründet; aber sein Werk krankt an dem Fehler ermüdender Breite, so daß sowohl die Zeitgenossen als die Folgezeit es fast gänzlich unbeachtet gelassen haben. Auch ich, sonst sehr geneigt, mich gewisser vergessener Bücher nach Kräften anzunehmen, fühlte hier doch etwas von dem murd'rous slumber und dessen leaden mace *).

§. 122.

August Buchner,

(geb. zu Dresden 1591, gest. 1661 als Professor der Dichtkunst zu Wittenberg.)

Im Besitze einer reinen Liebe für die Dichtkunst und für Opitz, in welchem er den König der deutschen Poesie zu erblicken glaubte, versuchte auch er als Dichter aufzutreten; fand aber vielleicht selbst bald, daß die Liebe nicht immer mit praktischem Talent verbunden ist. Wie aber keine reine edle Neigung ohne gute Frucht bleiben kann, so errang auch er durch jene Liebe manches schöne Verdienst. Die deutschen Universitäten, zu denen während des siebzehnten Jahrhunderts, trotz alles Elendes der Zeit, noch sechs hinzu kamen **), wirkten für Wissenschaft und alte Sprachen mit wohlbekannter deutscher Gründlichkeit; aber für deut-

*) Brutus in Shakspeare's Cäsar nennt den Schlummer „mörderisch“ und leiht ihm eine „bleierne Keule.“ (Act IV. Scene 3.)

**) Nämlich Rinteln 1621, Straßburg 1621, Heidelberg, nach der durch Tilly verübten Zerstörung, wiederhergestellt 1653, Duisburg 1655, Kiel 1665, Halle 1694.

sche Sprache und Poesie geschah von dieser Seite fast gar nichts. Buchner ist der erste deutsche Professor der Dichtkunst, der nicht bloß mit griechischen und römischen Dichtern umging und in deren Sprache dichtete, sondern auch die deutsche Sprache wie eine klassische behandelte, über die er Vorlesungen hielt, und in der er selbst bei feierlichen Universitätsangelegenheiten dichtete.

In diesem Geiste schrieb er auch eine „Anleitung zur deutschen Poeterei," Wittenberg 1665, in welcher er besonders um Sprache und Metrik sich verdient gemacht hat. Um diese Verdienste, besonders in letzterer Hinsicht, recht zu erkennen, müssen wir erwägen, daß zu seiner Zeit dieses Gebiet größtentheils noch wie umnachtet lag, und daß selbst die trefflichsten Talente, z. B. Flemming, doch fast immer nur in den gewöhnlichsten Versmaaßen einher wandelten. Die daktylischen und anapästischen Maaße, in denen sich schon manche Minnesänger, z. B. Ulrich von Lichtenstein, mit Leichtigkeit bewegt hatten, waren späterhin fast ganz vernachlässigt, Buchner konstruirte sie, zeigte ihre Nothwendigkeit, verwies stets auf den in dieser Hinsicht allerdings höchst schätzbaren Opitz, und war bescheiden genug, nie der Erste sein zu wollen. Aber auch selbst ein so fein hörender, messender und wägender Mann wie er, konnte dennoch nur anfangen aufzuhellen, da man früherhin leider fast nur Sylben gezählt und gleichsam nur nach dem materiellen Gewicht derselben die Verse gestellt hatte. So erkennt Buchner z. B. den aufschnellenden Amphibrachys, der nur zu oft in neueren Hexametern verderblich waltet, gar nicht an, sondern rechnet ihn zu den Anapästen. —

§. 123.

Mäßig gesinnt, wie überall, lobt er die Dichter welche „sich unterfangen, heroische, Sapphische und andere Arten

nach der Lateiner und Griechen Satzungen, zu schreiben;" aber nur „weil sie die Muttersprache bereichern und erhöhen wollen." — „Doch halten wir dafür," setzt er hinzu „solches ohne Reime zu thun, sei unsrer deutschen, vermittelst aber der Reime solch Werk zu verrichten, sei der lateinischen Art zuwider. Ueberdieß sei es auch schwer so hinauszuführen, daß die Verse wohl liefen. Doch hat ein jeder sein eigenes Belieben und will ich hierüber niemandem etwas vorschreiben."

Es blieb noch eine sehr geraume Zeit zweifelhaft, wozu sich die deutschen Dichter in dieser Hinsicht entschließen würden. Wohl vertraut mit der ganzen Bedeutung und Wichtigkeit des Reimes, wollten sie ihn selbst in diesen griechischen Versmaaßen nicht fahren lassen; doch war ihnen auch die Entdeckung, die bereits Fischart gemacht, daß die deutsche Sprache „süßiglich wie griechisch springe," mit Recht viel zu theuer, um nicht zuweilen Proben davon zu geben. Klai, von dem weiter unten noch geredet werden wird, versuchte sich auch in Sapphischen so wie Omeis, (vierter Präsident des Pegnitz-Orden unter dem Namen „Damon der Norische," geb. 1646, gest. 1708) in Alcäischen und choriambischen Weisen. Es war aber alles, wie gesagt, gleichsam nur zur Probe, und um zu zeigen, man könne wenn man wolle. Vom Reime aber sich zu trennen, wagte keiner *). Den überschätzte man damals, wie man

*) Für die Leser, welche noch nie gesehen haben wie sich ein griechisches Metrum mit Reimen verbunden gebehrdet, stehe hier eine Probe in Sapphischer Weise von Klai.

Welche Regenwolke hat dich verstecket?
Hast du dich mit Trauerflor überdecket?
Deiner Schwester silberbezäumte Pferde
Leuchten der Erde.

der Natur, die ihm befreundet ist, daß wir keinen wehmüthigen Nachklang zu fürchten haben, wie dies wohl bei manchen neueren Dichtern der Fall sein dürfte, hinter deren Scherzen nicht selten Thränen, Tod und Grab verborgen sind. — — Diese Bemerkung, welche ich bereits vor 16 Jahren schrieb, möge hier als Andeutung stehen zur Charakteristik des Besseren in den Gedichten zweier Männer, die uns jetzt begegnen, und wie vereint betrachtet werden sollen.

Ernst Christoph Homburg,

(geb. 1605 zu Müla unweit Eisenach, gest. etwa 1680,)

und

David Schirmer,

(mit ungewissem Geburts- und Sterbejahr, um 1650 zu Dresden als Bibliothekar lebend.)

Große Dichter finden wir in ihnen nicht, das heißt das Vermögen das gesammte Leben in Poesie zu verwandeln wohnt ihnen nicht bei; wohl aber finden wir bei ihnen einzelne Strahlen und Blüthen, in deren Besitze sie zu jener Opposition gegen das was als trübe Wirklichkeit erscheint fähig werden. Homburg ist vielleicht begabter, als er selbst in seiner Ueberdemuth anerkennt; allein er hat sein Talent am Ende leider selbst vermindert durch die häufigen Nachahmungen der Franzosen und Holländer. Nur wenn er sich selbst gehen läßt, ist er der Betrachtung werth, und es gelingt ihm dann manches was auch heute noch erfreuen kann durch heitere Einfalt und Wohllaut.

§. 126.

Schirmer ist reicher; doch wagt auch er nur selten sich selbst allein zu vertrauen. Da er mehr Phantasie hat als Hom-

Homburg, so trägt er seinen Bewunderungstribut den die meisten deutschen Dichter der damaligen Zeit sich nicht erließen — und von andern sogar mit einiger Gewalt eintrieben — nicht an die Holländer und Franzosen ab, sondern er bringt diesen Zoll den Italienern dar. Hätte er sich nur wenigstens an die rechten Italiener gewandt, allein leider ist es schon Marino *), dem er seine Huldigung darbringt. Durch ein solches Vorbild verleitet, verfällt er oft genug in forcirte Ueberschwenglichkeit, ja wohl gar in Abgeschmacktheit und Unsinn, die, bunt aufgeputzt, etwas recht Schönes und Vornehmes vorstellen sollen. Zum Glücke liegt indessen im Kern seiner Natur etwas so Tüchtiges und Dauerhaftes, daß dem völligen Verderben gewehrt wird. Dieser tiefern Natur verdanken wir denn auch einige anmuthige Lieder, in denen sich ein Gemüth zeigt, das sich auf eine viel bessere Liebe versteht, als die ist welche Marino zu verkünden pflegt.

Homburgs Gedichte erschienen unter dem Titel „Schimpf- und ernsthafte Clio," Jena 1642; Schirmer, mehr in Blumen lebend, verkündete dieselben gleich durch den Titel:

---

*) Giambattista Marino, geb. zu Neapel 1569, gest. 1625, ein Mann von großem Talent, das er aber selbst verderbte durch Eitelkeit und Launenhaftigkeit. Er will nicht bloß gut schreiben, sondern weit besser als gut: darum wird er geziert und bunt. Um zu gefallen, (und zwar allen) scheut er kein Mittel, und da ihm leider auch noch die Keuschheit der Seele mangelt, so erreicht er selbst mit dam Aufwand von vielem Scharfsinn, Witz und Farbenpracht kein reines Gemälde. Seine berühmtesten Gedichte sind: Adone, voll endloser Ueppigkeit, und La strage degli innocenti (der Mord der Kinder zu Bethlehem) eine Art von Epos, in welchem Rabenschwarz und Schwefelflamme vermischt werden, um tüchtigen Schauder zu erregen. Das gelingt zuweilen so ziemlich; doch ungebeten kommt nicht selten auch der Ekel mit.

ihm ein Landgut, in dessen Besitze er sich von allen engeren Sorgen des Lebens frei fühlte.

Vielleicht hat aber auch wohl kein Dichter der damaligen Zeit den Ruhm des Hohenzollerischen Hauses öfter und lauter verkündet als er. Er ließ auch nicht die kleinste Gelegenheit vorübergehn, um seine Liebe für Preussen und dessen väterlichen Fürsten an den Tag zu geben, und er ist unerschöpflich in Wendungen und Formen um sich selbst ein Genüge zu leisten. Er ist kein Schmeichler, er meint es wirklich so, ja er meint es noch viel besser als er es auszudrücken im Stande ist. Ueberall sieht man den heitern treuherzigen Mann, dem es recht am Herzen liegt, seinem Fürsten zu erzählen wie sehr ihn sein Volk liebt.

§. 129.

So heißt es in einem Gedicht bei der unverhofften Ankunft des Kurfürsten in Königsberg:

Könnte doch dein Ohr nur dringen
Zu den Unterthanen hin!
Jedes reitzet seinen Sinn
Dich zu sagen, Dich zu singen.
Jedes suchet um und an,
Ob es wo Dich sehen kann.

Man vernimmt in diesen Tagen
Nichts durch jedes Bürger-Haus
Als: Wie sieht er jetzund aus?
Diesen dies, den jenes fragen.
Aller Sorge Trost und Ruh
Und Ergetzlichkeit bist Du.

Welcher denn Bescheid kann geben
Der weist die Gestalt an Dir,
Huld, Verstand und alle Zier

§. 128.

Simon Dach,

(geb. zu Memel 1605, gest. als Professor an der Universität zu Königsberg 1659.)

Einer der trefflichsten Sänger seiner Zeit, der auch das besondere Glück hatte, daß seine Gedichte, obwohl er nur wenige drucken ließ, dennoch größtentheils im Munde des Volkes lebten. Die Musik war bald gegeben, denn diese Lieder bringen sie größtentheils schon mit, wie z. B. das anziehende „Aennchen von Tharau." In diesem Gedichte zeigt sich eine Reinheit der Gesinnung und eine so fröhlich deutsche Kraft, daß man eben sowohl die Aechtheit seiner Liebe als seiner Poesie anerkennen muß.

Aehnliche Lieder hat Herder mit Recht als Stimmen der Völker betrachtet und wieder mitgetheilt.

Vielleicht ist Dach unter allen Dichtern seiner Zeit der glücklichste, besonders in den späteren Lebensjahren. Er war ein rein preußischer Patriot, und so sehr ihm auch das Leiden Deutschlands zu Herzen gehen mochte, so verspürte doch das eigentliche Herzogthum Preußen von diesen Bedrängnissen nur einen kleinern Theil. Was aber ganz besonders wichtig ist, indem es ihn für sein Vaterland zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, war sein näheres Verhältniß zu dem großen Kurfürsten von Brandenburg, der als Jüngling und Mann dem wackern Dichter ein ganz besonderes Wohlwollen schenkte. Dach lernte bald die Größe des Fürsten ahnen, und so war er zu Hoffnungen für sein Vaterland berechtigt, die ihn stets aufrecht hielten bei den Leiden der Gegenwart. Aber der freundliche Fürst begnügte sich nicht mit Beifalls-Worten, er verlieh ihm ein Amt, das seiner Neigung vollkommen angemessen war, und schenkte

ihm ein Landgut, in dessen Besitze er sich von allen engeren Sorgen des Lebens frei fühlte.

Vielleicht hat aber auch wohl kein Dichter der damaligen Zeit den Ruhm des Hohenzollerischen Hauses öfter und lauter verkündet als er. Er ließ auch nicht die kleinste Gelegenheit vorübergehn, um seine Liebe für Preussen und dessen väterlichen Fürsten an den Tag zu geben, und er ist unerschöpflich in Wendungen und Formen um sich selbst ein Genüge zu leisten. Er ist kein Schmeichler, er meint es wirklich so, ja er meint es noch viel besser als er es auszudrücken im Stande ist. Ueberall sieht man den heitern treuherzigen Mann, dem es recht am Herzen liegt, seinem Fürsten zu erzählen wie sehr ihn sein Volk liebt.

§. 129.

So heißt es in einem Gedicht bei der unverhofften Ankunft des Kurfürsten in Königsberg:

Könnte doch dein Ohr nur dringen
Zu den Unterthanen hin!
Jedes reitzet seinen Sinn
Dich zu sagen, Dich zu singen.
Jedes suchet um und an,
Ob es wo Dich sehen kann.

Man vernimmt in diesen Tagen
Nichts durch jedes Bürger-Haus
Als: Wie sieht er jetzund aus?
Diesen dies, den jenes fragen.
Aller Sorge Trost und Ruh
Und Ergetzlichkeit bist Du.

Welcher denn Bescheid kann geben
Der weist die Gestalt an Dir,
Huld, Verstand und alle Zier

Nicht nach Gnüge zu erheben.
Da ist Freude, Lieb und Preiß
Und was man zu denken weiß.

(S. Bouterweck's Literargeschichte X., S. 189.)

Nicht minder innig sind seine geistlichen Lieder, und wir fühlen es in ihnen, daß Reinheit der Liebe eins ist mit reiner Frömmigkeit (Vergl. über diese religiösen Gedichte: Wetzels Lebensbeschreibung der berühmtesten Liederdichter.)

Auch als dramatischer Dichter hat sich Dach gezeigt, doch sieht man die Mühe, die ihm große Compositionen dieser Art gekostet, und nur in einzelnen lyrischen oder heiter erzählenden Parthieen erkennt man den Dichter, der sich in dem eigentlichen Lied so liebenswürdig zeigt. Sein Schauspiel „Cleomedes" wird durch eine zu weitschichtige Allegorie ermüdend und in der „Sorbuisa" erfreuen fast nur die Stellen, wo er unmittelbar seiner Vaterlandsliebe und seiner großen Anhänglichkeit an die Stadt Königsberg genug thun kann. Es wurde zur Feier des akademischen Jubelfestes zu Königsberg aufgeführt, und 1644 gedruckt.

Gottsched, der in dem Dichter vielleicht nur den berühmten Landsmann ehrte, hat in dem neuen Büchersaale der schönen Wissenschaften (Band 4.) einige Nachrichten über Dach, Roberthin und andere preußische Dichter gegeben, wofür er noch mehr Dank verdienen würde, wenn er ihnen seine langweilig breiten Lobpreisungen erlassen hätte.

§. 130.

Paul Gerhard,

(geb. zu Grafenhainichen in Meißen 1606)

wurde 1651 Probst zu Mittenwalde, 1657 Diaconus zu Berlin, erhielt 1666 seine Entlassung, wurde aber vom

Herzoge Christian zu Merseburg mit Achtung aufgenommen und 1669 von demselben zum Archidiaconus in Lübben bestellt, wo er am 27. Mai 1676 gestorben ist.

Wenige deutsche Dichter haben so tief und erfreulich auf Mit- und Nachwelt gewirkt, als er durch seine geistlichen Lieder. Sie wurden nicht bloß in der Kirche, sondern auch von fast allen frommen lutherischen Familien bei der häuslichen Andacht gesungen, ja sie verbreiteten selbst um das Bette der Sterbenden, in der Seele des Scheidenden wie der Abschiednehmenden ihre wohlthätigen Wirkungen. Mehrere von andern Religionspartheien wurden zur lutherischen Kirche hingezogen bloß um Gerhards rührende Lieder mit zu singen. Fast alle damals lebende Theologen waren ihm mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Freundschaft zugethan, und ich habe nirgends auch nur Ein Wort des öffentlichen Tadels finden können, das bei den damaligen theologischen Streitigkeiten so leicht hätte über ihn gesprochen werden können. Unter mehreren Zeugnissen, welche der wackere, fleißige Küster in seinem „alten und neuen Berlin" anführt, und die es klar zeigen, wie sehr Gerhard seine Zeit beherrschte, mögen folgende auch hier angeführt werden. Der Gothaische Theolog Dr. Johann Heinrich Feustking spricht also über ihn:

„Ich sage es frei, kein vergebliches kein unnützes Wort findet man in Gerhards Liedern, es fällt und fließt ihm alles aufs lieblichste und artlichste, voller Geistes, Nachdrucks, Glaubens und Lehre; da ist nichts gezwungenes, nichts geflicktes, nichts zerbrochenes; die Reimen, wie sie sonsten ins gemein etwas himmlisches und geistliches mit sich führen, also sind sie auch absonderlich im Gerhard recht auserwählet, leicht und auserlesen schön, die Redensarten sind schrifftmäßig, die Meinung klar und verständig, die

meisten Melodien nach unsers unvergleichlichen Lutheri und anderer alten Meister-Sänger Tone lieblich und herzlich: in Summa, alles ist herrlich und tröstlich, daß es Saft und Kraft hat, hertzet, afficiret und tröstet u. s. w. Ich muß selber gestehen, daß dieses Mannes Lieder-Andacht mir schon manchen redlichen Dienst in meinem Amte gethan u. s. w. Ich glaube auch sicherlich, hätte er unsers großen Lutheri glückselige Zeiten erreichet, daß er sein Beistand und Mit-Arbeiter in dem seligen Reformations-Werk gewesen wäre, es würde die Evangelische Lehre noch weiter ausgebreitet worden sein" u. s. w. *)

§. 131.

Johann Christoph Olearius, Georg Heinrich Götze, Johann Caspar Wetzel, Daniel Seifart und Crenius stimmen völlig in jenes Lob ein. Ueberhaupt betrachtete man ihn als eine der festesten Säulen des Lutherthums, und nach seiner Absetzung stand er gewissermaßen als ein edler Märtirer da, dem von allen Seiten Huldigungen gebracht wurden. Man wußte gar manches Beispiel zu erzählen, daß Mitglieder anderer Religionspartheien bloß durch Gerhardische Lieder gerührt zur Lutherischen Kirche übergetreten seien, weshalb auch Crenius schreibt: Ego sane iis me motum ita fateor, ut quotidianum meum pietatis exercitium ex illis instituere soleam animumque ad devotionem prae-

*) Ich habe dieses Urtheil eines berühmten Mannes über einen noch berühmtern angeführt, weil es historisch wichtig ist. Leider aber darf nicht vergessen werden, daß eben dieser Feustking, der hier sehr gerecht urtheilt, auch sehr hart sein konnte, z. B. gegen den wackern Petersen, den er wegen einiger abweichender Religions-Ansichten bitter haßte. (S. Petersens Selbstbiographie, vom Jahr 1717, S. 322. f.)

parare. Neque ego solus sic sentio, sed omnes linguae Germanicae gnari hoc mecum fassi sunt et fatebuntur. Est enim singularis quaepiam hujus in theologi carminibus commovendi vis, quae ob verba scripturae sacrae vel spiritus sancti tenacissime ac summo studio retenta magnaque venae ac naturae facilitate et ingenti cura rhytmo inligata apud caeteros non temere reperitur.

Ob er das herrliche, ewigen Trost in sich tragende Lied: „Befiehl du deine Wege" (das in mehreren neuen Gesangbüchern auf eine unverantwortliche Weise verwässert worden) in jener unglücklichen Zeit der Abreise von Berlin zum Troste seiner Gattin gedichtet habe, ist in neueren Zeiten bezweifelt worden. Sicher aber ist, daß in diese Zeit das nicht minder nachdrucksvolle Lied fällt:

Ist Gott für mich so trete
Gleich alles wider mich.

Da heißt es denn im dreizehnten Verse mit ächt deutscher Kraft und Gelassenheit:

Die Welt die mag zerbrechen
Du stehst mir ewiglich!
Kein Brennen, Hauen, Stechen
Soll trennen mich und Dich
Kein Hunger und kein Dürsten,
Kein' Armuth, keine Pein,
Kein Zorn des großen Fürsten
Soll mir ein Hind'rung sein.

Kein Engel, keine Freuden,
Kein Thron, kein Herrlichkeit,
Kein Lieben und kein Leiden
Kein' Angst, kein Herzeleid;
Was man nur kann erdenken,
Es sei klein oder groß,

Der keines soll mich lenken
Aus Deinem Arm und Schooß.

Mein Herze geht in Springen,
Und kann nicht traurig sein,
Ist voller Freud und Singen,
Sieht lauter Sonnenschein.
Die Sonne die mir lachet
Ist mein Herr Jesus Christ,
Das was mich singen machet,
Ist was im Himmel ist.

§. 132.

Man sieht: hier ist keine weichliche Herzenszerflossenheit keine übermystische Phantasiezerfahrenheit, kein gefährlich fluctuirender Gefühlsluxus, — vor solchen Abwegen weiß Gerhard sich wohl zu hüten, denn seine Natur ist kraftreich und er scheint jede Weichlichkeit, die geistige wie die leibliche sehr verachtet zu haben. Seine Lieder athmen jene ächte Frömmigkeit, die stark macht und tapfer, gelassen und ergeben; und er war wie seine Lieder. Er handelte seiner religiösen Ueberzeugung gemäß; denn was wäre er wenn er sich selbst verloren hätte? —

Einige Schriftsteller, denen solche ruhig überzeugte und tapfer fromme Männer nicht recht deutlich werden können, haben ihn der Streitsucht beschuldigt, allein abgerechnet, daß aus dem Zusammenhange seines ganzen Lebens das Gegentheil zu ersehen ist, spricht auch das Zeugniß für ihn, welches ihm das Berlinische Ministerium gab, als es ihn 1651 dem Magistrat zu Mittenwalde zum Probst vorschlug. Es heißt darin, „man halte ihrer christlichen Gemeine eine solche Person für, deren Fleiß und Erudition bekannt, die eines guten Geistes und ungefälschter Lehre, dabei auch ei-

§. 134.

Jakob Schwieger,

(aus Altona, mit unbekanntem Geburts- und Sterbejahr,)

diente eine geraume Zeit als Soldat, ließ sich aber den ganzen Krieg und das Elend der Zeit nicht anfechten. Von jener innern Wunde, die wir fast bei allen Dichtern dieser Periode bemerken, ist bei ihm auch nicht eine Spur zu erblicken. Betrübniß und Kummer sind ihm lästig und langweilig, aber tändeln und scherzen, trinken und küssen und im Grase liegen mag er gar gern, und es steht ihm meistens wohl an, da er nicht bloß vergnügt scheinen will, sondern es wirklich ist. Fast alle seine Gedichte haben etwas höchst musikalisches, allein oft sind sie leider auch nur ein bloßer angenehmer Klang; denn Ideen muß man bei ihm nicht suchen, und er macht vermuthlich selbst keinen Anspruch darauf. Leichte Gefühle, halb ironisch girrende Zärtlichkeit, frisch flatternde Späße mit untermischten Plattheiten und tüchtiges gesundes Blut, das findet man bei ihm. Dies alles scheint ihm auch zu beträchtlichem Alter verholfen zu haben, wenigstens finden wir ihn noch 1665 am Leben, und als Dichter beschäftigt. Wer sich nicht entschließen kann, ihn so zu nennen, der möge ihn etwa als einen — poetischen Tänzer mit guter Tanzmusik versehen, betrachten.

Seine Gedichte erschienen unter dem Titel „Geharnischte Venus," von Filidor dem Dorferer, welchen Namen, so wie den des Flüchtigen, er als Mitglied der deutschgesinnten Genossenschaft und des Schwanenordens führte. Seinen Zeitgenossen scheint er nicht besonders werth gewesen zu sein; wenigstens finden wir keine besondere Auszeichnung für ihn; und so viel mir bekannt, erlebten seine

sämmtlichen Schriften nur eine Auflage. Die folgende Zeit vergaß ihn ganz, und erst durch Eschenburg ist sein Andenken erneuert worden; allein es waltet noch immer manche Dunkelheit über ihm; und es läßt sich nicht einmal mit Gewißheit angeben, ob Schwieger sein wahrer Name gewesen *).

Sollen wir unser ganzes Urtheil über ihn in zwei Worte zusammenfassen, so dürfen wir ihn einen von den vielen Belegen nennen zu dem Schillerschen Ausspruch, daß nur ächtes Genie den Menschen veredle und das Urtheil stärke; ein leichtes Talent aber den Verstand schmücke und schwäche.

§. 135.

Andreas Scultetus.

Wir wissen von ihm nichts weiter, als daß er im Jahr 1639 Gymnasiast zu Breslau war, und dürfen mit Gewißheit annehmen, daß er noch vor seinem zwanzigsten Lebensjahre, und ohne die Universität bezogen zu haben, starb. Unter der fast ungeheuren Menge von Dichtern oder vielmehr nach Dichtkunst Strebenden seiner Zeit, konnte der prunklose Jüngling mit seinen wenigen Gedichten, die nur auf einzelnen Bogen gedruckt erschienen, nicht durchdringen, und so ist leicht zu begreifen, daß er, der nie sehr beachtet worden war, gar bald in gänzliche Vergessenheit versank. Lessing entdeckte sein vorzüglichstes Gedicht „Oesterliche Triumphposaune," nur durch einen günstigen Zufall, indem er auf der Bibliothek zu Wittenberg in einem gewal-

---

*) Herder nennt ihn J. G. Schoch. S. deutsches Museum, Oktob. 1779, vergl. ferner Bragur II., S. 420. ff., wo ihm jener Name gleichfalls zuerkannt wird.

tigen Convolut von Gelegenheitsgedichten blätterte. Jenes innige, aus dem tiefsten Herzen aufflammende Gedicht entzückte den trefflichen Mann so sehr, daß er es auswendig lernte und stets auswendig behielt, ja daß er es Jahre lang — nicht drucken lassen wollte, um es, wie ein köstliches Kleinod, nur den nächsten und edelsten Freunden (z. B. Kleist) mitzutheilen. Erst im Jahre 1771 ließ er sich durch seinen Freund Zachariä bewegen, was er von Scultetus gefunden, dem Publikum zu übergeben. Er schenkte es dem bittenden Freunde, der es sodann mit dem Briefe des Gebers wieder abdrucken ließ. Späterhin hat man noch einige kleinere Gedichte von Scultetus hinzugefügt, welche zu Breslau in den Jahren 1774 und 83 erschienen.

Jene österliche Triumphposaune ist ein herrliches feierliches Gebet, das wie köstlicher Weihrauch auf einem reinen Altar sich entzündet und aufsteigt, und nur wer selbst so beten kann, hat ein Urtheil über dasselbe. Wer aber ein solches Urtheil hat, wird in diesem Fall bald auch etwas Besseres haben, als ein Urtheil; ich meine eben jenes Mitgebet und Selbstgebet. — Lessings Ansicht, daß nur der Tod die weitere Laufbahn eines solchen Dichterjünglings hemmen konnte, ist wohl unzweifelhaft und — beruhigend.

Da sich voraussetzen läßt, daß Lessing und Zachariä in den Händen gar vieler Leser sich befinden, so darf ich mir die Mittheilung einzelner Stellen aus Scultetus erlassen. Dem bessern Leser aber darf ich dringend empfehlen, jenes Gedicht von neuem zu genießen.

§. 136.

Georg Philipp Harsdörffer,

(geb. am 1. November 1607 zu Nürnberg, gest. daselbst am 22. September 1658.

Selten hat ein deutscher Schriftsteller eine so ausgezeich-

tete Berühmtheit gewonnen als er. Zuvörderst als der hauptsächliche Stifter des poetischen Blumenhirtenordens an der Pegnitz *), dessen frühere Mitglieder gewissermaßen zu besonderer Hochschätzung des Meisters in Eid und Pflicht genommen wurden, so daß nicht leicht einer jener unschuldigen Hirten die Gelegenheit vorbeigehen ließ, den Haupt-Einweiher zu loben, da ohnehin auch manches an ihm mit Recht zu loben war.

Er war ein wackerer Bürger voll herzlicher Liebe für Deutschland und für seine Vaterstadt, deren wohlverdienten Ruhm er nach Kräften zu vermehren strebte. Seine Kenntnisse waren von nicht geringem Umfange, und wenn es ihm auch an wahrhaftem Genie für die Dichtkunst fehlte, so war doch seine Neigung für dieselbe so groß, daß sie wohl als ein Analogon von Talent betrachtet werden darf. Seine besondere Liebe für die Fabel, Parabel und Allegorie war den Deutschen seiner Zeit gerade recht, die eben bei ihrer großen Lebensschlichtheit und redlichen Offenheit in allen Handlungen; in ihren Schriften gern etwas Bedenkliches, Halbdunkles, Verhüllendes wohl leiden mochten. Zwar können wir die Vielseitigkeit in den literarischen Bestrebungen dieses Mannes nicht immer loben, indem das Streben darnach ihn verhinderte, irgendet was mit ganzem und ungetheiltem Gemüthe zu ergreifen, so wie auch die Leichtigkeit, mit der er schrieb, dem tiefern Ernst im Nachforschen, nicht selten nachtheilig ward; — allein seine Zeitgenossen hatten des tiefsten und traurigsten Ernstes im Leben so viel, daß es ihnen

---

*) Der andere Stifter dieser (noch jetzt nicht eingegangenen) Gesellschaft war, wie bereits oben angeführt worden, Klai. Der Orden begann 1644, nicht 1642 wie Omeis in der Dissertation de claris quibusdam in orbe literato Noribergensibus (Altdorf 1708) behauptet (Vergl. §. 106.)

sehr willkommen war, durch Harsdörffer ein wenig zerstreut zu werden. Wirklich war er auch einer der wenigen, die trotz der immer steigenden Jammerhaftigkeit der Zeit doch noch einige fröhliche Lebendigkeit behalten. Zwar hatte Nürnberg die Greuel der Zeit so gut erfahren, wie die meisten andern deutschen Städte, ganz besonders in jener Zeit als die beiden Heere Gustav Adolphs und Wallensteins in ihrer Nähe versammelt waren; allein es war die alte Reichsstadt in der damaligen Zeit noch immer wohlhabend und reich genug, um viel leiden zu können ohne gänzlich zu verarmen. Die Regsamkeit der gewerbfleißigen Bürgerschaft konnte wohl auf Monate und Jahre gehemmt, aber nie ganz unterdrückt werden, und so kam es, daß man selbst in der für Deutschland so heillosen Zeit an Stiftung unschuldiger poetischer Orden denken konnte, und Harsdörffer, der auch durch seltene Wohlhabenheit begünstigt wurde, sah sich in Umgebungen und Verhältnissen, die an gute alte, damals schon längst entflohene Zeiten erinnern.

§. 137.

Unter der beträchtlichen Anzahl seiner Schriften zeichnen wir aus:

1) Specimen philologiae Germanicae 1646, von welchem Morhof in seinem Polyhistor (B. IV. K. 4. §. 7.) sagt: Praeterea non contemnendum est multaque continet notatu digna specimen philologicum Germ. a G. P. Harsdorfero scriptum.

2) Gesprächsspiele, 8 Theile, 1642 bis 49, (Libitinam Harsdorferus effugit suis, ut ipse vocat, Gesprächsspielen, varios ingenii lusus atque una eruditionis suae profundioris (?) vim complexus, u. s. w. S. Neumeisters Dissertation, S. 46.)

3) Nathan, Jotham und Simson, oder geistlicher und weltlicher Lehrgedichte erster und zweiter Theil, 1650, 55.

Diese und ähnliche Schriften erwarben ihm wie bereits oben bemerkt worden, einen nicht geringen Ruhm, und da die Art des Rühmens selbst etwas historisch-Charakteristisches hat, so möge hier Tschernings Lob stehen, dessen Ueberschwenglichkeit freilich an das alte Wort erinnert, daß viele Deutsche große Bewunderer sind:

Hos inter ille cognitus mihi Harsdorfer,
Medulla Phoebi, patriae suae lumen,
Scientiarum multiformium mystes,
Recti satelles et severus exactor
Vernaculaeque restitutor ac vindex
Magnus loquelae, tota quem Caballino
Inebriata fonte perculit Cirrha,
Quem diligam plus an colam haud satis constat.

§. 138.

Sogar die Ausländer, die sich sonst größtentheils das alte klägliche Vorrecht, die Deutschen zu verkennen, aus Bequemlichkeit nicht gern nehmen lassen, bezeigten sich gegen Harsdörffer freundlich, ja verehrungsvoll, und der bekannte Loredano *) versprach sogar, was er freilich früher hätte thun sollen, die deutsche Sprache zu erlernen, weil

*) Man findet in den Briefen dieses Poeten auch einen an Harsdörffer, worin es heißt: Non posso esprimere la mia consolatione nel vedere le mie opere vestite alla Tedesca. — Niente intendo la lingua, ma comincio ad apprenderne i principii per poter leggere le mie obligationi. Sono sicuro che d'all eloquenza di V. S. haveranno le mie compositioni ricevuto quello spirito, che non le ha potuto communicar la mia penna etc. (S. Lettere del Sig. Giov. Francesco Loredano, Venet. 1662. T. I. p. 331.)

jener seine Diana übersetzet hatte, eine Höflichkeit, die den ganzen noch viel höflichern Blumenorden in ein jubelndes Erstaunen setzte.

Auch noch später ertönte manches überschwengliche Lob, und Neumeister bleibt nicht zurück. **Cuius ingenium et eruditionem dignaque tot meritis praeconia calamus noster haud capit etc. Quod si sigillatim de poesi ipsius sententiam ferre jubemur, ea quidem inventionum praestantia rerumque et sententiarum majestate commendari prorsus meretur,** nur setzt er hinzu **nisi quod nimium sibi in fingendis vocibus novis ac dithyrambis indulsit doctissimus vir.** (S. die angeführte Dissertation S. 46.)

Dieser letztgenannte Fehler der übergroßen Lust, neue und oft seltsame Wörter zu bilden, die ihm die Zeitgenossen und die Nächstfolgenden wenigstens verziehen, oder größtentheils seinem Freunde Philipp von Zesen aufbürdeten, haben ihn späterhin fast verrufen gemacht, und vielleicht ist in der spätern Zeit der gute Gellert der Einzige, der in der Vorrede zu seinen Fabeln, ihn wenigstens ohne Spott beurtheilt, und bei mancher gerechten Ausstellung, doch nicht jedes Talent abzusprechen scheint, da er eine gute kleine allegorische Erzählung von ihm mittheilt.

§. 139.

Neben ihm, wie im Leben, stehe hier

Johann Klai,

(geb. zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts [näher ist die Zeit nicht anzugeben, da selbst der Geschichtschreiber des Pegnitzordens darüber schweigt] gest. 1656.)

Dieser Freund und Nebenbuhler Harsdörffers ist nicht bloß als Mitstifter des Pegnitzordens, sondern auch als

Dichter merkwürdig. Fast alle seine Werke sind geistlichen Inhalts und man darf auch ihm nachsagen, daß es ihm allerdings ein hoher Ernst mit der religiösen Poesie war, nur daß er leider oft zur Fantasterei sich hinneigt. Hierher gehören folgende Werke:

1) Weihnachtsandacht, Nürnberg 1644.

2) Herodes der Kindermörder, ein Trauerspiel, 1645.

3) Engel- und Drachenstreit, 1650.

Ueberall herrscht eine gute Meinung, aber auch gänzlicher Mangel an Geschmack. Das merkwürdigste Werk ist indessen ohne Zweifel: „Der leidende Christus, ein Trauerspiel," und es möchte in der That schwer zu bestimmen sein, ob man in der Idee, das Leiden und den Tod Jesu auf die Bühne zu bringen, mehr die Keckheit oder den vollendeten Irrthum, der ihr zum Grunde lag, bewundern soll. Neumeisters Urtheil über ihn lautet also: Diffitendum non est, Clajum nostrum, prout erat ingenio ad poesin minus difficili, poetam excellentem evadere potuisse, nisi ab illa Germanicae linguae Germanica quidem sinceritate longius recederet, poesi incongruis dithyrambis suis tot maculas aspersisset. — Einige Zeitgenossen des Dichters glaubten in ihm einen zweiten Ovid (!) zu finden, und einer derselben, welcher durch Buchstabenwechsel aus dem Namen Johannes Clagus die Worte: „En hic alius Naso" sehr zierlich herausgebracht hatte, suchte diesen Einfall durch folgendes Epigramm zu verewigen, welches zugleich ein Zeugniß von dem damaligen Geschmacke ablegen möge:

Exul ut is quondam, spurcorum lusor amorum
Carminibus periit Naso poeta suis:
Sic en hic alius castorum lusor amorum
Carminibus vivit Naso poeta suis.

Klai hat freilich, wie selbst das blödeste Auge erkennen kann, nicht die mindeste Aehnlichkeit mit Ovid; es müßte denn die sein, daß sie beide — Verse schrieben; allein der Buchstabenwechsel war nun einmal beliebt, und der eben angeführte lag so nahe, daß man sich die Gelegenheit zu einem, wenn auch nicht viel bedeutenden, doch hochtönenden Lobe nicht wollte entwischen lassen.

§. 140.

Einiges Lob verdient indessen Klai wirklich, und es ist nur zu bedauern, daß er seine große Neigung zu dramatischen Arbeiten so ganz ohne Geschmack hinwandeln ließ, und darüber sein größeres Talent zur lyrischen Poesie völlig auszubilden vergaß. Er ist wahrhaft liebenswürdig, wenn er seinem reinen Gefühle einmal erlaubt sich auf eine ungekünstelte Weise auszusprechen. Aber es geschieht leider selten nur, denn fast immer scheint er zu glauben, daß nur spitzig geschliffene oder geschraubte Gefühle Interesse erregen können. Die Spielereien mit Empfindungen, und noch öfters mit bloßen Klängen, die keinesweges immer wohltönen, Unarten durch die sich leider fast die ganze Pegnitzgesellschaft ausgezeichnet, lagen ihm sehr am Herzen. Da er aber der Miterfinder jener Spielereien ist, überall nach Originalität strebt, und einen in jener Zeit seltenen phantastischen Sinn zeigt, so darf man ihn wenigstens in dieser Hinsicht interessant nennen, und ihm nachrühmen, daß er den Muth hatte gar keine didaktische Gedichte zu liefern.

Zu einer solchen Unterlassung gehörte wirklich Kühnheit, indem fast alle deutsche Dichter sich mit einem ganzen Wall von gereimter Moral umgaben, hinter dem sie dann ihre eigne fröhliche Wissenschaft ungestört übten.

§. 141.

Philipp Cäsius (gewöhnlich von Zesen),

(mit unbekanntem Geburts- und Sterbejahre, doch vermuthlich etwa vom Jahre 1610 bis 80 lebend),

ein Mann von guten Anlagen und reichen Kenntnissen, dennoch fast immer ein Gegenstand des Spottes, da ihm überall der Hang zur Uebertreibung schadete. Es darf ihm nachgesagt werden, daß er sein ganzes Leben setzte an einen einzigen Gedanken, an eine Idee: Reinheit der Sprache; aber diese Idee wurde von ihm nicht klar aufgefaßt, sondern mit phantastischem Sinn ergriffen; und in der Nothwendigkeit sich stets zu wehren bald gegen die Angriffe geistreicher, bald gegen den Hohn seichter Gegner die mit ihm ein leichtes Spiel zu haben glaubten, nahm der Gedanke für den er focht immer mehr fremde unstatthafte und lächerliche Zusätze an, so daß man zuletzt nicht selten durch die bloße Erinnerung an Philipp von Zesen, auch jedes bessere Bemühen um Reinheit der Sprache ablehnen zu können glaubte. Betrachten wir, von ihm ausgehend aber auch weit über ihn hinausgehend, die Angelegenheit mit Unbefangenheit, so möchten sich vielleicht Manche über folgendes einfache Fragment einigen:

Jeder Deutsche, der sich an die Gesellschaft Gebildeter schließen möchte, hat allerdings die heilige Pflicht, für die Reinheit der Sprache, deren er sich bedient, nach allen Kräften zu sorgen. Lasset uns aber dabei Folgendes bedenken. Erstens: Es glaube nie ein Einzelner, als könne er jedem einzelnen Schriftsteller und Sprecher so wie dem Volke überhaupt allgemeine Reinheitsgesetze geben. Denn hier kann nur der Dichter (der Dichter im weitesten und tiefsten Sinne des Worts) entscheiden; für die anderen bleibt nur

das ehrenwerthe Geschäft der Grammatik, tadelfrei können sie ihren Styl bilden; aber nimmermehr schön. Welch eine Anmaßung für einen Nichtdichter, einem großen Dichter vorschreiben zu wollen, wie er reden soll.

Zweitens: Ein „Dichter" also, ist gesagt worden; und durch dies Eine Wort ist jeder Willkühr ein Riegel vorgeschoben. Dabei fällt uns allen wohl zuerst Goethe ein, über dessen vielseitige, ja künstlerisch vollständige Bildung wohl niemals ein Zweifel herrschen kann. Ist es billig anzunehmen, er habe die vielen Fremdworte in seinen Schriften nur aus Bequemlichkeit, oder in den letzteren Jahren wohl gar nur aus Trotz gewählt und beibehalten? Er, der die ganze Urkraft und den köstlichen Reichthum unsrer Sprache so genau kennt, und der, nächst Luther, als der höchste Meister des Styls sich zeigt, er sollte jemals einer Willkühr fähig sein? oder traut ihr — ich meine nur die Uebertreibenden — euch zu, tiefer einzuwirken als er mit seiner Sprachgewalt? oder meint ihr ein Ohr zu besitzen offener für die Melodie der Rede als er? — Einige von euch thäten wohl, sich zu erinnern, daß sie selbst die erträgliche Bildung und Kraft, mit der sie Goethes Sprache bekämpfen, größtentheils nur ihm verdanken, und billig solltet ihr mit Waffen, die euch der Gegner selbst geliehen hat, vorsichtig umgehen.

§. 142.

Glaubt nicht, daß ich eure Uebertreibungen, deren tiefern Grund ich achte, durch irgend eine Autorität bekämpfen will. Ich will euch nur rathen, selbst den Versuch zu machen, die sogenannten Fehler, die ihr in Goethes sogenannten prosaischen Schriften findet, zu verändern, euch dann selbst sie vorzulesen, und sodann euch zu fragen, ob ihr sie verbessert habt. Versucht es, schreibt einmal den

Benvenuto Cellini und die Selbstbiographie des Dichters in eurem sogenannten reinen Deutsch, und sehet zu, ob ihr nicht plötzlich inne werdet, daß ihr damit den Geist der Bequemlichkeit und Behaglichkeit, der nun einmal der Geist jener Schriften ist, verletzt oder gar verbannt habt. Ich will damit durchaus nicht sagen, daß nicht vielleicht hie und da ein Fremd-Wort könnte getilgt werden, ohne jenem Gesammtgeiste Eintrag zu thun; allein an dieser kleinern Tilgung ist euch, wie billig, nichts gelegen, da ihr auf gänzliche Reinheit dringet, und diese könnt ihr meines Erachtens nicht erreichen ohne den genannten Büchern selbst an das Leben zu kommen.

Ginget ihr nun vollends mit eurem Messer an die gereimten Verse, so — schaudert mich bei dem Gedanken, wie ihr die Lieblichkeit tödten würdet, und folgerecht tödten müßtet. Z. B.

Uns vom Halben zu entwöhnen,
Und im Ganzen, Guten, Schönen,
Resolut zu leben.

würdet ihr das „Resolut" verschonen? ihr dürftet nicht; und könntet ihr irgend ein anderes Wort finden, das bei demselben Sinne denselben musikalischen Zauber hätte? Ich wenigstens würde mir immer dos Resolute zurück erbitten und keinen Ersatz annehmen.

Und dann die leicht flatternden scherzenden Gedichte: z. B.

Ritterlich befreit ich dann
Die Prinzessin Fisch
Sie war gar zu obligeant,
Führte mich zu Tisch,
Und ich war galant.

Ich sehe einige von euch schon im Geiste mit der schau-

verhaften Uebersetzung des Galanten und Obligeanten daherfahren, aber ehe ihr es thut, nehmt lieber das ganze liebe Gedicht mit.

So möge hier auch noch kürzlich erwähnt werden, daß unsere liebe, höchst reiche, aber auch sehr keusche Sprache gewisse aus der Fremde gekommene fatale Dinge und widrige, sündhafte, dem deutschen Charakter gänzlich widerstrebende Gemüthsrichtungen gar nicht übersetzen will, z. B. das Wort „frivol.“ Sie will eben durch das Verschmähen solche Worte zu übersetzen, andeuten, daß die bezeichneten Dinge nicht nach Deutschland gehören. Daß sie könnte wenn sie wollte, versteht sich von selbst; wer aber so reich ist, braucht nicht jede Gelegenheit zu ergreifen, um zu zeigen, daß er es sei.

§. 143.

Ferner kann auch der Humorist einer humoristisch gebildeten Sprache nicht entbehren; aber er wird für jedes wohlgebildete, ja sogar für manches überschwenglich geformte neue Wort gern danken, denn als Humorist ist er im Stande das Neue wie das Alte zu gebrauchen, das Verworfene wie das Gepriesene. Aber auch hier soll durchaus nicht der Willkühr Thor und Thür geöffnet werden, denn es ist hier die Rede von einem humoristischen Dichter, der auch in der höchsten Freiheit sich dennoch stets hüten wird vor allem was Unmaaß, Frechheit, Willkühr ist. Der bloße Nachahmer, oder der fratzenhafte Humor wird doch leider thun was ihm gut dünkt, und unter seinen Händen wird sich doch der grünende Zweig der Sprache in einen knorrenden Ast verwandeln.

Es kann vielleicht befremden, diese Ansichten in den Paragraphen über — Zesen zu finden; doch denke ich, sie

hen sie überall ziemlich wohl, da sie auf das Maaßhalten hindeuten. Die alten Scherze gegen den unglücklichen Zesen zu wiederholen, fühlte ich mich nicht aufgelegt; glaube auch nicht, daß ein Mann sie verdient habe, der mit Recht sagen durfte, man werde in allen seinen Schriften „sein treues Herze gegen sein liebes Vaterland und desselben edle Sprache erkennen.“

§. 144.

Johann Rist,

(geb. am 8. März 1607, gest. 1667 als Prediger zu Wedel, Meklenburgischer Kirchenrath, Kaiserlicher gekrönter Poet u. s. w.)

Von ihm ist schon oben bei Gelegenheit des von ihm gestifteten Schwanenordens die Rede gewesen, so wie auch von der ziemlich lang dauernden Ueberschätzung, die ihm zu Theil geworden. Seine geistlichen Lieder, deren eine große Zahl ist, sind leicht gereimt, entbehren aber meistens des Gehalts und der Kernhaftigkeit. Seine Bewunderer, die auch den kleinsten Tadel der etwa hie und da gegen ihn ausgesprochen wurde, nicht ertragen konnten, trösteten sich mit dem Gedanken: „Haben doch manche Weltkinder an den heiligen Psalmen Davids vieles auszusetzen vermeint, und jener Spötter sagte: Sordet mihi lyra Davidica prae lyra Horatiana (S. das angeführte Werk des Amarantes. S. 260.). Sie bedachten aber nicht, daß Rist selbst, bei seinem steten Streben nach Ruhm und der Mittelmäßigkeit und Kraftlosigkeit seiner Gedichte, fast ein Weltkind genannt zu werden verdient, und daß kaum irgend ein geistlicher Dichter die Vergleichung mit den Davidschen Psalmen so sehr zu scheuen hat als er. Seine weltlichen Gedichte sind zum Theil noch breiter, und gehen dergestalt auf allgemeine Faßlichkeit aus, daß man in dieser Hinsicht den Ver-

fasser als Gottscheds Vorläufer betrachten darf. So heißt es in einem Glückwünschungsgedicht an Siegmund von Birken, als derselbe seinen östreichischen Ehrenspiegel beendigt hatte:

Mein großer Freund, Schmuck der Gelehrten!
Den ich geliebt vor langer Zeit,
Den ich stets nennte meinen Werthen
Und Ausbund aller Zierlichkeit,
Die Phöbus uns hat zugebracht:
Wie rühmlich habt Ihr euch erwiesen,
Indem Ihr Helden so gepriesen,
Daß sie vom Sterben frey gemacht.

In diesem Tone geht das ganze Gedicht fort, bei dem nichts weiter zu bewundern ist, als daß es endlich doch ein — Ende nimmt, da die gutmüthige Flachheit eigentlich gar keines hat.

§. 145.

Justus Georg Schottel,

(geb. zu Eimbeck im Hannöverschen 1612, gest. als Consistorialrath zu Wolfenbüttel 1676.)

Der ehrenwerthe Name dieses Mannes darf hier nicht übergangen werden, obwohl wir ihn fast nur als Grammatiker, sehr selten als Dichter loben können. Allein es hat sein großes Werk: „Ausführliche Arbeit von der Teutschen Hauptsprache, in fünf Büchern," (Braunschweig 1663) so viel Gutes gewirkt auch im Gebiet der Dichtkunst, daß wir gern an ihn zurückdenken. Es war in der damaligen Zeit, wo die Deutschen ihre eigene Sprache vernachlässigten und verkannten, schon wichtig, wenn ein ansehnlicher Mann und wohlbekannter Gelehrter, mit Kraft und Genauigkeit auf die Würde der vaterländischen Sprache auf-

merksam machte und dieselbe wie eine klassische behandelte. Seine Stimme ist nicht verhallt und wenn wir jetzt mit leichter Mühe in seiner Sprachlehre Fehler finden, ja bedeutende Fehler, so wollen wir das sehr begreiflich finden, da er einer der ersten Bahnbrecher war, dem vor allen Dingen daran gelegen sein mußte die vielen Schlafenden umher zu wecken. Als Grundlage ist Schottels Buch noch heute zu gebrauchen, doch nur als eine solche, von wo aus wir noch tiefer gründen. Die reine keusche Ur-Eigenthümlichkeit und Ur-Freiheit unsrer Sprache hat Schottel sehr wohl eingesehen; aber freilich mehr eingesehen als durchgeführt. Denn im Einzelnen haftet allerdings der Vorwurf auf ihm, daß er die deutsche Sprache mitunter zu der lateinischen in die Schule schickt. Dennoch bleibt ihm manches Treffliche, und was in Gottscheds deutscher Sprache Gutes ist, verdankt er größtentheils diesem Vorgänger, und nächst ihm dem fleißigen Schulrektor Bödiker. Gottsched selbst gesteht das freilich nicht, sondern nennt jene Vorgänger nur im Allgemeinen; doch hat er für dieses Vergessen des Dankes sich selbst das Misgeschick zugezogen, daß einige seiner Schüler — er hat ihrer bis auf den heutigen Tag obwohl sie es nimmermehr einräumen — in ihren Sprachlehren, die zuweilen fast nur ein Nachhall vom Nachhalle sind, des Leipziger Restaurators fast nur schmähend gedenken. Sie können ihn dann bequemer ausschreiben; weil die Mehrheit der Leser gutmüthiger Weise nicht glaubt, daß man einen Geschmäheten noch obendrein berauben werde.

§. 146.

Auch als Dichter hat sich Schottel gezeigt, d. h. indessen nur, er hat in einer correcten Sprache, Opitzen nachwandelnd, manches nicht ohne Kraft an den Tag gelegt,

was seinem Verstande und Herzen wichtig war. Am beredtesten ist er in den Klagen um das verwundete fast verblutende Vaterland; da wir aber diesen Schmerzensergießungen fast in allen Dichtern jener Zeit begegnen, so wollen wir hier nicht dabei verweilen.

Als Beurtheiler mehrerer deutschen Dichter ist Schottel einseitig. Ihm fehlt jener Verein jugendlicher Frische mit männlichem Ernst und tiefer Besonnenheit. Er hat nur seine eigene mäßige Individualität vor Augen, und er erkennt, in derselben befangen, nur als letztes Ziel: Opitzen. Jugendliche Lebendigkeit und hellflammende Lyrik sind ihm fast ein wenig unheimlich, wenigstens unklassisch, so daß ich fast sagen möchte: da er nicht sich in ihnen finden kann, so vermag er auch nicht sich darein zu finden.

Zuweilen scheint es auch, als wäge er den Werth der Dichter nur nach der Summe von Lehrsprüchen ab, die in ihren Werken sich finden; wenigstens ist moralische Erbaulichkeit bei ihm der letzte Zweck der Kunst.

§. 147.

Georg Neumark,

(geb. zu Mühlhausen am 16. März 1621, gest. am 1. Juli 1681.)

gehört zu den wackeren und schlichten Männern, die, durch Leiden geprüft, doch nie ihre Lebendigkeit verlieren, und, wenn auch nicht durch besondere Tiefe ausgezeichnet, doch manches Nützliche hervorbringen, und in einzelnen Momenten frommer Begeisterung, sogar etwas Unvergängliches. Dürfen wir auch nur ein einziges seiner Lieder mit jenem Ausdrucke bezeichnen, so möge er uns wenigstens um dieses einzigen Gedichtes willen stets werth sein. Es ist das allbekannte, einem reinfühlenden Herzen entströmte Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“ In dem schon

oben

oben angeführten Werke über den Pegnitz-Orden findet sich S. 384 f. hierüber folgende denkwürdige Nachricht die der Verfasser aus dem Munde eines damals (1744) als er sein Buch schrieb noch lebenden berühmten Gottesgelehrten hatte: „Er, Herr Neumark, lebte zu Hamburg als dienstlos in großer Armuth, sogar daß er seine Viola di Gamba *), welche er vortrefflich spielen konnte, versetzen mußte. Endlich wurde er recommandirt an den schwedischen Residenten Herrn von Rosenkranz. Der gab ihm zur Probe etwas an die Reichsräthe in Schweden aufzusetzen, und da es wohl gerieth, nahm er ihn an zum Secretario, mit 100 Thalern schwer-Geld zur Gage. Als Neumark seine Viola di Gamba wieder eingelöset, machte er das Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten;" und, da er's componirt, spielte er's das erstemal darauf mit Vergießung vieler Thränen" **).

Neumark fand endlich an dem Weimarischen Hofe eine Beförderung und nächst ihr eine Gelegenheit, sich um die Literargeschichte verdient zu machen, durch den mit großer Mühe verfaßten Bericht von der hochlöblichen fruchtbringenden Gesellschaft (1668). Da dieses Buch mit seinen Kupferplatten in Nürnberg gedruckt ward, so übernahm der thätige Siegmund von Birken die Durchsicht, und es entstand dadurch zwischen beiden Männern ein Briefwechsel, der, laut Amarantes, 1744 noch vorhanden war. Nach

---

*) Kniegeige, ehedem fast so beliebt als die Viola d'Amore, jetzt gänzlich aus der Mode.

**) Diese gänzlich vergessene Geschichte, welche ich zuerst in meiner Geschichte und Kritik der deutschen Poesie und Beredsamkeit 1805 wieder mittheilte, ist seitdem in gar manche neuere Schriften aufgenommen, worüber ich mich herzlich freue, da sie gewissermaßen zu jenem Liede mitgehört dessen schlichtester Commentar sie ist.

den wenigen Proben, welche Amarantes giebt, enthält er manches Interessante und vielleicht wäre auch noch heute eine Auswahl aus demselben zu veranstalten.

§. 148.

Neumark zeigt sich in demselben als einen galanten, beweglichen, vielleicht sogar in heftigen Augenblicken ein wenig zu sehr um Beifall besorgten Mann. Im Jahre 1673 schrieb er: „Daß die edle Jungfer von Senitz, mit dem Namen Celinde *), in unsere Gesellschaft getreten, ist mir lieb zu hören, sie ist eine vortreffliche Dichterin, und hat mich auch mit ihrer Hand mit einem netten Sonnet beehret. — — Ich bin daher willens selbst ein Pegnitzer zu werden, wenn der edle Floridan (Birken) den geringen Thyrsis (dann so hab ich mich vor etlichen 20 Jahren in meinen Schriften genannt) zum Mit-Schäfer würdigen wollte. Ich bin zwar alt und habe das funfzigste Jahr erstiegen, jedennoch grünet bei mir die Lust zu solcher edlen Tugend-Kunst und Schäferey. — Wer ist doch Dorus, der die Macarie geschrieben? Er muß ein wackerer Mann sein.“ (Da vielleicht unter hundert Lesern einer sein könnte, der doch auch wissen möchte, wer dieser Dorus gewesen, so will ich ihm dem Blühend-lebenden, und — dem seligen Neumark antworten, daß derselbe Heinrich Arnold Stockfleth hieß, ein tüchtiger, gelehrter Geistlicher, den man sogar den andern Chrysostomus nannte.)

Noch glauben wir, dem auch auf das Aeußere wie billig ein wenig haltenden Neumark schuldig zu sein, aus

*) In einer Dissertation de eruditis Germaniae mulieribus von Uranius (Dr. Med. Paullini) findet sich folgende kurze Nachricht über sie: Elisabeth de Senitz, flos nobilitatis Silesiae, virgo generosa, pietatis ac scientiae poeticae ornatissima. In Florigera ad Pegnes. Societate Celinde appellata.

einem Briefe Birkens von 12. Mai 1668 (wir wissen nicht an wen) folgende Stelle wieder in Erinnerung zu bringen „Thyrsis beschwert sich auch in diesem Schreiben, daß sein Contrefait am Titul — (seines Werkes über die fruchtbringende Gesellschaft) — ganz und gar nicht getroffen, der Kopf wäre zu dick, die Nase auch zu lang und groß, und das Haar gar zu schlecht. — Ich, schreibt er, habe zwar kein gekräußeltes, doch auch nicht so gar Schneiderhafftig Haar, möchte ein wenig lockigter gestochen werden.“

Am Schlusse wollen wir hier noch des, so viel ich weiß, noch nie berührten und doch sehr klaren Umstandes gedenken, daß unter den sehr vielen geistlichen Liederdichtern der Deutschen, wenigstens dreiviertel Lutheraner sind, und das letzte Viertel wieder in Reformirte und Katholische getheilt werden muß. Neumark war reformirt; die größeren: Flemming, Dach, Gerhard lutherisch.

Neumarks poetische Werke, z. B. Perlenkrone (1672) poetisch historischer Lustgarten (1666) u. s. w. scheinen ehedem viel gelesen worden zu sein, sind aber jetzt vergessen. Selbst der theils zu sehr lobende theils zu sehr tadelnde Neumeister sagt in seiner angeführten Dissertation S. 74. von ihm: Non aspernandae artifex elegantiae, quamvis non unam sibi libertatem sumserit passim, cujus tamen ut ipsi gratiam faciamus cum caeterae suadent poetae virtutes tum vero primarius ille hymnus Wer nur den lieben Gott läßt walten idem deposcere videtur.

§. 149.

Siegmund Betulius, bekannter unter dem Namen von Birken (den er annahm als er geadelt worden war)

(geb. zu Wildenstein 1626, gest. 1681.)

Seine Jugend war ihm eine strenge Schule, sein Va-

ter, Prediger zu Eger wurde der Religion wegen vertrieben; nach einer gefahrvollen Flucht nahm den Verfolgten „die Königin der Reichsstädte, das nie genug gepriesene Nürnberg“ auf, wie Birken in gerechter Dankbarkeit die wakkere Stadt nennt. Bald folgten Pest und Hungersnoth, es kamen wunderbare Zufälle hinzu, ein Sturz in's Wasser, ein drei Klafter tiefer Fall im Hause u. s. w.; aber stets rettete ihn theils Geistesgegenwart, theils das Glück: beim Unglück doch wenigstens die erträglichste Stelle zu finden. Im Jahre 1646 ernannte Herzog August von Braunschweig den Frühgereiften zum zweiten *) Erzieher seiner Söhne Anton Ulrich und Ferdinand Albrecht, wobei ihm die für die damalige Zeit nicht kleine Summe von hundert Thalern Besoldung ausgesetzt wurde. Die zwei Jahre, in welchen er dies Amt verwaltete, scheinen die verdienstvollsten seines Lebens. Er weckte insonderheit in dem talentvollen Anton Ulrich den Trieb zur Wissenschaft und zur Poesie, dessen Früchte wir im zweiten Bande dieses Werkes näher kennen lernen werden. Der Prinz bediente sich schon als Knabe seines Talentes häufig um den lieben Lehrer auf das überschwenglichste zu loben; aber auch als Jüngling Mann und regierender Fürst behielt er eine treue Anhänglichkeit für den Leiter seiner Jugend, und ein steter Briefwechsel bewahrte das schöne Verhältniß vor allem fremden Einfluß **).

---

*) Der erste war und blieb stets Schottel.

**) Nach Birkens Tode schrieb der Herzog an ein Mitglied des Pegnitz-Ordens: „Des guten Seligen von Birken schleuniges Absterben als eines sehr angenehmen alten Freundes ist mir sehr zu Herzen gegangen, hätte ihm ein längeres Leben gerne gönnen mögen u. s. w.“ Und zu einer Zeit: „Wann mein stets perturbirter Geist so könnte, als wie mein Will wollte, müßte ich billig auch einige Gedächtniß-Reime dem Seligen aufsetzen.' — Nur wer die Gestalt und den Styl des 17. Jahr-

§. 150.

In Nürnberg wohin Birken zurück ging, suchte er, wie es scheint, kein eigentliches Amt; desto mehr aber wirkte er bei manchen feierlichen Gelegenheiten, wo er sich die Gunst der Mächtigen zu erwerben wußte. Der Fürst Octavio Piccolomini war ihm so gewogen, daß er ihm auftrug den Nürnberger Friedenschluß von 1659 zu feiern, so wie auch den Amalfis zu schreiben; der Graf Gottlieb von Windisch-Grätz, einer der Minister des Kaisers, ließ sich von Birken eine kurze Anweisung zur deutschen Dichtkunst aufsetzen; und, zeigend wie nützlich sie ihm gewesen, wandte er sogleich die ihm gegebenen poetischen Regeln an, um Birken fast gränzenlos zu rühmen. So heißt es z. B. nachdem bereits gesagt worden ist, „zum Troz der Zeit auch dann noch bestehen, wenn die Welt selbst sich scheiden müsse:

Nun beneid' uns von jezt an das Weltstolze Römerland,
Worzu Rom, Madrit, Paris niemals kunte noch gelangen,
Das weist jetzund mein von Birken, der allein sich würdig fand
Mit der Götter Lorbeer-Wald ganz siegprächtig herzuprangen,
Er schreibt Göttlich u. s. w.

Der Graf blieb indessen nicht bei den schriftlichen Danksagungen stehen, sondern verschaffte ihm die Gunst des Kaisers, als deren erstes Zeichen, im Jahre 1655, die Erhe-

hunderts kennt, wird die ganze Liebe erkennen die in diesen wenigen Worten liegt. — Noch ist zu bemerken, daß der Fürst seine eigene literarischen Werke vor dem Druck stets an Birken sandte, damit er sie durchsehe und seine Ausstellung mache. Für dieses ehrenvolle Geschäft wurde Birken so reichlich belohnt, daß er in seinen Tagebüchern dieser Geschenke mit den Worten gedenkt: „Der Durchlauchtigste Sieg-prangende hat mich abermal mit einem guldenen Regen erquickt.“ (S. Amarantes a. a. O. S. 100 f.)

hebung in den Adelstand zu betrachten ist, nach welcher Zeit er von Birken genannt wurde. In den Antworten, welche seinen Dank und seine Freude fast trunken bezeichnen, erscheint indessen sehr befremdend und fast komisch eine Stelle, nach der wir jene Trunkenheit für nicht ganz ächt erklären dürfen. Wir lesen nämlich: „In dem Lädlein" (welches den Adelsbrief und vermuthlich auch noch andere Geschenke des Grafen enthielt) „ist noch ein Raum für ein Trümmlein Ketten. Euer Gnaden helfen eine allerhöchste Kaiserliche Gnade mit der andern vermählen."

Der Graf wurde nicht ungeduldig, sondern vereinigte sich noch mit dem nicht minder mächtigen Grafen von Harrach um den Kaiser zur Befriedigung des Bittstellers zu bewegen, was denn auch leicht gelang. —

§. 151.

Das Verhältniß mit dem Wienerhofe dauerte fort, und Leopold der Erste gab dem Nürnberger Schriftsteller im Jahre 1660 den Auftrag, das große und auch heute noch unvergessene Werk: „Der Oesterreichische Ehrenspiegel" zu schreiben. Das Werk kostete dem Verfasser acht Jahre, und wurde ihm durch die Unbequemlichkeit, daß er jedes Blatt erst nach Wien an den dazu bestellten Hofrath zur Censur einsenden mußte, sehr erschwert. Der erste dieser Hofräthe, Guttinger, so wie der zweite, Mannagetta, zeigten eine erträgliche Zuneigung für Birken; desto härter aber benahm sich der berühmte Peter Lambeck, des Kaisers Historiograph und Bibliothekar, welcher das ganze Unternehmen zu verachten schien, und es gern rückgängig gemacht hätte.

In welchen Fesseln Birken bei der Abfassung dieses Werks ging, ist schon daraus zu erkennen, daß ihm gleich voraus befohlen war, durchaus nichts gegen den Papst und die

Geistlichen zu schreiben. Nicht selten las auch der Kaiser selbst die Handschrift durch, strich und setzte zu. So befahl er z. B., daß der Tod Heinrichs VII. den Priestern nicht zugeschrieben, und der Geschichte von der vergifteten Hostie widersprochen werden solle, er veränderte manches in der Geschichte der Schweizerkriege, ließ sich aber in Beziehung auf Ludwig von Baiern zur Anerkennung von dessen höchster Würde (die freilich klar genug ist) geneigt finden. Was nun bei so bewandten Umständen aus einem historischen Werke werden konnte bei dem die leitenden Oberen der Geschichte befehlen zu können meinten, ist leicht zu erachten. Zwar enthält es demungeachtet noch manche gute einzelne Parthie auch einige Licht verbreitende Anekdoten; doch scheint mir der Briefwechsel zwischen dem Verfasser und den Censoren, so wie ihn Amarantes giebt, noch wichtiger (d. h. traurig-wichtiger) als das Buch selbst. — Um deswillen wurden auch die Lebensverhältnisse des Verfassers hier genau betrachtet.

Die Pegnitz-Schäfer, die bereits an ihrem Harsdörffer, ein sehr vornehmes Oberhaupt gehabt zu haben glaubten, fühlten doch, daß es mit Birken fast noch erhabener bestellt sei, weshalb sie ihn denn einstimmig zu ihrem Präsidenten erwählten. Er verwaltete dieses Amt mit großer Thätigkeit, und präsidirte und dichtete und lehrte bis an sein Ende. Seine Gedichte erheben sich nur selten über das mittelmäßige; aber in seiner Prosa ist, bei allem falschen Prinzip steifer Pracht, gute Anlage nicht zu verkennen. Sein Vorgänger Klai scheint ihm auch die Neigung zur dramatischen Poesie gegeben zu haben, eine Liebe, die indeß, da sie von außen gekommen, keine sonderlichen Resultate geben konnte. Er zeigt sich in dem Festspiele, das er dem westphälischen Frieden zu Ehren aufführen ließ, so wie in dem Schauspiel Psyche als einen Mann, der einen mäßigen Stoff wohl zu

ordnen versteht, dem aber fast alle Phantasie fehlt. Er gewährt einiges Vergnügen so lange er sich in seiner Natürlichkeit gehen läßt; aber er wird unerträglich sobald er jenen Mangel durch künstliche Erhitzung, oder, noch wohlfeiler, durch feuerspeiende Drachen und andere Ungeheuer ersetzen will.

Eines seiner letzten Werke ist die Anweisung zur deutschen Reimkunst, ein Buch, das die Kritik nicht weiter führt als sie bereits durch Opitz geführt worden war.

Möge hier die Dichterperiode, die gewöhnlich von Opitz und Flemming den Namen trägt, geschlossen werden, doch sei fern von uns, das Reich der Geister so gewaltsam abzumarken, daß irgend ein einzelner Autor oder eine bestimmte Jahrszahl den Schlußstein bilden sollte.

Einige nähere Betrachtungen über den ganzen Abschnitt werden im zweiten Bande dieses Werks folgen, um uns durch dieselben den Uebergang zur nächstfolgenden Periode zu bahnen.

Ende des ersten Bandes.

Gedruckt bei A. W. Schade, Alte Grünstraße Nr. 18.

JUN 2 [illegible] 1968